Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften.

aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Wittenberg und Zerbst.
Bey Sam. Gottfr. Zimmermann. 1778.

Die Angriffe des Weisen werden nie die Tugend treffen. Sie ist für die Menschen eine Feuersäule, welche sie auf dem Pfade dieses Lebens leiten soll — — Ihre Grundstütze ist oft mit Gesträuchen, Dornbüschen und giftigen Kräutern umgeben. — — Laßt uns daher diese unnützen Gesträuche ausrotten, welche sich um dies erhabene Denkmal ausbreiten.

Versuch über die Vorurtheile.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An
Herrn U** und Herrn P**
in B**

Ohne eine kleine Vorrede konnte ich dies Bändgen **Fragmente** unmöglich von mir lassen. Ich mußte dem deutschen Leser wenigstens einige Winke geben, um seinen Blicken auf die Umschaffung des äussern Gewandes derselben die rechte Richtung anzuweisen — und welche **Form** konnte sich mir hier mehr empfehlen und meinem Zweck entsprechender seyn als eine **Zuschrift** an Sie, **liebsten Freunde!** mit welchen mich das Band der Freundschaft seit vielen Jahren so genau vereinigt hat und da **Sie** mein Unternehmen schon vor seiner Ausführung kannten? Erlauben **Sie** mir

daher itzt, daß ich **Ihnen** diese **Fragmente** vorzüglich übergebe, die gewiß von **Ihnen** eine gute Aufnahme zu erwarten haben, da Religion und Philosophie, über welche sich dieser Theil ausbreitet, die Gegenstände sind, mit welchen sich **Ihr** Nachdenken, **Ihr** Untersuchungsgeist und gelehrter Fleiß am liebsten beschäftigen. Sehen **Sie** diese Zueignung aber auch als ein Denkmal meiner lautersten Freundschaft gegen **Sie** an, die in meinem Herzen nie verlöschen wird. Der Nutzen und das Vergnügen, das mir aus meiner nähern Verbindung mit **Ihnen** so reichlich zufloß — die Aufheiterung, die ich immer in **Ihrem** Umgang fand, so oft ich derselben in meinem vorigen Posten bedurfte — sind mir itzt in meiner Entfernung von **Ihnen** sehr angenehme Zurückerinnerungen und erhalten die dankvollsten Gesinnungen stets lebhaft in meiner Sele. Ohngeachtet **Sie** mir als Freunde zugethan sind, würde

ich

ich Ihnen meine Uebersetzung doch nicht zugeeignet haben, da ich Sie in Produkten der Litteratur als strenge, aber freilich sichere, Richter zu gut kenne. Aber ich darf mich nicht scheuen, mich Ihnen mit meiner Arbeit zu nähern, da Sie mich selbst dazu aufmunterten, und da die erkannte Güte und die Gemeinnützigkeit dieser abgerissenen Bruchstücke Ihr Urtheil schon längst zum Vortheil derselben bestimmt hatten — Die Gründe, die den, mir nicht bekannt gewordenen, Herausgeber bewegten, diese Sammlung für seine Landsleute zu veranstalten, will ich meinen Lesern nicht wiederholen. Seine Vorrede stellt sie in ihrer ganzen Stärke dar. Keine neue haben mich veranlaßt, einige geschäftlose Stunden anzuwenden, dies aus so verschiedenen Saamenkörnern aufgezogene fremde Gewächs auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen. Ich darf hoffen, daß es in unserm Vaterlande gutes Erdreich an-

treffen und reiche Früchte tragen werde. Diese Sammlung wird gewiß für den Kenner und Liebhaber der Litteratur eine angenehme Lektür seyn, da sie sich so sehr durch hervorstechende Gedanken interessante Materien und Mannigfaltigkeit des Innhalts empfiehlt und da iener das zweite Buch vielleicht als einen Kodex der Philosophie im Kleinen ansehen dürfte. Er wird sich überhaupt freuen, die mit so vielem Bedacht aufgelesenen Goldkörner hier wieder zu finden, die er selbst schimmern sahe, wie ihn Neugierde und Forschungsgeist reitzten, sich dem Strande und den brausenden Wellen zu nähern, welche sie mit aus ihrem Innern ausgeworfen hatten, von denen aber seine Blicke durch neue unerwartete Erscheinungen wieder abgeleitet wurden — Ueberdem muß sie auch in unserm Vaterlande für manchen — der sich ein denkender Kopf zu seyn einbildet, weil er getreu nachbethet und mit Wohlge-

gefallen für wahr annimmt, was ihm seine einzigen Lehrer, die Verfechter des Unglaubens, vordenken — eine heilsame Ueberraschung seyn. In seiner Betäubung, darin er bey Lesung ihrer angestaunten Werke gerathen war, hatte er die Stimmen der gesunden Vernunft und der Menschheit, die auch bey dem affektirtesten Verächter der Warheit, der Religion und der Tugend in ruhigen Augenblicken ihr Daseyn verrathen, nicht gehört. Seine Aufmerksamkeit zogen nur iener blendende Witz, iene unglücklichen Trugschlüsse, iene ungereimten Spöttereien, iene unverzeihlichen Angriffe gegen die ehrwürdigsten Dinge auf sich. Nur diese waren die erwünschteste Nahrung für seinen Geist. Wenn er nun sein ganzes Nachdenken auf diese Sammlung heftet, die aus Gedanken und Urtheilen solcher Männer besteht, welche er als allein Weise unter den Sterblichen verehrte, wenn er hier einige

nige Augenblicke mit ruhiger Ueberlegung verweilt, so muß er hier nothwendig lernen, in iene hinreissende, Irrthum und Ungebundenheit vertheidigende, Deklamationen Mistrauen setzen, die er mit Zufriedenheit anhörte, die ihn so unglücklich täuschten und die aus eben dem Munde ausgesprochen wurden, der hier Grundsätze behauptet, die iene Trugschlüsse und blendenden Irrthümer völlig umstossen. Die Warheit wird sich dann gewiß vor seinen Augen zu enthüllen anfangen und die Decken abwerfen, welche dieselbe in ihrer ehrwürdigen Gestalt vor ihm verbargen — Und überhaupt werden alle Abschnitte dieses Werks für Leser von vielerley Art nützlich und unterhaltend seyn. Mancher wird z. B. in den Kapiteln über Mythologie und alte Geschichte Bemerkungen finden, die für ihn ganz neu sind, so oft er auch schon über diese Gegenstände und besonders über die Lieblingsmaterie der

Schu=

Schulen, Römergeist und Römersitte, deklamirt und geschrieben hat — Daß ich die zween Theile des Originals in vier Abtheilungen liefere, wird meinen Lesern völlig gleichgültig seyn. Mir war es bequemer, weil ich mich nicht gern übereile und nur ganz müssige Stunden darauf wende. Die übrigen drey Theile, die diesem ersten an Stärke ziemlich gleich seyn werden, sollen in den nächsten Messen folgen. Eben so wird man es nicht misbilligen, daß ich den weitläuftigen französischen Titel zusammen gezogen habe. Ich liebe die langen Titel nicht. Daß der gewählte nicht für alle hier befindliche Aufsätze und Artikel passend ist, weiß ich wohl. Allein der Titel ist ja bey einem Buche nicht das Vornehmste und der vorstehende giebt doch die Hauptidee des Buchs hinlänglich an. Ueberdem kann die Vorrede des Herausgebers jedem mehr Aufschlüsse geben, der ganz bestimmt zu wissen wünscht, was er in diesem und

den folgenden Theilen zu erwarten hat. Für die Richtigkeit der Uebersetzung glaube ich mich verbürgen zu können, wenn ich gleich mehr die Gedanken als die Worte in unsere Sprache überzutragen gesucht habe. Ob die Uebersetzung auch das Fliessende erhalten hat, das ich ihr zu geben bemüht gewesen und ob das Charakteristische in der Schreibeart und in dem Gange der Ideen der verschiedenen Verfasser unterscheidend genug ausgedruckt ist — überlasse ich **Ihrer** Entscheidung und dem Gefühl meiner Leser. Leben **Sie** wohl und erhalten **Sie Ihre** unverstellte Freundschaft

Ihrem

St**
den 13ten April
1778.

ergebenster
B**

Vorrede des Herausgebers.

Mit den Produkten der Gelehrsamkeit hat es eben die Bewandtniß wie mit den Früchten der Erde. Unter diesen siehet man oft neben einer gesunden und nahrhaften Pflanze schädliche Gewächse hervorschiessen, deren betrüglicher Saft desto gefährlicher ist, da er der Zunge schmeichelt und hernach das Blut in den Adern entzündet, die Eingeweide zerfrißt, und dem Herzen in wenig Augenblicken Gift und Tod zuführt. Was thut hier der kluge und verständige Landwirth? Rottet er alles ohne Unterschied mit Feuer und Sichel aus? Seine Oekonomie hat einen viel grössern Um-

fang.

fang. Er zeichnet mit Bedacht die Pflanzen aus, die zur Nahrung dienlich werden können. Er bringt die zerstreuten Keime zusammen -- ordnet ihre verschiedenen Geschlechter in geschmackvoll angelegten Beeten --- pflanzt Blumen um dieselben, deren anmuthige Schattirungen und schimmernder Glanz den mannigfaltigen Abtheilungen dieses reitzenden Küchengartens zur Einfassung dienen. Oft weidet er in der Mitte eines dichten Lustwäldchens, der diesen Garten verschönert, gleich dem ehrlichen Greis beym Virgil sein heiteres Auge an diesem neuen Eigenthum, wo sich durch seinen Fleis das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigt. Gegen das Ende des Tages siehet er seine arbeitsame und geliebte Gattin, seine muntere und vergnügte Kinder unter Freudengesängen die Kräuter sammeln, welche seine ländliche Tafel zieren sollen, ohne zu fürchten, daß sich giftige Kräuter mit den gesunden vermischen, oder daß eine Schlange unter den Blumen verborgen seyn werde.

Was ein verständiger Oekonome in dem Naturreiche thut -- das halten wir auch für zuträglich in dem Reiche der Gelehrsamkeit zu thun --- wenigstens in dem Theil, den

den der philosophische Geist bearbeitet hat und den er als sein köstlichstes Eigenthum ansiehet.

Doch wollen wir vorher die vornehmsten Abschnitte der Geschichte der Philosophie, ihres Fortgangs und ihres Misbrauchs nach den zuverlässigsten Denkmalen unter einem Gesichtspunkt zusammen stellen.

Die Philosophie, die fast so alt ist als die Welt, und die ihre ersten Tempel an den Ufern des Ganges, des Nils und in dem Schoos der Republiken Griechenlands hatte, both der Religion die Hand, um die Menschen in Gesellschaften zu vereinigen, sie gesitteter zu machen und sie zu unterrichten. Zahlreiche Schulen, welche berühmte Männer zu Anführern hatten, erfanden Wahrheiten, die für das menschliche Geschlecht sehr wichtig waren und stellten Untersuchungen an, die mit der Wohlfahrt desselben in der genauesten Verbindung standen. Das Wesen der Gottheit, die erhabene Uebereinstimmung ihrer Eigenschaften, der hohe Werth und das Glück der Tugend, die Pflichten des Menschen und das Verhältniß der Gesellschaft gegen einander --- dies waren die heiligen Gegenstände des Nachdenkens eines Theils der

ersten Weisen --- da hingegen der andere Theil durch häufige Nachforschungen in der Natur, durch Beobachtungen und Zergliederungen die Wissenschaften erschuf, ihre Grundsätze feststellte, ihre ersten Gründe entwickelte und seinen erstaunten Mitbürgern den Nutzen zeigte, der zum Besten der Gesetzgebung und zum Glück des häuslichen Lebens daraus entstehen könnte. Dies war das Zeitalter des Sokrates, des Plato, des Aristoteles und des Archimedes. Dies war der erhabenste Schwung des menschlichen Geistes --- die berühmteste und merkwürdigste Periode der Philosophie.

Nachdem das römische Schwerdt, das Griechenland bezwungen hatte, selbst von Barbaren war zerbrochen worden, so wurden Philosophie und schöne Künste, welche iene immer begleiten, zugleich mit den Ueberresten der Besitzungen der Kaiser in Fesseln gelegt und gleich diesen nach den Rechten des Sieges behandelt. Aus der Gefangenschaft wollte sie zuweilen ihre Stimme erheben. Sie versuchte es unter ihren wilden Ueberwindern die Töne hören zu lassen, welche der Liebhaber Juliens in den Eisländern Thraziens hören ließ und konnte, wie dieser unglück-

liche

liche Dichter, ausrufen: Ach die Barbaren! Sie verstehen mich nicht. Was konnte auch die Philosophie bey halb-wilden Horden für Würkung haben, die sich ihrer Unwissenheit rühmten, die nichts verstanden als trinken und schlagen --- bey Völkern, die damals in vieler Rücksicht in eben dem Zustand waren, in welchem Linus und Orpheus die ersten Menschen fanden, welche durch die Anmuth ihres Betragens, das Sanfte ihrer Sitten, das Rührende ihrer Unterredungen mehr aus der Wildheit erhoben wurden als durch den bezaubernden Gesang ihrer Leyer?

Indessen erschienen nach den Jahrhunderten des Blutvergiessens und der Verwüstung, nachdem ein Theil der Völker aufgerieben war, Friede und Freiheit wieder — ruhige Stille erweckte wieder den Geschmack an den Wissenschaften. Die Philosophie sahe ihre Fesseln sinken und in der ersten Entzückung glaubte sie, daß sie wieder in ihr Reich eingesetzt werden und ihren vorigen Ruhm wieder erlangen würde. Aber ach! von wie kurzer Dauer war ihre Freude und wie bald wurden ihre angenehmsten

Hof-

Hofnungen vereitelt! Aus dem prächtigen Saal des Plato oder aus den ländlichen Gegenden des römischen Redners sahe sie sich mit ihrem ganzen Eigenthum in arme, finstere, abergläubische, unwissende, eigensinnige und dadurch überaus stolze Schulen versetzt. In bleicher entstellter hagerer Gestalt wurde sie feierlich in ienen dumpfigen Gewölben aufgestellt und an ihren Füssen fesselte man die Schriften des Aristoteles. Auf diese geheiligten Blätter mußte man schwören — schwören, daß man nie etwas behaupten wolle, was von den Lehrsätzen des macedonischen Philosophen abweicht, daß man die Irrthümer desselben als Orakelsprüche annehmen wolle — man mußte sich verbindlich machen, das durchschimmernde Licht nicht zu sehen, wenn es zu stark in die Augen fallen sollte — und wenn ein unfolgsamer Schüler oder ein unbiegsamer Fremder es wagte, einen Satz vorzubringen, der stark genug war, die Grundfeste der peripatetischen Philosophie zu erschüttern, dann schrieen alle diese gravitätischen Lehrer mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen, mit Hinweisung auf das geheimnißvolle Buch, als ob sie eine Kirchenbusse ankündigten, oder als ob diese Aufgabe schon längst

aufge-

aufgelöst wäre: *Ipse dixit*: Schweig, Verwegener! Unser Lehrer hat es schon entschieden.

Man kann sich leicht vorstellen, was der menschliche Geist unter dem despotischen Joche des Schulregenten für Fortschritte machen mußte. Allein das Unbegreiflichste ist der gothische, abgeschmackte und lächerliche Ton, den die europäischen Schulen annahmen. Eine trockene, unfruchtbare Metaphysik nahm den Thron der Philosophie mit Gewalt ein. Kindische Trugschlüsse, eine unverständliche und barbarische Schreibeart, ein pedantischer und schwülstiger Ausdruck verdrängten eine unterhaltende Moral und die erhabensten Schriften des Alterthums. Abstrakte Begriffe, Formen, Allgemeinsätze, Kategorien, Substanzen kamen an die Stelle iener sinnreichen und fruchtbaren Lehrgebäude, die gleichsam die Grundlage der Wissenschaften waren — an die Stelle der wichtigen und gelehrten Hypothesen, welche der Schlüssel aller menschlichen Kenntnisse wurden. Die Universitäten selbst, die gelehrten Universitäten, die sich rühmten (welches auch einige hernach würklich wur-

den) das Heiligthum der Künste und das Archiv der Vernunft zu seyn, die Universitäten waren damals meistentheils nichts anders als eine Freistadt der stolzen Unwissenheit, ein Sammelplatz der Leichtgläubigkeit, der Vorurtheile und des unbiegsamsten Eigensinns. Man durfte es nicht einmal sicher wagen, die alten Meinungen zu bestreiten, oder auszurotten. Rache und Verfolgung waren die Belohnung der Arbeiten des philosophischen Geistes. Kurz die öffentlichen Schulen konnten sehr wohl mit ienen gottesdienstlichen Höhlen des Heidenthums verglichen werden, aus welchen zweydeutige Orakelsprüche hervorkamen und in welchen man den Donner toben hörte, sobald ein unerschrockener Sterbliche die Schranken überschritten hatte und sich in die geheimnisvolle Tiefe wagen wollte.

Endlich sahe man an diesem neblichten Horizont mit den glänzenden Regierungen Franz I. und Ludwigs des Grossen die Morgenröthe des neuen Tages der Philosophie anbrechen. Gleich der Sonne, welche durch das dunkle Gewölk durchbricht, schien ihr Glanz reiner und anziehender. Sie bekam unver-

unvermerkt ihre Rechte, ihre Herrschaft, ihre Stralen und ihre Würde wieder. Durch die Natur und Vernunft geleitet, trat sie maiestätisch ihre alte Laufbahn wieder an, die ehedem der Schauplatz ihres Ruhms war und sahe ienes alte Götzenbild, daß sich seit zwölf Jahrhunderten kühn mit ihrem Schmuck gezieret hatte, vor ihren Füssen niedersinken. Ihre ersten Blicke brachten eine Menge freier und denkender Köpfe hervor, welche die Kette der Genies von der ersten Klasse fortsetzten, die Unwissenheit und Barbarey unterbrochen hatten. Wie Cartesius, Leibnitz und Malebranche die dicke Finsterniß der *Schule* vertrieben, wie sie das Gebieth der Einbildungskraft, ihren Einfluß auf die Würkungen des Verstandes, das tiefe Geheimniß von der Entstehung unserer Ideen, den Adel der Sele, die Bestimmung des Menschen und die Bestandtheile seines Glücks auf Erden untersuchten --- so studirten Galiläus und Neuton durch Beobachtungsgeist und gelehrte Ausrechnungen geleitet, die Baukunst des Himmels. Als muthvolle Philosophen wagten sie den blendenden Brennpunkt der Gestirne genauer festzusetzen, ihre Gattungen auszurechnen, ihre Ordnungen

zu unterscheiden, ihre Verhältnisse, ihren Lauf, ihre Verrichtungen und ihr Eigenthum zu bestimmen. Bey diesen wichtigen Arbeiten schien der engländische Philosoph der Schöpfer iener glänzenden Sphären zu seyn, die mit so viel Würde und Harmonie über unsern Häuptern rollen und die dem Pallaste der Gottheit zum Eingang zu dienen scheinen.

Das neue Reich der Philosophie wurde sehr blühend — aber es dauerte nicht lange. Ihr Reich hatte, wie alle Reiche, welche die Sonne auf der Erde sich erheben sahe, das gewöhnliche Schicksal. Wenn sie die höchste Stufe des Ruhms und der Macht erreicht haben, so werden sie in dem Augenblick, in dem sie sich mit Ehren auf ihrem festen Fußgestelle stützen konnten, wankend gemacht, sinken nieder und lassen blos in den Denkmalen der Geschichte Spuren ihres alten Glanzes zurück — Dies ist das Bild der traurigen Revolution, welche die Philosophie unter uns erfahren hat und die wir nicht verbergen können. Es wäre ohne Nutzen, wenn ich dies traurige Gemählde hier noch weitläuftiger zeichnen wollte. Soll ich es wiederholen, wie groß die Verwunderung

aller Rechtschaffenen war, wie sie die ehedem so wohlthätige und bescheidene Philosophie sich auf einmal in eine Furie verwandeln und sich gegen Religion, gegen Vaterland und Gesellschaft wafnen sahen?

Gegen die Religion — der sie ihren Ursprung streitig macht, deren Dienst und göttliche Moral sie in Miskredit bringt, die sie mit Verleumdungen, Schande und Gotteslästerungen überhäuffet, die sie beschuldigt, daß sie zu allen Grausamkeiten anrathe und alle die Uebel veranlasse, welche die Erde verwüsten.

Gegen das Vaterland — welches ihr den bittern Vorwurf macht, daß sie seine geheiligten Rechte über seine Kinder zernichtet und ihren erschlaften Selen an die Stelle der Empfindungen der Liebe, der Zärtlichkeit, des edlen Stolzes, der Herzhaftigkeit und der Großmuth, welche die Quelle seines Ruhms und die Pflanzschule seiner Helden waren, den verderblichen Lehrsatz des Egoismus eingeflößt habe.

Gegen die Gesellschaft — deren Bande sie zerreissen, deren Einsichten sie ersticken,

deren Wohnungen sie zerstöhren und deren Glieder sie in einsame Höhlen und dicke Wälder zurückschicken wollte, wo sie ohne Verbindung mit einander, ohne Gesetze, ohne Absichten leben sollten. Sie wollte ihren Zustand dem Zustand der wilden Thiere gleich machen, die von Wurzeln, Moos, Baumrinde oder Baumblättern leben.

Diesen Verfall der gesunden Philosophie haben drey Männer vor unsern Augen bewürkt. Der erste — ein grosser Kopf, ein gelehrter Kritikus, ein feiner Schüler der Vernunftlehre, ein angenehmer Litterator — führte das System der Zweifelsucht in Religionssachen ein und brachte kühne Vermuthungen darüber vor. Seine grossen Werke, die mit tiefsinnigen Untersuchungen, mit gelehrten Episoden, mit auffallenden Anekdoten, mit witzigen Einfällen ausgeschmückt sind, welche die Reitze eines verführerischen Stils haben, dessen Nachlässigkeiten sogar gefallen, richteten um so viel mehr Unheil an, da sie unter den merkwürdigen Denkmalen der alten und neuen Geschichte schlüpfrige Auftritte darstellten, welche auf die Sitten die übelste Würkung haben konnten. Sie wur-

wurden um so viel gefährlicher, da der Verfasser, ohne einen bestimmten Zweck zu verrathen, so wohl die Beweise, welche die Religion befestigen, als die, welche sie bestreiten, unter einem Gesichtspunkt zusammenbringt und diesen eine gewisse Stärke und ein Gewicht giebt, das er ienen versagt — so daß die verdorbenen Herzen und die kurzsichtigen Köpfe, das heißt, die größte Anzahl der Leser, nach Lesung einiger Seiten des berühmten Wörterbuchs in ein Erstaunen und in eine Unschlüssigkeit gerathen, welche eine allgemeine Zweifelsucht hervorbringt, die auf geraden Wege gewiß zum Unglauben führt.

Der zweete, der Erbe des Kothurns der größten Meister auf der französischen Schaubühne, der Erbe eines sehr ansehnlichen Theils ihres Ruhms, kannte das Genie seiner Nation besser und glaubte, daß es, um die Philosophie im Triumph aufzuführen, hinreichend wäre, wenn sie zum Lachen bewegte. Er gab ihr daher die Waffen der Ironie und der Satyre. Sein Vorgänger hatte in vieler Herzen den Grund der Religion erschüttert. Dieser übertünchte das ganze Gebäude mit dem Salz des Lächerli-

 chen.

chen. Ihr Ursprung, ihr Stifter, ihre Geschichte, ihre Streitigkeiten, ihre Moral, ihre Lithurgie, ihre Helden — nichts konnte der Heftigkeit und der Bitterkeit seiner Spottreden entgehen. Sie wurden in einer grossen Menge Werke wiederholt, erneuert und unter andern Gestalten vorgebracht, so, daß man von ihm sagen konnte, was man von einem sehr arbeitsamen alten Philosophen sagte: Sie wären allein und ohne andere Materialien hinreichend, einen Scheiterhaufen für seinen erblaßten Körper aufzurichten *.

Ohne

* Was hier von einigen verderblichen Schriften des Philosophen von Ferne gesagt wird — Schriften, welche ihm seine Freunde und Feinde einmüthig zuschreiben — thut auf keine Weise dem gerechten Tribut des Ruhms Abbruch, den ihm die Welt zugestanden hat, und den er durch unsterbliche Produkte von anderer Art verdient. Wenn man den Herrn von Voltaire nur als Verfasser vieler Schauspiele, die obngeachtet ihrer Fehler von keinem übertroffen worden sind, als einen unserer fliessendsten, witzigsten, reitzendsten und naifsten Dichter betrachtete, so hätte man

schon

Ohne die Masque des ersten, noch die Waffen des zweeten anzunehmen, erschien der dritte nach einer ziemlich langen zwischenzeit auf dem Schauplatz. Als ein kühneres Genie, als ein mehr eindringender Vernünftler, als ein beredterer und sich kurz fassenderer Schriftsteller, als ein gelehrterer Schilderer und männlicherer Kolorist legte der Verfasser des Emils die letzte Hand an das Werk der Philosophie. Nun kam es nicht mehr auf die Kunst zu zweifeln, oder auf die Gabe, zu lachen zu machen, an. Man sahe die Freimüthigkeit des Diogenes sich mit dem Ernst des Sokrates und mit der glänzenden Schreibeart seines Schülers vereinigen. Der Philosoph nahm den Ton dieser berühmten Männer an und anstatt einzelne Punkte nach einander abzuhandeln,

schon Ursach, seinem Namen einen hohen Rang anzuweisen. Um groß zu scheinen, hat er weiter nichts nöthig, weil er selbst schon hundertmal nicht dafür hat gehalten seyn wollen — Dies allein wollte ich nur anführen.

Anmerk. d. Herausg.

wagte er, ganz neue Gesetze zu geben, die sich auf einmal über Religion, Moral, Regierung, Wissenschaften, Unterricht, kurz über alle Verfassungen der Gesellschaft erstreckten. Er stellte sich an der Quelle dessen, was er Irrthümer und Krankheiten der Völker nannte, faßte den Menschen, wie er aus der Wiege kam, bey der Hand und ließ ihn nicht eher los, als bis er ihn dem Hymen in die Arme führte — Die Philosophie war entzückt, wie sie einen so tapfern und wohl bewafneten Streiter zu ihrem Vortheil geschäftig sahe und war stolz auf den Glanz, der dadurch auf ihre Fahne herabstrahlte. Sie nahm daher dies neue Gesetzbuch mit vieler Achtung auf. Der Enthusiasmus erhielt nach und nach die Oberhand, man blähete sich auf und die ansteckende Krankheit wurde allgemein.

Allein unterdessen, daß man beschäftigt war, ihn zu lesen, ihn mit Begierde zu lesen, ihn anzuführen und ihn zu erklären — unterdessen, daß die größten Anfälle der Verwirrung und Entzückung währten, hatten ihn einige aufgeklärtere Männer, einige reifere Köpfe aufmerksam untersucht und machten

das

das bekannt, was sie bey der genauesten Zergliederung bemerkt hatten.

Erstlich, daß der Verfasser in Ansehung der Punkte, welche die physische und einen Theil der moralischen Erziehung betreffen, würklich gute Vorschläge thue, aber daß sie nicht neu wären, und daß er daher nur das Verdienst eines einnehmenden, kraftvollen und originellen Stils habe.

Zweitens, daß der Plan der so allgemein gerühmten Erziehung nur bey einer sehr geringen Anzahl von Bürgern anzuwenden sey, welches doch einen Hauptfehler in einer Gesetzgebung ausmache, deren Inhalt man auf das ganze menschliche Geschlecht anzuwenden verlange.

Drittens, daß sie bey den Angriffen auf die Religion nur ganz gemeine Einwürfe gefunden hätten; daß sie aber mit einer ganz besondern Kunst, Wärme und Ueberraschung darin vorgetragen wären --- daß die Verfahrungsart des Verfassers sey, die Falschheit seiner Grundsätze so viel als möglich zu verbergen, paradoxen Sätzen und Trugschlüssen

die blendende Farbe eines Grundsatzes zu geben -- daß es dann nicht mehr möglich sey, demselben zu widerstehen -- daß man ihn aus diesem Grundsatz eine Kette von Folgerungen herleiten sähe, die sehr wohl zusammen hiengen, die man nothwendig zugeben müsse und die alle diejenigen in die größte Verwunderung setzen müßten, die ihm seinen ersten Lehrsatz zugegeben hätten --- Daher das so richtige Urtheil, das ein einsichtsvoller Mann über die Werke dieses Schriftstellers gefällt hat: Seine Logik, sagt er, hat immer das Ansehen, als ob sie im Triumph aufzöge, allein oft verbirgt sie ihren Kopf in den Wolken.

Die Unpartheiligkeit, die Freimüthigkeit, die Anständigkeit, mit der wir die Schilderung der Oberhäupter der Philosophie entworfen haben, die Vorsicht, daß wir ihre Lobsprüche den Zügen einer bescheidenen Kritik an die Seite setzen, verräth die Absicht gnugsam, die wir bey Bekanntmachung dieses Werks gehabt haben. Wir gestehen, daß sich diese berühmten Männer und einige, die in ihre Fußtapfen traten, nur den Misbrauch vorzuwerfen haben, den sie von ihren

Kennt-

Kenntnissen gemacht, daß sie die Waffen, die sie mit mehr Ehre zur Vertheidigung der heiligsten Warheiten hätten brauchen sollen, wider dieselben gerichtet haben und daß sie gleich dem Aufrührer, über den die Beredsamkeit des Cicero siegte, grosse Talente gezeigt haben, die verdient hätten, auf eine bessere Sache verwendet zu werden. Man findet oft in ihren Schriften Stücke, welche des berühmtesten Zeitalters der Philosophie würdig sind — Zurechtweisungen, die der Gesellschaft nützlich sind — Schilderungen für die Unsterblichkeit gemacht — Es ist Schade, daß dies so glänzende Gold mit dem schädlichsten Metall vermischt bleiben soll und daß das Unkraut beinahe den besten Waitzen erstickt! Hier ist nun Gelegenheit, die Klugheit des Landwirths nachzuahmen, dessen Bild wir im Anfange dieser Vorrede entworfen haben und dies ist der Plan des Werks, das wir dem Publiko vorlegen. Es kann als ein erlaubter Auszug aus den verbotenen Büchern angesehen werden, welche die Philosophie unserer Tage hervorgebracht hat.

Alles was in diesen Schriften das Gepräge des guten Geschmacks, der Vernunft,

einer bescheidenen Kritik, der Beredsamkeit, der Liebe zur Tugend, zum Vaterlande und zu den Wissenschaften aufweisen kann, ohne daß es Haß gegen die höchste Gewalt verräth, ohne daß es den guten Sitten nachtheilig wird, und den Religionswarheiten widerspricht --- alles dies gehört mit Recht den Wissenschaften und der nüzlichen Gelehrsamkeit zu, deren Produkt es ist. Wir haben gerechte Ansprüche darauf, wir können es uns anmassen, es von neuen aufstellen und einsichtsvollen Köpfen vorlegen, da wir hingegen die überaus gefährlichen Zusätze, welche diese Schätze begleiten, wenn es möglich ist, in die Nacht der Vergessenheit stürzen können. Diejenigen, welchen es ihre Umstände und ihr zartes Gewissen nicht erlauben, sich mit Schriftstellern bekannt zu machen, die sich oft in Apostel des Unglaubens und der Wollust verwandeln und welche doch neugierig genug wären, ihre Blicke auf einige unterhaltende Stücke zu richten, die von diesen Verfassern aufgesezt sind, werden es uns gewiß Dank wissen, daß wir diesen Plan ausgeführt haben. Ueberdem benehmen wir dadurch der unbedachtsamen Jugend jeden Vorwand, die Originale zur Hand zu nehmen;

men, aus welchen wir ihnen einen Auszug liefern. Sie können durch eine aufmerksame Lesung desselben ihren Geschmack bilden, aus demselben die Anmuth der Sprache lernen, das Eigenthümliche dieser geschickten Schilderer studiren und sich mit ihrer Farbenmischung vertraut machen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, das würksamste und unheilbarste Gift einzuathmen. Ich kann die Versicherung beifügen, daß ich aus den angeführten ausländischen und einheimischen Denkmalen nach den oben angegebenen Grundsätzen alles mit Genauigkeit ausgehoben habe, was nützlich zu seyn schien. Das übrige enthält nichts, als heftige Ausfälle gegen die Religion, welche entweder einen sehr verwerflichen Unglauben oder eine grobe Unwissenheit verrathen — enthält Schilderungen, bey welchen die standhafteste Tugend die Augen niederschlagen muß, und ewige und ungerechte Deklamationen wider die Regierung des Landes. Ich bin überzeugt, daß diese heiligen Gegenstände iungen Bürgern zu ehrwürdig seyn werden, als daß sie Schriften lieben und eifrig suchen sollten, welche mit einem sehr unphilosophischen Stolz und Verachtung von denselben sprechen.

Ich

Ich verschweige es nicht, daß ich mir oft erlaubt habe, Veränderungen vorzunehmen. Wenn ich mitten in einem nützlichen und angenehmen Fragment einige unreife oder zu dreiste Gedanken bemerkte, so verdeckte ich sie mit einem Schleier und strich davon so wenig, als möglich war, aus und setzte einen richtigern Gedanken an ihre Stelle. Ich hoffe, den Vorwürfen der tiefsinnigsten Grübler und der strengsten Richter auszuweichen. Wenn iemand diese geringen Verbesserungen für Verwegenheit hält, so antworte ich, daß sie nichts wesentliches betreffen und daß sie keine Eigenschaft des Bildes verändern, zu dem sie gehörten. Was würde einem Meisterstück des Titians oder Albans eine weise Hand für Schaden thun, welche die zu nackenden Schönheiten mit dem Schleier der Schamhaftigkeit oder der sittsamen Grazien verhüllte? Der Strich, die Stellung, die Farbenmischung und der Ausdruck bleiben dieselben — und alsdann würde das Gemälde nur ausser dem Beifall des Kenners den Beifall des Weisen und Tugendhaften erhalten.

Man könnte hinzusetzen, daß die schönen Künste als Kinder des Witzes und der Freude bestimmt sind, den Würkungskreis des Menschen zu verschönern, ihn in geschäftlosen Stunden zu vergnügen und das Glück seines Lebens zu befördern. Allein wenn ihre gränzenlosen Ausschweifungen, ihr wüthender Eifer die Ruhe der Gesellschaft stören, wenn sie die Leidenschaften nicht blos von ihren Fesseln losmachen und sie anreitzen, sondern sich auch mit ihnen vereinigen, um in allen Herzen Unordnungen anzurichten --- so überschreiten sie ihre Grenzen, so muß man ihre ungestüme Würkungen aufhalten, ohne Barmherzigkeit ihren Werken die Auswüchse benehmen, welche ihrer Bestimmung entgegen sind und von ihren Sammlungen nur die Stücke behalten, derer sich der gute Geschmack und die gesunde Vernunft nicht schämen dürfen.

Um eine gewisse Ordnung in diese Sammlung zu bringen, habe ich die Stücke von ähnlichen Innhalt zusammen gebracht und sie in Bücher und Kapitel abgetheilt. Das erste Buch handelt von der Religion, das zweite von der Philosophie, das dritte

von der Moral, das vierte von der Mythologie, das fünfte von der Geschichte, das sechste von den schönen Künsten. Jeder geübte Verstand, der Liebhaber der Wissenschaften und der Freund der Religion wird daher in dieser Sammlung Nahrung für seine Frömmigkeit und Nahrung für seinen Geschmack antreffen.

Wenn man seine Augen auf das erste Buch richtet, so wird man sich kaum von dem Erstaunen erhohlen können, darin man gerathen muß, nachdem man die ausgehobenen Stellen über die Religion gelesen hat, die hier gesammlet und zwar aus den Gesetzbüchern des Unglaubens gezogen sind — Das zweite stellt einen ziemlich weitläuftigen Abriß von der wahren Philosophie dar, den alle Gutdenkende und gelehrte Kenner einmüthig billigen werden. Mögte er doch allen denen zum Muster dienen, die nach dem glänzenden Titel streben, dessen nothwendige Eigenschaften dieser Abschnitt zergliedert! — Das dritte enthält verschiedene Kapitel, das man als einen fürtreflichen Entwurf der Sittenlehre ansehen kann — Das vierte liefert die meisten Gegenstände, die ganz neu und im Stande sind, die Neugierde

gierde der Liebhaber des Alterthums zu reizen. Der Verfasser hat sich seine ganze Lebenszeit mit den Trümmern desselben beschäftigt, sie mit einem bewundernswürdigen Scharfsinn und mit einem anhaltenden Fleiß durchwühlt. Man wird sich hieraus überzeugen, wie viel noch in den gewöhnlichen und allgemein angenommenen Meinungen über die Gewonheiten, Schriften und Gebräuche des Heidenthums zu berichtigen ist — Das fünfte ist eines der merkwürdigsten und mannigfaltigsten. Man wird in demselben besonders das funfzehnte Kapitel mit Vergnügen lesen, woraus man sich einen deutlichen Begrif von dem natürlichen und moralischen Zustand von Amerika machen kann und besonders, wie diese Halbkugel zu der Zeit beschaffen war, wie die Spanier sie eroberten. Das vierzehnte Kapitel über den Mohamed ist keine langweilige Wiederholung dessen, was schon an andern Orten tausendmal über ihn gesagt worden ist. Der Verfasser untersucht als Philosoph die Person, die Gesetzgebung und das Leben dieses berühmten Betrügers. Er stellt Nachforschungen über einen Mann an, den man bis in

den Himmel erheben will und den wenig Menschen ganz kennen; er denkt vernünftig über ihn nach, bestimmt seinen Werth und beurtheilt ihn. Dies hat mich veranlaßt, von ihm zu reden --- In dem sechsten Buche wird man merkwürdige Nachrichten über den Zustand der Wissenschaften und Künste bey alten und neuen Völkern finden --- Schilderungen von den meisten Schriftstellern der alten Litteratur und Bemerkungen über das itzige Reich der Gelehrsamkeit --- einen Auszug aus Rousseau's berühmten Brief an d'Alembert über die Schauspiele, in welchem diese wichtige Materie, mit einer solchen Stärke der Vernunft, mit einer solchen Feinheit des Gefühls, mit einer so tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens untersucht wird, daß man dies Werk für eins der besten des Genfischen Philosophen halten muß.

Dieser zweete Band endigt sich mit einer Sammlung von Gedanken und Anekdoten, die unter den übrigen Titeln nicht wohl aufgestellt werden konnten und doch bekannt zu seyn verdienten.

Der Titel **Philosophische Antilogien** oder **Widersprüche**, schien mir der schicklichste vor einer mit Ordnung veranstalteten Sammlung von interessanten Stücken zu seyn, welche das Beste der Religion, der Sitten und der Regierung zum Zweck haben und die aus der Feder eben der Schriftsteller geflossen sind, die unglücklicher Weise durch Schriften bekannt genug sind, worin sie sich bemühen, Unglauben, Sittenlosigkeit und Unabhängigkeit durch Lobsprüche zu erheben.

Ihr berühmten Schriftsteller unserer Zeit! ihr die ihr euch des Titels der Weisen rühmt und denen, um ihn zu verdienen, oft nichts als eingeschränktere Absichten und ein besserer Gebrauch eurer Talente fehlen --- euch ist dieses Werk gewidmet --- es gehört euch zu und der hochachtungsvollste Dank kann euch dafür ohne Ungerechtigkeit nicht entzogen werden. Könnte euch doch der Antheil, den tugendhafte und vernünftige Bürger an euren Schriften nehmen werden, sobald sie von gefährlichen Stellen gereinigt sind, könnten euch doch ihr Beifall und ihre Lobsprüche bewegen, nie andere als solche

Schriften herauszugeben! Sie werden für die itzige Zeit und für die künftigen die Zierde eurer glänzendsten und gewiß unvergänglichsten Krone seyn. Sie allein werden sich dem fortreissenden Strom der Zeit widersetzen. Das übrige --- und ihr wißt es selbst besser, als irgend ein anderer --- die abgeschmackten Systeme, die übertriebenen Deklamationen, die kühnen Behauptungen, die ungerechten Satyren, alles dies wird sich in dem unermeßlichen Abgrund verlieren, in welchen der Irrthum, die flüchtigen Gedanken, die eigennützigen Absichten und die besondern Zänkereien auf immer werden gestürzt werden.

Unberühmter, aber für die Liebe zur Warheit und für den Fortgang der Wissenschaften eifriger Bürger! erlaube mir, daß ich dir den Wunsch des besten Theils der Nation wiederhole. Sie sagt dir nicht: Ihr Philosophen unserer Zeit -- ihr klügern Köpfe haltet ein, denket nicht mehr nach, zergliedert, ergründet, verbessert nichts mehr. Sie sagt im Gegentheil: Untersuchet, forschet nach, studiret ohne Aufhören.

Nur

Nur wählet für euer ernsthaftes Nachdenken auch würkliche Gegenstände, die der Himmel vor euren Augen aufstellet und die eure Gedanken umfassen können — Allein diese Weisheit, die Freundin und Begleiterin des Menschen auf Erden — Allein diese Tugend der Schmuck seiner Sele und der Ausdruck seiner Würde — allein diese guten Sitten, welche in dem Herzen Ruhe und in der Gesellschaft Frieden hervorbringen — ihr berühmten Philosophen! ihr Schüler des Lichts und der Vernunft! warum verfolgt ihr sie? Wer siehet die Nothwendigkeit einer allgemeinen Regierung und die schrecklichen Uebel, welche aus der Gesetzlosigkeit entstehen, besser ein, als ihr? Lasset also, lasset den Zepter des Erbfolgers Heinrichs des Grossen sanft auf unsern Häuptern ruhen. Sehet mit Vergnügen eine Freiheit, die dem zügellosen Menschen gefährlich ist, den Händen eines Regenten übergeben, dessen väterliche Wachsamkeit und gerechte Gesetze unsere Ruhe und unser Glück fest gründen. Segnet die Vorsehung, welche im Himmel Scepter und Königreiche austheilet, daß sie einen iungen Prinz auf

 unsern

unsern Thron gesetzt hat, der die Liebe seines Volks und das Muster guter Könige zu seyn bestimmt ist. Höre diesen rührenden Wunsch, der im Heiligthum von Eifer und Frömmigkeit ist hervorgebracht worden, den alle Stände des Reichs mit Wohlgefallen aufgenommen und den alle gutdenkende Franzosen mit Entzückung wiederholt haben:

„Gott des Clodovåus! Gott des heiligen Ludwigs! Gott der allerchristlichsten „Könige, welche diese mächtige Monarchie „beherrscht haben, wir bitten dich, daß du „unsern iungen **König** mit deinem reichsten Segen überschütten wollest. Er bittet „dich, wie ehedem Salomo, um ein Herz, „das gegen die Eingebungen deiner himmlischen Weisheit folgsam ist, damit er sein „grosses Volk richten möge, und verstehen, was Gut und Böse ist. (1 B. „d. Könige C. 3.) Laß das Licht deiner Gerechtigkeit vor ihm leuchten, damit sie alle „seine Schritte leite; damit er die Zuflucht „des Armen und die Stütze der Unglücklichen „sey, damit er Lügen und Verläumdungen „verbanne, damit er seine Unterthanen gegen

„die

„die Unterdrückungen der Ungerechten schütze,
„damit er die Wünsche seines erblaßten Groß-
„vaters, sowohl als die grossen Hofnungen er-
„fülle, die wir von dem erhabenen Prinzen ge-
„faßt hatten, von dem er das Leben erhal-
„ten und dessen Andenken der Nation immer
„höchst schätzbar seyn wird! damit er sich
„endlich beständig gleich sey und damit Re-
„ligion, Ueberfluß und Frieden immer mit
„seiner Regierung verbunden seyn mögen!„*

Ach, welch eine beglückte Vorhersa-
gung von der Erfüllung unserer Wünsche
für einen Regenten, der uns beherrscht, sind
die gerechten und gütigen Gesinnungen, die
das erste seiner Edikte aufweiset? Haben
wir nicht die Stimme und die Sprache des
ersten von dem Bourbonnischen Hause, des
geliebtesten und besten der Könige in diesen
Ausdrücken wieder erkannt, welche durch die

 Dank-

* Befehl des Erzbischofs von Paris, welcher für den verstorbenen König öffentliche Sel-messen verordnet.

Dankbarkeit und das Freudengeschrey des Volks geheiligt wurden? —

„Wir müssen unsere Sorge dahin ge„richtet seyn lassen, unsern Völkern die Last „der Auflagen zu erleichtern. Allein wir „können dies nur durch Ordnung und Oeko„nomie zu Stande bringen — — Es „sind Gelder für unsere Person und für die „Pracht unseres Hofes bestimmt. In An„sehung dieser können wir eher den Empfin„dungen unseres Herzens Raum geben und „wir beschäftigen uns schon mit den Mit„teln, dieselbe in anständige Grenzen zurück „zu führen. Dergleichen Aufopferungen wer„den uns keine Ueberwindung kosten, sobald „sie zur Erleichterung der Lasten unserer Un„terthanen gereichen können. Ihr Glück „wird unsere Ehre seyn und das Gute, das „wir ihnen thun können, wird die süsseste „Belohnung unserer Bemühungen und un„serer Sorgen seyn„ *.

Die-

* *Edit du roi, portant remise du droit de joyeux avenement — — Donné à la Meute, au mois de Mai 1774.*

Dieser würdige Monarch hoft auf den Beystand des Himmels, um sich nie von einem so weisen Plan zu entfernen:

„Auf dem Thron, auf den es Gott „gefallen hat, uns zu erheben, sagt er im „Anfange seines Edikts, hoffen wir, daß seine „Gnade unsere Jugend unterstützen und uns „die Mittel anweisen werde, welche unsere „Völker glücklich machen können.„

Liebt daher, weise Philosophen, liebt und erhebet eine Religion, welche die Könige nach dem Herzen Gottes und dem Herzen ihrer Unterthanen bildet --- eine Religion, welche uns die Gottheit mit herrlichen und rührenden Zügen schildert, die uns von unserer Sele einen hohen und edlen Begriff macht, welche uns in Ansehung der Zukunft unendlich tröstliche Hofnungen giebt.

Die Sitten, die höchste Gewalt und die Religion --- dies sind die Grenzen, die ihr ohne Verbrechen nicht überschreiten dürfet. Alles übrige stehet euch frey — das

überläßt man euch — Was sage ich? man ermahnet, dringet und bittet euch, euch darin zu üben, ununterbrochen zu arbeiten, damit die Gesellschaft von den Lastern, welche sie verderben, von den Irrthümern, welche sie tyrannisch beherrschen, von ihren lächerlichen Seiten, welche sie verächtlich machen, gereinigt werde.

Eure Philosophie dringe mit Muth in die Palläste der grossen ein, sie wecke in denselben den unempfindlichen Adel auf, der auf den Lorbeeren der Vorfahren seines Stammes eingeschlummert ist und der sich etwas einbildet, weil seine Vorfahren etwas waren. Mit Spöttereien zeigen sie sich dem stolzen Pächter, der sich bey dem Anblick seiner Schätze aufblähet und gegen Noth unempfindlich wird. Sie wende auf ihn die Stelle ienes fürtreflichen Fabeldichters an: Ein Marmorstein, der als eine Statüe ausgehauen und auf einem vergoldeten Fußgestelle aufgerichtet oder auf einem prächtigen Wagen gesetzt ist, bleibt immer ein Stein, aus dem der Eigensinn des Steinhauers einen Halbgott gemacht hat, daraus er aber auch

nach

nach seinem Willkühr ein Wasserbehältniß hätte machen können *. Sie nähere sich dem

* *Un bloc de marbre etoit si beau*
Qu'un Statuaire en fit l' emplette:
Qu'en fera, dit-il, mon cizeau?
Sera-t-il Dieu, table ou cuvette?

Il sera Dieu: même je veux
Qu' il ait en sa main un tonnerre.
Tremblez humains: faites de voeux.
Voilà le maitre de la Terre.

L' artisan exprima si bien
Le caractere de l' Idole,
Qu' on trouva qu' il ne manquoit rien
A Jupiter que la parole.

Même l' on dit que l' Ouvrier
Eut à peine achevé l' image,
Qu' on le vit frémir le premier
Et redouter son propre ouvrage.

La Fontaine, Livre 9. Fable 9.

dem Zelt des Kriegers und sage ihm: Unerschrockener Soldat! du Stütze der Altäre und der Gebäude des Vaterlandes! Vergieß dein Blut ganz zur Wohlfahrt desselben und zur Ehre deines Oberherrn, aber sey nicht so niedrig und so kleindenkend, daß du deine Ehre auf die Spitze deines Degens setzest, weil sie dir alsdann ieder dreuste nichtswürdige Mensch durch einen Stich und ohne Rettung rauben kann.

Aus dem Gebieth der Moral gehet in das Reich der Wissenschaften über. Erleuchtet die Menschen durch eure Untersuchungen — Unterrichtet sie durch eure Entdeckungen — Bemühet euch mit iedem Tage das Erbtheil der Künste zu vergrössern und die Schätze der Vernunft zu vermehren. Hier ist es euch erlaubt, hier ist es euch rühmlich, iene oberste Gewalt und Gesetzgebung zu zeigen, die ihr euch an andern Orten nicht mit Recht anmassen könnt. Mit einem Worte — ihr Schüler, oder wenn ihr lieber wollt, Nachfolger der alten Weisen! wandelt auf ihren

ren Pfaden. Aber nehmet lieber mit dem Sokrates, Plato und Aristoteles die Parthey der Sittsamkeit, der vernünftigen Moral, der Ehrfurcht gegen den Gottesdienst als mit dem Diogenes, dem Diagoras und Critias die Parthey der Unanständigkeit und des verwegensten Unglaubens.

Alsdann, ja alsdann, Gesetzgeber der Menschen, Lichter der Welt, Wohlthäter der Menschheit! werdet ihr diese erhabene Titel würdig tragen. Unsere Dankbarkeit und unsere Bewunderung werden mit eurem Eifer, mit euren Gaben und mit euren glücklichen Fortschritten zunehmen. Wir werden wetteifernd die Namen berühmte Männer, fürtrefliche und ausserordentliche Köpfe verschwenden. Der Tod wird euren erstarrten Körper einmal dem Pöbel zur Seite legen, den ihr werdet aufgeklärt haben. Allein, eure unsterbliche Schriften werden auf der Erde bleiben. Der Glanz, den sie von sich werfen, wird auf euer Grab zurück strahlen. Die Nachwelt wird hier ihre Kla-

gen

gen über euren Verlust ausschütten und unterdessen daß sie mit den Buchstaben des Ruhms und der Zärtlichkeit euren Namen in den Jahrbüchern der Welt einschreiben wird, so wird euch, nach einem so edlen und rührenden Gedanken des Horaz, der Ruhm auf seinen Flügeln von einem Pol zum andern tragen, ohne euch iemals in die Nacht der Vergessenheit sinken zu lassen.

Illum aget penna metuente solvi
Fama superstes.

Horat. Lib. II. od. 2.

Inhalt

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Buch.
Von der Religion.
Erstes Kapitel.
Von Gott.

§. 1. Beweise vom Daseyn des höchsten Wesens. . . . Seite 1
§. 2. Eine rührende Vorstellung von der Gottheit. . . . 6
§. 3. Von der Gewißheit und dem Nutzen des Lehrsatzes, daß ein belohnender und rächender Gott sey. . . 9
§. 4. Von den Eigenschaften Gottes. . 14
§. 5. Pflichten des Menschen gegen Gott. . 24

Zweites Kapitel.
Vom Atheismus.

§. 1. Widerlegung eines seiner vornehmsten Gründe. 25
§. 2. Verschiedene Gedanken wider die Atheisten. 31
§. 3. Die Unbeständigkeit des Atheismus. 32
§. 4. Ist der Atheismus ein Grundsatz des aufgeklärten Geschmacks und der verfeinerten Sitten? Ist er zu dulden? . . 37

§. 5. Von der Schwürigkeit, einen Atheisten zu bekehren. . . Seite 40
§. 6. Betrachtungen über die Atheisten. . 42
§. 7. Gespräch zwischen dem Grafen von Büssy und dem taubgebohrnen Ritter von Etarigni. 46

Drittes Kapitel.

Vom Christenthum und von den göttlichen Schriften.

§. 1. Vergleichung des Geistes des Christenthums mit dem Geist des Mohamedismus. . 62
§. 2. Beschreibung eines Festes der Mohamedaner. 65
§. 3. Lob der heiligen Schrift. . . 69
§. 4. Lob des Evangeliums. . . 74

Zweites Buch.

Ueber die Philosophie.

Erstes Kapitel.

Abbildung der Philosophie.

§. 1. Wer verdient den Namen eines Philosophen? 79
§. 2. Ein Philosoph muß kein Sonderling seyn. 82
§. 3. Von einigen Fehlern, welche von der Philosophie abführen. . . . 83
§. 4. Von dem Ton der wahren Weisheit. 86
§. 5. Von dem Verhalten des Weisen gegen die Grossen. . . 89
§. 6. Der Weise mischt sein Temperament in seine Philosophie. . . 91
§. 7. Von dem Zweck der Weisheit. . 93
§. 8. Ueber die innere Beschaffenheit eines Philosophen. . . . 94

§. 9. Ausschweifende, Verfasser schlüpfriger und satyrischer Schriften sind aus dem Gebieth der Philosophie verwiesen. : Seite 96
§. 10. Von dem Muth eines Philosophen. 103
§. 11. Verbindung der Philosophie mit den Künsten und Wissenschaften. : : 105
§. 12. Apologie der Philosophie in diesem Punkte. 106
§. 13. Von dem Vergnügen, das mit dem Studium der Philosophie verbunden ist. : 111
§. 14. Beschreibung des Tempels der Weisheit. 115
§. 15. Der Karakter des wahren Weisen und die Gründe, welche seine Urtheile furchtbar machen. : : : 117
§. 16 Ermahnung zur beständigen Bearbeitung der gesunden Philosophie. : 120
§. 17. Ueber die vom Cartesius bewürkte Revolution in der Philosophie. : : 126
§. 18. Von den Grenzen, welche der Philosophische Geist in Religionssachen nicht überschreiten darf. : : : 129

Zweites Kapitel.

Neue Gedanken über den Philosoph.

§. 1. Nichts ist gemeiner als der Name eines Philosophen. : : 133
§. 2. Abriß eines wahren Weisen und seiner Pflichten. : : : 134

Drittes Kapitel.

Ueber das Studium des Menschen.

§. 1. Von der Kenntniß des menschlichen Herzens. : : : : 142

§. 2. Von den neuern Schriftstellern, welche über diese Materie geschrieben haben. Seite 143
§. 3. Von den Hindernissen der Kenntniß des menschlichen Herzens. = = = 150
§. 4. Sichere Mittel zu dieser Kenntniß. = 153

Viertes Kapitel.

Vom Ursprung unserer Ideen — und Betrachtungen über einige unserer Empfindungen.

§. 1. Vom Ursprung unserer Begriffe und unserer Kenntnisse. = = 156
§. 2. Worin besteht die Empfindung des Schmerzes und des Vergnügens? = 158
§. 3. Betrachtungen über die Folgen dieser beiden Empfindungen. = = 160
§. 4. Philosophische Erklärung von Vergnügen und Schmerz. = = = 162
§. 5. Was versteht man durch Gutes und Böses — durch Glück und Unglück des Menschen? 165
§. 6. Moralische Reflexionen über die verschiedenen Empfindungen. = = 166

Fünftes Kapitel.

Geschichte des Blinden zu Puiseaux, einer kleinen Stadt in Gatinois. = = 169

Sechstes Kapitel.

Philosophische Vermuthungen über den Zustand der ersten Menschen nach der Sündfluth.

§. 1.

§. 1. Gedanken des Plato über diese Materie. . . . . Seite 176
§. 2. Von den Würkungen der ersten Sonnenstralen auf die durch die Ueberschwemmung erweichte Erde. . . 183
§. 3. Ueber das goldene Zeitalter. . 189
§. 4. Ein Fragment aus dem Plutarch wider den Ersten, der Fleisch gegessen. . 190

Siebentes Kapitel.

Ueber die Ungleichheit der Menschen.

§. 1. Von dem Ursprung dieser Ungleichheit und den daher entstehenden Vortheilen. . 197
§. 2. Unter den Menschen fand nie Gleichheit Statt. . . . 199
§. 3. Ueber den Ursprung der Macht. . 200
§. 4. Von der Pflicht der gegenseitigen Hülfleistung. . . 202

Achtes Kapitel.

Ueber die Freiheit.

§. 1. Ueber die Freiheit bey den Griechen und Römern. . . 207
§. 2. Von dem Begrif der wahren Freiheit. 210
§. 3. Die Freiheit bringt Vaterlandsliebe hervor. . . . 212

Neuntes Kapitel.

Vom Ursprung und Fortgang der Obrigkeiten unter den Menschen.

§. 1. Ueber die Würkung der Vollkommenheit und des Reichthums der ersten Gesellschaften. . . Seite 214

§. 2. Es ist gefährlich Neuerungen in der Regierungsform zu machen. . 217

§. 3. Vom Karakter der ersten Gesetzgeber und von dem Zustand, in dem sie das menschliche Geschlecht gefunden. . 222

§. 4. Es wird viel Zeit erfodert, ehe eine wilde Nation gesittet wird und sich völlig ausbildet. . . . 225

Zehntes Kapitel.

Von der obersten Gewalt.

§. 1. Ueber das Karakteristische der höchsten Gewalt. . . . 229

§. 2. Ueber die Beschäftigungen und Vergnügungen der königlichen Würde. . 230

§. 3. Die höchste Gewalt ist das erste von allen Triebrädern der Gesellschaft. . 233

Eilftes Kapitel.

Von der Politik.

§. 1. Erklärung und Gegenstand der Politik. . . . Seite 236
§. 2. Von den verschiedenen Gestalten, welche die Politik in Ansehung der Sitten und Lage der verschiedenen Völker annehmen muß. 239
§. 3. Die Politik muß sich mit den öffentlichen Sitten, mit der Erziehung der Jugend und mit der Bevölkerung beschäftigen. . . . 245
§. 4. Von Kolonien. . . 249
§. 5. Von den durch den Krieg erworbenen Reichthümern. . . . 253
§. 6. Ueber die Unbeständigkeit der handelnden Nationen. . . . 254
§. 7. Von Subsidien. . . 256
§. 8. Vom kriegerischen Geist. . 257
§. 9. Vom Militairstande. . . 259
§. 10. Von öffentlichen Belohnungen. . 262
§. 11. Von den Kriegsrechten. . . 263

Zwölftes Kapitel.

Von der Obrigkeit.

§. 1. Ueber die Geschäfte der Obrigkeit. 266
§. 2. Von den einem Richter nöthigen Eigenschaften. . . 268

Inhalt.

Dreizehntes Kapitel.

Von den verschiedenen Regierungsformen.

§. 1. Von der Demokratie. . Seite 271
§. 2. Ueber die Aristokratie. . . 274
§. 3. Ueber die Monarchie. . . 275

Vierzehntes Kapitel.

Ueber die Regierungsform in Großbrittanien.

§. 1. Schilderung dieser Regierungsform. 278
§. 2. Einige Blicke auf diese Regierungsform. 280
§. 3. Worin besteht der Patriotismus der Engländer? 282
§. 4. Von den Nationallastern, welche der Liebe zur Freiheit entgegen stehen. . 283

Funfzehntes Kapitel.

Ueber Holland. . . . 287

Philoso-

Philosophische Widersprüche.

Erstes Buch.
Von der Religion.

Erstes Kapitel.
Von Gott.

§. 1.

Beweise vom Daseyn des höchsten Wesens.

*Die Ordnung und Uebereinstimmung, welche in dem ganzen Weltgebäude herrschen, vereinigen sich, das Daseyn eines Gottes und das Abgeschmackte der entgegengesetzten Meinung zu beweisen. Eben

* Collins Abhandlung über die Freiheit zu denken, a. d. Engl.

Eben die Ordnung, die sich immer gleiche Abwechselung, welche wir an dem Himmel, in dem Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, an den ununterbrochenen und unveränderlichen Revolutionen der übrigen Gestirne bewundern — eben die Ordnung und Uebereinstimmung findet man in der ganzen Natur. Seit dem Menschen auf Erden gewesen sind, hat ihnen die Luft immer zum Athemholen gedienet, ist sie immer der Aufenthalt mannigfacher Erscheinungen, die Mittelursach der Töne, des Lichts und des Geruchs für sie gewesen. Das Meer hat durch seine immer gleiche Ebbe und Fluth ihrem Nachdenken beständig Stof gegeben. Die Erde, die bestimmt war, sie zu tragen und zu nähren, hat diese Verrichtungen ununterbrochen fortgesetzt und die Pflanzen, welche sie in ihrem Schoos einschließt, sind eben so wohl als die Thiere, die sie bewohnen, in ihren Gattungen unverändert geblieben. Unter diesen haben die eyerlegenden Arten beständig Eyer gelegt, aus welchen nach einer gewissen Zeit durch Hülfe eines gewissen Grads von Wärme Junge hervorkommen müssen und die Gattungen, die lebendige Junge werfen, haben nie aufgehört ihre Jungen in ihrer ganzen Bildung und vollkommenen Gestalt zur Welt zu bringen. Man lese die Geschichte, man durchreise die verschiedenen Länder des Erdbodens — und man

wird

wird finden, daß die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten, einige geringe Verschiedenheiten abgerechnet, beständig einerley äussere Bildung gehabt. Man nähere sich zur Zeit der Ebbe dem Meer und man wird auf demselben unter der ungeheuren Menge von Muscheln, die in dem Sand zerstreuet liegen, alle die Geschlechter der Muscheln finden, welche die Naturaliensammler seit Jahrhunderten in ihren Kabinetten aufbewahren. Aeltern und Kinder sind vollkommen dieselben. Alle sind unverändert der Abdruck des ersten Modells. Man durchirre unsere Flächen, Wälder und Gebürge — und man wird keine Pflanze in denselben entdecken, deren Wurzel, Stengel, Blätter, Blüthen und Früchte nicht genau mit denen übereinstimmend seyn sollten, welche in unsern Naturgeschichten beschrieben oder in den Kräuterbüchern unserer Botanisten abgezeichnet sind. Nie hat ein Mensch ein Pferd oder einen Elephanten gezeugt. — Nie wird ein Löwe eine Taube oder ein Rebhun hervorbringen — und nie keimten aus Sallatsamen Kohl, gelbe Rüben oder Spargel. In dem Gewächs- und Thierreich pflanzt sich iede Gattung in derselben Gestalt, mit denselben Neigungen, denselben Kräften und Eigenschaften fort. Kann man nun wohl eine so anhaltende Einförmigkeit dem Ohngefehr

und dem glücklichen Zusammentreffen einiger Theilchen Materie zuschreiben?

Eben die Bewandtnis hat es mit dem so in die Augen fallenden Zweck, den man nothwendig bey allen Theilen der Natur gewahr werden muß. Man darf sie nur mit geringer Aufmerksamkeit betrachten, und man wird sich gedrungen fühlen zu gestehen, daß alle Theile zu einem gewissen Gebrauch hervorgebracht sind, und daß sogar dieienigen, deren Handlungen sich so entgegen gesetzt zu seyn scheinen, bestimmt sind, das Ihrige zum Besten und zur Erhaltung des Ganzen beizutragen. Wenn das Auge zum Sehen gemacht ist, ist dann die Sonne nicht bestimmt es zu erleuchten? Wenn das Ohr zum Hören gemacht ist, ist dann die Luft nicht bestimmt, die Töne, ohne welche dieß organische Werkzeug unnütz seyn würde — durch seine Schwingungen bis zu demselben zu führen? Was der Regen befeuchtet hat, trocknen die Luft und die Sonne wieder aus. Das Feuer erwärmt durch seine Hitze, was durch die Kälte erstarrt worden, und das Wasser löscht das Feuer, wenn es zu heftig geworden ist, zu brennen anfängt und Verwüstungen anrichten könnte. In der ganzen Welt ist kein einzelner Theil — so gering, so zufällig man sich ihn auch immer in Ansehung der

Ein-

Einrichtung der Natur denken kann — der nicht zu ihrer Erhaltung nothwendig wäre, und den sie, ohne etwas von ihren Vorzügen oder von ihrer Schönheit zu verlieren, entbehren könnte. Wenn wir die Bestimmung desselben nicht immer gewahr werden, so muß uns doch das, was uns unsere schwache Einsichten davon bekannt machen, überzeugen, daß in dem, was wir nicht sehen, ein eben so durchdachter Zweck, und eine eben so reelle Nutzbarkeit sey. Sollte nun wohl ein so bestimmter Zweck die Würkung eines Zufalls seyn? Sollte derjenige, der das Auge gemacht hat, nicht sehen? und sollte die bewundernswürdige Struktur des Ohrs das Werk einer tauben und fühllosen Materie seyn? Nein; wenn man den gesunden Menschenverstand nicht verleugnen will, so wird man behaupten müssen, daß — was man sich auch immer für Verbindungen denken kann, welche die Materie fähig machen, mit so viel Absicht und Zweck zu handeln, sich in so viel mannigfachen Gestalten zu äussern, so verschiedene Eigenschaften anzunehmen und nie darinnen zu fehlen, — sie den Verstand selbst zum Eigenthum gehabt haben müsse.

§. 2.
Eine rührende Vorstellung von der Gottheit.

Zu Davids Zeiten sprach der Ungläubige in seinem Herzen: **Es ist kein Gott.** Allein itzt hat er sich von der Gottesleugnung entfernt. Er erkennet eine Gottheit an, die aber freilich von dem Geschlecht der epikurischen Götter nicht viel verschieden ist — Er nimmt eine müssige Gottheit an, die mit verachtenden Blicken auf ihre Geschöpfe herabsieht, sich — aus Furcht ihre eigne Ruhe zu stöhren — nicht in die besondern Angelegenheiten der Unterwelt einläßt — die sich durch die Ungerechtigkeiten der Menschen weder für beleidigt, noch durch den ehrerbiethigen Gehorsam derselben für geehrt hält, die uns auf der Oberfläche der Erde ganz gleichgültig eine flüchtige Rolle spielen läßt, welche sich mit unserer Zernichtung endigt. Diese stolze Gottheit setzt das vernünftige Geschöpf mit den unvernünftigen Thieren in eine Klasse, und hat weder Belohnungen für die Tugend, noch Bestrafungen für das Laster. Wir sind in ihren Augen nichts anders als schlechte Maschienen, deren Verstand und Geschäftigkeit blos in einem glücklichen Mechanismus besteht und gleich den flüchtigen Wasserblasen, welche ein

ungestümer Regen auf den Strömen der Bäche bildet, erscheinen wir in der Welt nur einen Augenblick, um in dem darauf folgenden wieder zu verschwinden.

Eine solche Gottheit ist freilich denen nicht lästig, welche die Ausübung guter Sitten als ein beschwerliches Joch ansehen. Sie nimmt weder die Unordnungen noch die Ruchlosigkeit derselben übel, und da sie ihnen nichts verspricht, so hat sie auch nichts von ihnen zu fodern — Allein, dieß ist mein Gott nicht. Mein Gott hat die Welt erschaffen, mich aus dem Nichts gezogen. Alle Vorzüge des Körpers, des Geistes und des Herzens rühren von ihm her. Er hat die Aufsicht über mein Verhalten, und weiß mein Glück zu befördern. Für seine Güte bin ich ihm Liebe, für seine Wohlthaten Dank und seiner Maiestät Ehrfurcht schuldig — —

Welche herrliche Vorstellung macht uns der Erzbischof Tillotson von Gott! Sie allein ist ohne irgend eine andere Ueberzeugung hinlänglich, dem Gottesleugner den Wunsch abzunöthigen, daß ein Gott seyn mögte und was dieser Prälat von dem höchsten Wesen sagt, ist sehr geschickt, ienen von seinen Vorurtheilen zu befreien und setzt ihn dadurch in die Verfassung, daß er leicht vom Daseyn Gottes überzeugt werden kann. „Wenn

„ein Mensch, sagt er, einen richtigen Begriff
„von Gott hätte, so würde er sich ihn als ein
„so liebenswürdiges Wesen denken, das ganz
„voll Güte wäre und alle die Vollkommen-
„heiten besäße, die man nur an ihm wün-
„schen kann — daß sogar dieienigen, die
„nach ihrem irrigen Urtheil keinen Gott
„glauben, sich genöthigt fühlen würden, von
„ganzen Herzen zu wünschen, es mögte ein
„Gott seyn.„ Denn ist es nicht für ieden
Menschen etwas verlangenswürdiges, daß ein
Wesen seyn mögte, welches uns liebte und
ein Vergnügen daran fände, uns Gutes zu
thun; das alle unsere Bedürfnisse kennte, uns
in unserer größten Noth beistehen könnte
und wollte, wenn nichts anders dazu fähig
wäre. Ist nicht iedem Menschen an dem
Daseyn eines Wesens gelegen, das die Welt
regiere, sichs zum Zweck setze, uns alle wahr-
haftig glücklich zu machen und nichts aus
den Augen setze, was dazu irgend etwas bey-
tragen könne; das unsere Schritte zu unserm
eignen Besten leite und nichts von uns fo-
dere als was zu unserm eignen Wohl ge-
reicht; das uns endlich die herrlichsten Be-
lohnungen dafür ertheilt, daß wir gethan ha-
ben, was unser eigner Vortheil war. Ha-
ben wir nicht Ursach zu glauben, daß, wenn
es ein solch Wesen giebt, es Gott seyn
müsse?

§. 3.

§. 3.
Von der Gewißheit und dem Nutzen des Lehrsatzes, daß ein belohnender und rächender Gott sey.

* Alle gesittete Nationen stimmen in dem Glauben überein, daß auf dieses Leben noch ein anderes folge. Diese Meinung ist so alt als allgemein. Und man kann auch nicht anders als einen Gott anerkennen, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, oder man muß ihn ganz und gar leugnen. Es giebt keine Mittelstrasse. Entweder es ist kein Gott, oder Gott ist gerecht. Wir haben Begriffe von Gerechtigkeit und unser Verstand ist doch so eingeschränkt. Warum sollte nun diese Gerechtigkeit nicht in dem vollkommensten Verstande anzutreffen seyn? Wir fühlen das Ungereimte in der Behauptung, daß Gott unwissend, daß er ohnmächtig sey; Sollten wir es wagen dürfen zu sagen: er sey grausam?

Nach der Ungläubigen Urtheil ist die Gerechtigkeit Gottes von der unsrigen verschieden. Eben so viel Grund hat es, wenn man sagt: zwey mal zwey und vier sind

* Predigten in einer besondern Versammlung zu London im Jahr 1765. gehalten.

bey Gott und bey mir nicht einerley. Allein Wahrheit bleibt in meinen Augen eben so wahr als in seinen. Alle mathematische Sätze werden für ein endliches Wesen so wohl als für das unendliche bewiesen. Der einzige Unterschied besteht darinn, daß das unendliche Wesen alle Wahrheiten auf einmal begreift, und daß wir uns mit langsamen Schritten nur zu einigen hinschleichen. Wenn nicht zweyerley Wahrheiten in einem Satz enthalten sind, warum sollte zweyerley Gerechtigkeit in einer Handlung seyn? Wir können uns die Gerechtigkeit Gottes nicht anders vorstellen als nach dem Begriff, den wir von Gerechtigkeit haben, und wir haben Begriffe von Recht und Unrecht, weil wir denkende Wesen sind. Gott, der einen unendlichen Verstand hat, muß daher unendlich gerecht seyn.

Wir wollen nun zeigen, wie vortheilhaft dieser Glaube ist, und wie viel uns daran gelegen seyn muß, wenn er in aller Herzen tief eingegraben ist.

Es ist bekannt genug, daß die Erde voll glücklicher Bösewichter und geplagter Unschuldigen ist. Man muß sich daher zur Gottesgelehrsamkeit aller gesitteten Nationen wenden, welche Strafen und Belohnungen in einem andern Leben — zur Grundfeste ihrer Religion gemacht haben.

Die-

Dieser Lehrsatz scheint die Stimme der Natur zu seyn, welche alle alte Völker gehört haben. Bey allen Nationen findet man allgemeine Meinungen, die ihnen von dem, der die Herzen der Menschen lenkt, eingedrückt zu seyn scheinen. Dahin gehört die Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes, seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Dahin gehören die ersten Grundsätze der Sittenlehre, die den Chinesern und Römern gemein sind und keine Veränderung erlitten haben, wenn gleich der Erdboden tausendmal in veränderter Gestalt erschienen ist.

Diese Grundsätze sind zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts nöthig. Man raube den Menschen den Glauben an einen rächenden und vergeltenden Gott, so werden sich die Syllas und Marius mit Vergnügen in dem Blute ihrer Mitbürger baden. Ein Augustus, Antonius und Lepidus übertreffen dann die Wuth des Sylla. Ein Nero befiehlt mit kaltem Blute die Hinrichtung seiner eignen Mutter. Freilich war damals die Lehre von einem rächenden Gott bey den Römern verschwunden. — Der Atheismus hatte sein Haupt empor gehoben. Welche Laster begieng man zu diesen unglücklichen Zeiten in Rom!

Oft

Oft ist die Ueberzeugung von der göttlichen Gerechtigkeit freilich wohl kein Zaun gegen den Ausbruch der Leidenschaften. Man befindet sich dann gleichsam in einer Trunkenheit. Die Gewissensbisse kommen, wann die Vernunft ihre Rechte wieder erlangt hat. Aber dann martern sie den Schuldigen. Der Gottesleugner fühlt hingegen niemals Reue. — Er kann den geheimen Schauder empfinden, der grosse Verbrechen begleitet. Aber er fürchtet nicht, daß er wegen der Beute, die er zerfleischt hat, zur Rechenschaft werde gefordert werden. Er wird beständig ein Bösewicht bleiben und in seiner Grausamkeit zunehmen. Der Mensch hingegen, der an Gott gläubt, wird in sich gehen.

Jener ist sein ganzes Leben hindurch ein Ungeheuer. Dieser kann nur einen Augenblick ein Barbar seyn. Denn dieser hat doch einen Zügel, allein ienen hält nichts zurück.

Der Gottesleugner denkt und handelt als ein Betrüger, Undankbarer, Verläumder, Strassenräuber und Blutdürstiger, wenn er vor der Strafe der Menschen sicher ist. Denn ist kein Gott, so ist dieß Ungeheuer sich selbst ein Gott — opfert sich alles auf, was es wünscht, oder was ihm im Wege steht — so machen die rührendesten Bitten, die besten

Beweis-

Beweisthümer nicht mehr Eindruck auf ihn als auf einen blutgierigen Wolf.

* Für mich und meines gleichen ist es sehr wichtig, daß ein ieder weiß: es sey ein Regierer des menschlichen Schicksals vorhanden, der unser aller Vater ist, der uns allen befiehlt, gerecht zu seyn, — uns untereinander zu lieben — wohlthätig und von mitleidigen Herzen zu seyn — iedermann selbst unsern Feinden unsere Versprechungen zu halten — das scheinbare Glück dieses Lebens sey Einbildung, es sey noch ein anderes Leben vorhanden, in welchem dieß höchste Wesen die Tugendhaften belohnen und die Lasterhaften bestrafen werde.

** „Man frage den Zoroaster, den Minos „und Solon, den Märtyrer Sokrates und den „grossen Cicero; Sie haben alle einen Herrn „einen Richter und einen Vater angebetet. „Dieß erhabene Lehrgebäude ist dem Men„schen nöthig. Es ist das heilige Band „der Gesellschaft — die vornehmste Grund„lage der heiligen Pflicht der Gerechtig„keit — der Zaum des Lasterhaften, die „Hofnung des Rechtschaffenen. Wenn die „Himmel ihres erhabenen Schmucks be„raubt

* Emile des J. J. Rousseau.

** Brief des Herrn von Voltaire.

„raubt — iemals aufhören könnten, ihn „zu verkündigen, wenn kein Gott wäre, so „müßte man einen erfinden. O daß die „Weisen ihn predigten, die Könige ihn fürch„teten! Unterdrückt ihr mich, ihr Könige, „verachtet eure Hoheit die Thränen, die „ihr dem Unschuldigen auspreßt, so wohnet „mein Rächer im Himmel — lernt zittern! „Dieß ist wenigstens die Frucht eines se„gensvollen Glaubens. Allein du, täuschen„der Schwätzer, dessen schreckliche Unver„schämtheit sich erkühnt, sie auf dem Wege „des Lasters einzuschläfern, welche Früchte „kannst du aus deinen schönen Beweisthü„mern ziehen? Werden deine Kinder auf„merksamer auf deine Stimme horchen? „deine Freunde in Nöthen treuer, zur Ret„tung williger, wird deine Frau tugendhaf„ter und dein neuer Pächter, wenn er nicht „an Gott glaubt, in der Zahlung richtiger „seyn?„

§. 4.

Von den Eigenschaften Gottes.

Fragen, ob Gott die Menschen liebt, heißt fragen, ob Gott gütig ist — und fragen, ob er gütig ist, heißt zweifeln, ob ein Gott ist. Denn wie können wir uns einen Gott denken, der nicht gütig ist und würde er es seyn, wenn

wenn er sein eigen Werk haßte, wenn er das Unglück seiner Geschöpfe wollte?

Er ist den Menschen nichts schuldig. Gut. Aber er ist sich selbst etwas schuldig. Er muß nothwendig gerecht und gütig seyn. Seine Vollkommenheiten hängen nicht von seiner eignen Wahl ab. Er ist das nothwendig, was er ist. Er ist das vollkommenste von allen Wesen oder er ist gar nichts.

Ich erkenne es selbst aus der Liebe, die ich zu ihm trage, daß er mich lieben muß. Weil er mich liebt, hat er diese Empfindung, die köstlichste von seinen Gaben, in mein Herz gelegt. Seine Liebe ist die Quelle der meinigen und muß die Triebfeder derselben seyn.

In dem gemeinen Leben der Menschen sind Liebe und Dankbarkeit zwo verschiedene Empfindungen. Man kann iemanden lieben, ohne Wohlthaten von ihm erhalten zu haben. Man kann Wohlthaten von iemanden empfangen, ohne ihn zu lieben. Und wenn wir gleich mit Gütigkeiten von ihm überhäuft werden, so können wir ihm doch unsere Liebe entziehen, ohne undankbar zu seyn.

In Ansehung Gottes ist es ganz anders. Unsere Dankbarkeit muß immer mit Liebe, unsere Liebe mit Dankbarkeit, verbunden seyn. Denn Gott ist ein liebenswürdiges

und gütiges Wesen zugleich. Du dankest deiner Mutter, weil sie dich zur Welt gebracht — deinem Vater, weil er für deine Bedürfnisse sorgt — deinen Lehrern, weil sie deine Sele mit nützlichen Kenntnissen ausschmücken — deinen Wohlthätern, weil sie dich großmüthig unterstützen — deinen Freunden, weil sie guten Eifer für dich zeigen. Allein, im genausten Verstande ist Gott allein deine Mutter, dein Vater, dein Lehrer, Wohlthäter und Freund; und diejenigen, die du mit diesen Namen beehrest, sind eigentlich nur die Werkzeuge seiner Güte gegen dich.

Sollte iemand seyn, der Gott den Titel eines Wohlthäters streitig machen wollte, so erkläre ich hiermit, daß ich nicht für ihn schreibe und daß ich ihn gar nicht widerlegen will. Das Licht, das er erblickt, die Luft, die er einathmet, alles was zu seiner Erhaltung und zu seinem Vergnügen etwas beiträgt, der Himmel, die Erde und die ganze Natur, welche zu seinem Nutzen erschaffen sind, stehen wider ihn auf und bringen ihn zum Stillschweigen. Er selbst denkt, redet und handelt nur, weil ihm Gott das Vermögen dazu gegeben hat und ohne diese Vorsehung, gegen die er sich auflehnt, würde er noch in seinem vorigen Nichts seyn und die

Erde

Erde würde nicht die schwere Last eines Undankbaren tragen dürfen.

Man gesteht zwar ziemlich einmüthig zu, daß man Gott sein Daseyn zu verdanken habe. Aber man scheint doch ein Vergnügen daran zu finden, diese Wohlthat zu verkleinern, um nicht dankbar dafür seyn zu dürfen. Der Undankbare vergißt, was Gott zu seinem Besten thut, um über solche Dinge, die er unterlassen hat, klagen zu können. Seine vornehmsten Beschwerden sind folgende: **Es entstehen Unordnungen in der Natur. Der Körper hat lästige Bedürfnisse — die Sele unordentliche Leidenschaften.**

Wir wollen itzt diese drey Punkte untersuchen und den Allmächtigen rechtfertigen.

„Eine Stadt wird von einer Wasser„fluth überschwemmt — eine Karavane „wird unter dem Sande begraben — die „Erde öfnet sich und höhlt schreckliche Ab„gründe aus — wilde Thiere stellen den „Menschen nach dem Leben — Hunger, „Pest und tausend andre fürchterliche Geis„seln überfallen und zerstören sie.„

Allein, **erstlich** was liegt in diesen Begebenheiten, das dich von der Dankbarkeit losmachen könnte, die du Gott schuldig bist? Hat dir das Feuer, das der Berg Gibel, oder der Vesuv ausspeien, Schaden gethan?

Und wenn dich iene vermeinten Unordnungen zugleich treffen sollten, was kann dir wohl für Unglück begegnen? Höchstens — der Tod.

Ist denn der Tod an und für sich ein Uebel. Er ist die Thür, durch die man aus diesem Leben in ein anderes gehet. Es war also deine Sache dir für ienes Leben ein glückliches oder unglückliches Loos zu versichern.

Beurtheile Gott nie nach den Vorfällen dieser Welt. Beurtheile vielmehr diese Vorfälle nach dem Begriff, den du von Gott hast. Bey den Geschäften, die Menschen einrichten, entstehen daher Unordnungen, weil dieienigen, die sich damit abgeben, schwach, ungerecht oder unwissend sind. Alle diese Unvollkommenheiten sind von Gott entfernt. Es ist ausser allem Zweifel, daß er die Welt regiert. Wie ist es nun wohl möglich, daß würkliche Unordnungen entstehen könnten? Ich sehe in Rücksicht auf dieß zwo Sachen ein, davon die eine deutlich, die andere dunkel ist. Es ist zuverlässig, daß Gott gerecht, weise und allmächtig ist: allein, es ist nicht zuverlässig, daß das, was eine Unordnung zu seyn scheint, würklich eine ist. Gott kann ia Einsichten haben, die die unsrigen übertreffen. Ich beurtheile das Ungewisse nach

nach dem Gewissen, und schliesse daraus, daß alles Ordnung ist.

Zweytens lassen mich die Bedürfnisse des Körpers nicht an der Güte Gottes zweifeln — ich finde vielmehr in denselben offenbare Beweise seiner väterlichen Aufmerksamkeit auf uns. Ich sehe sie als heilsame Zerstreuungen an, wodurch er verhindert, daß wir uns anhaltenden Arbeiten, die uns ganz aufreiben würden, nicht zu lange überlassen. Und am meisten muß man bewundern, daß diese anscheinenden Unordnungen die Quellen unseres Vergnügens sind. Ich esse und trinke nur mit Vergnügen, wenn mich das Bedürfniß durch die Stärke seines Reitzes dazu nöthigt. Der Handwerksmann stehet auf und eilt nach seiner Werkstatt. Die einzige Triebfeder, die ihn gewöhnlich in Bewegung setzt, ist die Hofnung des Gewinnes. Seine Thätigkeit würde ihm keine Erholung verstatten, wenn ihn nicht Gott, der durch die anerschaffenen körperlichen Bedürfnisse diese Geschäftigkeit mässigt, dadurch nöthigte, seine Arbeit zu verlassen. Allein, sein hungriger Magen treibt ihn des Tages wenigstens dreymal an, seine mühsamen Geschäfte zu unterbrechen. Er gehorcht dieser gebietherischen Stimme — durch seine saure Arbeit hat er guten Appetit bekommen —

Er stillet ihn mit einer Wollust, welche die Grossen wegen ihrer Weichlichkeit und Unthätigkeit nicht empfinden können — Beherzt nimmt er dann seinen Hobel oder Feile wieder zur Hand, um sich im Schweisse seines Angesichts und durch seiner Hände Arbeit eine eben so wohlschmeckende Mahlzeit zu verdienen als er eben gehabt hatte.

Drittens ist die Herrschaft der Leidenschaften über das menschliche Herz noch ein Grund, durch den sich die Undankbaren, die keine Vorsehung anerkennen wollen, berechtigt zu seyn einbilden, sie zu leugnen. Ihnen scheint der Mensch sehr beklagenswürdig zu seyn, weil in seiner Sele unwillkürliche Gedanken aufsteigen, die er zu verhindern nicht vermögend ist. Sie stützen sich auf die traurigen Würkungen der Leidenschaften und schliessen ihre Augen gegen die unendlichen Vortheile, welche sie stiften, zu. Müssen wir das Feuer verabscheuen, weil es uns verzehren kann — Das Wasser, weil wir darinn ersaufen können — Das Eisen, weil aus demselben Werkzeuge zu unserer Quaal bereitet werden können?

Unsere Leidenschaften sind nicht unser Werk. Wir verspüren sie von unserer zartesten Kindheit an — Wir empfinden, ehe wir denken — Sie sind also Geschenke der

Natur,

Natur, oder vielmehr Gaben Gottes. Der Philosoph siehet in der ganzen Natur nichts anders als die wohlthätige Hand des Allmächtigen – Und Gott hat seinen Geschöpfen gewiß keine vergiftete Geschenke gegeben.

Die Leidenschaften sind nicht nur an und für sich nicht böse, sondern sie sind im Gegentheil gut, nützlich und nothwendig.

Es ist billig und natürlich, daß ein verständiges Wesen glücklich zu seyn wünscht und sich bemüht es zu werden. Zum Glücklichseyn wird zweyerley erfodert – Abwesenheit des Schmerzes und Empfindung des Vergnügens – Und eben dieß ist der Gegenstand aller Leidenschaften. Sie haben alle den Zweck, das von uns zu entfernen, was unser Glück untergraben, oder uns den Besitz dessen zu versichern, was dasselbe vermehren könnte.

Jede Empfindung, die aus Furcht vor Leiden und aus Liebe zum Vergnügen in uns entsteht, ist daher unschuldig und unserm Naturtriebe gemäß. Allein, da dieser Naturtrieb nicht frei ist, so ist er auch nicht immer weise und darf es auch nicht seyn, weil er sich nicht selbst regieren soll. Er fliehet das Böse und sucht das Gute – Aber man

muß ihm beides zeigen. Denn er kennet es nicht von selbst und ihn dieß unterscheiden zu lehren ist das Geschäft der Vernunft. Dieser kommt es zu, die Neigungen zu ordnen, sie auf die rechten Gegenstände zu richten und sie in den gehörigen Schranken zu erhalten. Hierinn versehen wir es denn freilich oft, weil wir den Einsichten derselben nicht immer folgen †.

* In dem Zustand des Hirtenlebens führen den Menschen tausend Gegenstände auf den Begrif einer allgemeinen Vorsehung. Wenn ihn die Nacht in einöden Gegenden über-

† Damit in einer so wichtigen Materie alle Zweydeutigkeiten verschwinden, so muß man wohl merken, daß, wenn die Leidenschaften an und für sich gut genennt werden, man dadurch nicht die Ausschweifungen rechtfertigen will, die das Herz verderben, die Würde der Menschheit erniedrigen, das Wohl der Gesellschaft zerstöhren und die nichts als ein Misbrauch der Leidenschaften sind — so wie die Trunkenheit eine Würkung vom unrechten Gebrauch des Weins ist, der an sich selbst gut und heilsam ist.

Anmerk. d. Herausgebers.

* Der Deismus, ein philosophisches Werk.

überfällt, so ruhet er auf einem hohen Felsen aus, und betrachtet hier die Sonne, die gleichsam mit traurigen Blicken den Horizont hinab steigt und nur noch einige schwache Stralen zurückwirft, um die Natur zu trösten. Nun verschwinden die Farben und die Dunkelheit wird schwärzer — Nun erheben die wilden Thiere ihre heulenden Stimmen – Der erschrockene Wilde stößt an allen Orten des Waldes an, wo er im Finstern herumirrt und glaubt schon ihre blutdürstigen Augen leuchten zu sehen.

Aber der dienstfertige Mond wirft seine silberne Stralen mitten durchs Gebüsch und zeigt ihm den Weg nach seiner Hütte. Diese unerwartete Hülfe, welche ihm die Vorsehung zu leisten scheint, erregt in ihm Empfindungen der Freude und des Danks. Diese siehet er im Frühlinge wieder aufleben, wenn die aufgebrochenen Blumen mitten unter den iungen Blättern ihre Wohlgerüche ausduften, wenn die Vögel überall ihren Unterhalt finden, und Gott ihnen denselben mit eigner Hand zu reichen scheint. Bey so rührenden Auftritten ruft der amerikanische Wilde aus: **Erhabenes Wesen, wir sehen dich überall.**

§. 5.

Pflichten des Menschen gegen Gott.

* Wir sind Gott nicht eigentlich deswegen Pflichten schuldig, weil er groß ist, sondern weil wir seine Unterthanen sind und er unser Oberherr ist. Der Sultan zu Konstantinopel ist einer der mächtigsten Monarchen. Allein da er unser Oberherr nicht ist; so sind wir ihm auch keinen Gehorsam schuldig. Gott hat über die ganze Welt eine allgemeine Herrschaft, gegen welche die Herrschaft der Erdenkönige nur ein Schatten ist. Diese haben ihre Macht – wenigstens bey ihrem ersten Ursprung – durch die Einwilligung der Völker erhalten. Gott hat seine Macht von sich selbst. Er sprach: Es werde eine Welt, und sie ward. Dieß ist die erste Urkunde seiner königlichen Würde. Die Könige machen Edikte zur Regierung ihrer Staaten bekannt. Ihre Bediente halten mit dem Schwert in der Hand auf die Befolgung derselben – Gott will nur, und die ganze Welt nimmt die Gestalt an, die ihm gefällt. Unsere Könige sind Gebieter über die Körper, aber Gott regiert die Herzen. Sie lenken unsere Handlungen, aber

er

* Die Sitten, erster Theil.

er lenkt unsern Willen. In dem Grade, da seine Herrschaft die Herrschaft unserer Monarchen übertrift, muß auch die Ehrfurcht und die Verehrung, die wir ihm schuldig sind, grösser seyn.

Diese Verehrung Gottes ist das, was wir Gottesdienst oder Religion nennen. Man unterscheidet gewöhnlich zwo Arten desselben, den innern und äussern. Zu beiden sind wir verpflichtet.

Zweytes Kapitel.

Vom Atheismus.

§. 1.

Widerlegung eines seiner vornehmsten Gründe.

*Der alte Schluß: **Ich bin vorhanden, also muß von Ewigkeit her etwas vorhanden seyn,** ist ein fürtreflicher Gang des menschlichen Geistes und ein göttlicher Schwung unseres Verstandes. Denn man umfaßt durch ihn alle Zeiten mit einem Schritt und mit einem Blick. Nichts ist erha-

* Predigten im Jahr 1765 zu London in einer besondern Versammlung gehalten.

erhabener, aber auch nichts einfacher. Diese Wahrheit ist so bewiesen als die zuverlässigsten Sätze der Arithmetik und der Geometrie. Sie kann einen unaufmerksamen Verstand auf einen Augenblick in Erstaunen setzen, aber in dem folgenden besiegt sie ihn auf eine unwiderstehliche Art. Kurz, sie ist nie von iemanden geläugnet worden. Denn in dem Augenblick, da man nachdenkt, siehet man augenscheinlich ein, daß, wenn nicht etwas vorhanden wäre, alles durch ein Nichts, oder durchs Ohngefehr hervorgebracht seyn würde. Unser Daseyn würde keine Ursach haben und dieß wäre ein ungereimter Widerspruch.

Wir sind verständig – es muß also ein ewiger Verstand seyn – und überführt uns das Weltgebäude nicht, daß es das Werk dieses Verstandes sey? Wenn ein schlechtes Haus, das auf dem Erdboden gebauet ist, oder ein Schiff, das auf dem Meere unsern kleinen Erdball umsegelt, das Daseyn eines Werkmeisters unwidersprechlich beweisen – so überzeugen uns gewis der Lauf der Sterne und die ganze Natur von dem Daseyn ihres Urhebers.

Nein – antwortet mir hier ein Anhänger des Strabo oder Zeno – die Bewegung ist der Materie wesentlich. Alle Verbin-

bindungen sind durch die Bewegung möglich. Bey einer ewigen Bewegung mußte daher die Verbindung der würklichen Welt nothwendig Platz haben. Man werfe tausend Würfel bis in Ewigkeit, und die tausend ähnlichen Seiten werden gewis auf der Oberfläche fallen, und man bestimme nur, wie hoch man darauf wetten will.

Dieser täuschende Schluß hat oft die Verständigen in Verwundrung gesetzt, und die seichten Köpfe verwirrt gemacht. Allein er ist von allen Seiten betrachtet nichts anders als ein Trugschluß.

Erstlich hat man nicht bewiesen, daß die Bewegung der Materie wesentlich sey. Hingegen geben alle Vernünftigen zu, daß sie gegen Bewegung und Ruhe gleichgültig sey, und ein einziger Atome, der unverändert auf seiner Stelle bleibt, stößt die Meinung, daß die Bewegung dem Körper wesentlich sey, über den Haufen.

Wann es auch **zweytens** so nothwendig wäre, daß die Materie in Bewegung seyn müsse, als es nothwendig ist, daß sie eine Gestalt haben muß; so würde dieß doch nichts wider den höchsten Verstand beweisen, der die Bewegung derselben regiert und ihre verschiedenen Gestalten einrichtet.

Drittens, hält man das Beyspiel von den tausend Würfeln, die auf gleichen Seiten

ten fallen können, für passender als es würklich ist. Es kommt nicht darauf an, zu wissen, ob die Bewegung die Würfel auf eine verschiedene Art ordnen wird. Es ist sehr wohl möglich, daß tausend Würfel tausend Sechsen oder Eß aufweisen, wenn es gleich schwer hält – Dieß ist nichts als eine Ordnung der Materie ohne Zweck, ohne künstliche Einrichtung, ohne Nutzen. Allein daß die Bewegung allein Wesen hervorbringe, die organische Werkzeuge haben, deren Bewegung unbegreiflich ist — daß diese Wesen ihres Gleichen zeugen — daß die Empfindung des Sehens, das im Grunde betrachtet mit den Augen nichts ähnliches hat, immer entsteht, wann das Auge die von den Gegenständen zurückgeworfenen Lichtstrahlen auffängt — daß die Empfindung des Gehörs, das ganz verschieden von dem Ohr ist, uns allen einerley Töne mittheilet, wenn das Ohr von den Schwingungen der Luft gerührt wird — Dieß ist der wahre Knoten bey der Sache. Dieß kann keine Verbindung ohne einen Künstler zu Stande bringen. Die Bewegung der Materie hat keine Aehnlichkeit mit den Empfindungen, noch viel weniger mit den Gedanken. Die ewige Fortdauer aller möglichen Bewegungen wird nie eine Empfindung oder Idee würken; und – man verzeihe mir die-

sen

sen Ausdruck – man muß seinen Verstand oder seine Ehrlichkeit verlohren haben, wenn man behaupten will, daß die Bewegung der Materie allein – empfindende und denkende Wesen hervorbringe.

Spinoza selbst, der sehr regelmässig zu schliessen pflegte, gestehet, daß in der Welt ein allgemeiner Verstand sey.

Dieß verständige Wesen, sagt er mit mehrern Philosophen, existirt nothwendig mit der Materie. Es ist die Sele derselben. Das eine kann nicht die andere seyn. Der allgemeine Verstand glänzt in den Sternen, schwimmt in den Elementen, denkt in den Menschen, ist thätig in den Pflanzen: *Mens agitat molem & magno se corpore miscet.*

Sie sehen sich also gezwungen einen höchsten Verstand anzunehmen. Aber sie stellen ihn blind und blos mechanisch vor. Sie erkennen ihn nicht für die freie, unabhängige und mächtige Urquelle. Ihren Begriffen nach ist nur eine Substanz und eine Substanz kann keine andere hervorbringen. Diese Substanz ist der Umfang aller Dinge, die zugleich denkt, empfindet, ausgedehnt ist und verschiedene Gestalten hat.

Allein, wir wollen ehrlich zu Werke gehen – Bemerken wir nicht in allem, was

vor-

vorhanden ist, eine gewisse Wahl? Warum giebt es eine gewisse Anzahl von Gattungen? Könnten nicht weniger oder könnten nicht mehr seyn? Warum, sagt der vernünftige Clarke, bewegen sich die Planeten nach dieser Ordnung und nicht nach einer andern? Ich gestehe, daß unter andern stärkern Beweisgründen folgender einen sehr lebhaften Eindruck auf mich macht: Man trift eine Wahl an; es muß also ein Wesen seyn, das frei handelt.

Dieser Beweisgrund wird noch von den Atheisten bestritten. Man höret sie täglich sagen: **Was ihr sehet, ist nothwendig, weil es existirt.** Ich antworte hierauf: Alles was man aus eurer Behauptung herleiten könnte, ist: daß zur Hervorbringung einer Welt nöthig war, daß Gott eine Wahl anstellte. Diese Wahl ist geschehen. Wir empfinden, wir denken kraft des Verhältnisses, darinnen Gott unsere Vorstellungen und Organe gegen einander setzte. Man untersuche von der einen Seite Nerven und Fibern und auf der andern – erhabene Gedanken und bekenne, daß nur das höchste Wesen so unähnliche Dinge in einer Verbindung bringen konnte.

§. 2.

§. 2
Verschiedene Gedanken wider die Atheisten.

* Es ist ein Buch, das allen Augen offen liegt – nemlich das Buch der Natur. In diesem grossen und erhabenen Buche lernt man den göttlichen Urheber derselben kennen. Es hat keiner die geringste Entschuldigung, der nicht in demselben liest, weil es mit allen Menschen eine Sprache redet, die iedermann verständlich ist.

** Setze deine Sele in die Verfassung, da sie beständig wünscht, daß ein Gott seyn mögte – und du wirst nie daran zweifeln.

*** Du machst den Schluß, daß ich eine verständige Sele habe, weil du Ordnung in meinen Handlungen bemerkst – mache nun auch den Schluß, daß ein höchst verständiges Wesen sey, da du in der Welt Ordnung erblickst.

**** In einem Lehrgebäude, wo man einen Gott annimmt, hat man nur Schwürigkeiten zu überwinden – aber in allen übrigen Lehrgebäuden muß man Ungereimtheiten verdauen.

Die

* J. J. Rousseau's Emil.
** Ebend.
*** *Dictionaire philos.*
**** Ebend.

* Die bewunderns würdige Ordnung, die in der Natur herrscht, würde hinlänglich seyn, das Daseyn eines Gottes zu befestigen, wenn wir nicht schon andere zuverlässige Beweise davon hätten. Diese Ordnung überzeugt uns, daß das Wesen, durch dessen Willen alles regiert wird und von dem die Menschen so wie alle übrige Geschöpfe nothwendig abhangen müssen, weise, verständig und vernünftig sey. Hieraus müssen wir den Schluß ziehen, daß wir es lieben, verehren und uns ohne Murren seinen Rathschlüssen unterwerfen müssen, die freilich oft unangenehm für uns sind, aber doch immer als Fügungen eines weisen Gottes angesehen werden müssen, dessen Wesen und Absichten Menschen unmöglich erforschen können.

§. 3.

Die Unbeständigkeit des Atheismus.

** Man sieht offenbar, daß diejenigen, die sich in Gesellschaften bemühen, die bekanntesten Warheiten der Religion zu bestreiten, mehr schwatzen als denken. Der Stolz hat mehr Antheil an diesen Streitigkeiten

* Von der Gleichgültigkeit der Religionen.

** *Analyse de Bayle.*

keiten als das Gewissen. Sie bilden sich ein, daß das Sonderbare und Gewagte ihrer Meinungen ihnen das Lob eines grossen Geistes erwerben werde. Daher gerathen sie in Versuchung, die Schwürigkeiten, welchen die Lehre von der Vorsehung und der Innhalt des Evangelii unterworfen sind, wider ihre eigne Ueberzeugung vorzubringen. Sie erlangen denn nach und nach eine Fertigkeit in solchen unchristlichen Gesprächen und — wenn zu ihrer Eitelkeit noch ein wollüstiges Leben kommt — so gehen sie auf diesem Weg immer schneller fort. Diese üble Gewohnheit, welche auf der einen Seite von Stolz — auf der andern von der Sinnlichkeit herrührte, schwächt die Stärke der Eindrücke, welche die Erziehung zurückgelassen hatte; ich meine, sie erstickt die Vorstellung der Wahrheiten, die sie in ihrer Jugend gelernt hatten, von Gott, vom Paradiese und von der Hölle. Aber dieser Glaube erlöscht nicht ganz in ihnen — er ist gleichsam ein unter der Asche verborgenes Feuer. Sie empfinden die Würksamkeit desselben, sobald sie über sich selbst nachdenken, und besonders bey dem Anblick einiger Gefahr. Alsdann zittern sie mehr als andere Menschen — Ich habe einmal von einem Edelmann, der bey dem Grafen von Soissons gewesen war, gehört, der berühmte Frei-

gen, Sainthibal, habe sich darüber beklagt: daß keiner von ihrer Sekte die Gabe der Beständigkeit habe. „Sie machen uns keine Ehre, „sagte er; wenn sie auf dem Sterbebette „sind, so bleiben sie ihren Meinungen nicht „getreu und sterben wie alle übrige.„ Sainthibal mußte gestehen, daß sie gewöhnlich bis zum gröbsten Aberglauben ausschweiften. Das Beyspiel des Tullus Hostilius ist hier sehr passend — Eine langwierige Krankheit machte ihn so muthlos, daß er aus einem Freigeist die abergläubigste Sele wurde, und den Aberglauben sogar weiter ausbreitete.

Diese Bemerkungen machen mich geneigt zu glauben, daß iene vermeinten Atheisten, die so laut reden, von dem, was sie sagen, in ihrem Herzen nicht überzeugt sind. Sie haben nicht untersucht. — Sie haben einige Einwürfe gelernt und damit setzen sie die Welt in Verwirrung — sie schwatzen in den Tag hinein, weil sie sich das Prahlen zum Gesetz gemacht und in Gefahren zeigen sie sich von einer ganz andern Seite. In diese Klasse der Atheisten gehörte der berühmte Desbarreaux. In gesunden Tagen war er der zügelloseste Mensch und wenn er krank war, so — machte er geistliche Lieder. Dies warf ihm Boursault in einem Briefe vor, dessen Aufschrift in folgenden Worten abgefaßt war: **An Herrn Desbarreaux,**

der

der nur einen Gott glaubt, wenn er krank ist. Wie ihm Boursault diesen Brief zuschickte, so fügte er noch die Fabel von dem kranken Falken hinzu, der seine Mutter bittet, bey den Göttern eine Fürbitte für ihn einzulegen. Die Fabel endigte sich mit der Moral, daß — wenn es etwas ausschweifenderes gäbe als: keinen Gott zu glauben — es die Thorheit wäre, ihn anzurufen, ohne ihn zu glauben. Man nimmt an, daß dies die Antwort der Mutter des Falken war. Es ist etwas gewöhnliches, daß diejenigen, welche weder das Daseyn noch das Nichtdaseyn eines Gottes als gewis angenommen haben, bey dem Anblick einer grossen Gefahr doch Gelübte thun und Gebethe an ihn richten. Von der Art sind fast alle Ungläubige. Sie sagen: sie erkennen das Daseyn eines Gottes nicht deutlich. Aber eben so erkennen sie auch das Nichtdaseyn desselben nicht deutlich. Dergleichen Leute ergreifen denn bey der Annäherung des Todes das sicherste, und empfehlen sich der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit.

„Bion, einer der ungläubigsten Philo„sophen, wurde einmal zu Chalcis, wo er sich „hinbegeben hatte, krank — Er veränderte „hierauf seine Gesinnungen und verfiel auf „den entgegen gesetzten Abweg — er wurde

„abergläubisch und nahm zu Amuleten und „andern Zaubermitteln seine Zuflucht. Dio„genes Laertius spottete deswegen sehr über „ihn. Dieser Mensch – sagt er, der der „gemeinen Sage nach das Daseyn der Göt„ter leugnete, und der sich durch das Behar„ren bey dieser, wenn gleich schlechten, Mei„nung wenigstens den Ruhm eines stand„haften und unerschrockenen Mannes hätte „erwerben können, – dieser Mensch war kaum „krank geworden, so widerrief er seine Mei„nungen schon. Er war nie in einen Tem„pel gekommen, er spottete sogar über dieje„nigen, die Opfer brachten; und – auf ein„mal schlachtet er Opfer, zündet Rauchwerk „an, erfüllt die Nasen der Götter mit dem „Geruch von Fleisch und Weihrauch. Nicht „zufrieden, zum Jupiter zu sagen: **Ich ha„be gesündigt – vergieb mir meine Fehl„tritte** – reicht er seinen Kopf einem alten „Weibe hin, die die bösen Geister beschwört, „hängt Amulete um, bindet einen Lorbeer„zweig an seine Thür, und läßt sich alles „mögliche gefallen, wenn er nur sein Leben „dadurch retten kann. Der Thor! Er „glaubt das Daseyn der Götter nur, wenn „es sein Vortheil ist, es zu glauben – gleich„sam, als wenn sie nur in dem Augenblick „existirten, wo sich Bion endlich überredet, „daß sie existiren.„ Dies Glaubensbekennt-

nis

nis des Bion ist merkwürdig – Indessen hat es nichts befremdendes. Denn dies ist das gewöhnliche Verhalten der meisten Ungläubigen. Da sie keine feste Grundsätze haben, so zweifeln sie beständig und kommen nie zur Gewißheit. Wenn sie sich nun auf dem Krankenbette sehen, wo die Irreligion zu nichts mehr kann gebraucht werden, so wählen sie die sicherste Parthey, die nemlich, welche eine ewige Glückseligkeit verspricht, im Fall daß sie wahr ist, und die keiner Gefahr aussetzt, im Fall daß sie falsch seyn sollte.

§. 4.

*Ist der Atheismus ein Grundsatz des aufgeklärten verfeinerten Geschmacks? Ist er zu dulden?

Auf die Worte des Baco: daß das Jahrhundert des Augusts, wo der Atheismus die meisten Anhänger gehabt; eines der aufgeklärtesten und feinsten gewesen, muß man antworten: Dank sey es dem August, daß er von Natur ein feineres Gefühl hatte. Allein, wenn man in diesem Jahrhundert ausser dem verfeinerten Ge-

* Collins Abhandlung über die Freiheit zu denken.

Geschmack – Religion und zwar gesunde Begriffe von Religion gehabt hätte, wenn nur die stoische Philosophie die epikuräische verdrängt hätte, so würde sich der feinere Geschmack erhalten haben, da er hingegen mit dem August zu Grunde gieng. Das Reich wurde hernach sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen ein Sammelplatz von Ungeheuern und Greueln. Dieser Zustand wurde zuweilen unterbrochen, wenn der Thron mit Kaisern besetzt war, die religiöse Gesinnungen hatten – aber unter Atheisten und Unvernünftigen wurde er immer wieder derselbe.

Der Atheismus ist also an und für sich selbst kein Grundsatz der Politesse. Ein Atheist hat eigentlich gar keine Grundsätze. Hat er zufälliger Weise ein sanftes Temperament und Verstand genug einzusehen, daß er durch Feinheit und Artigkeit seine Absichten sicherer erreichen werde, so wird er sich als ein feiner gesitteter Mann verhalten – Allein, wenn er vermöge seines entgegen gesetzten Temperaments oder einer schlechten Erziehung von rohen Sitten ist und an der Mishandlung der Menschen Vergnügen findet, so wird er so verfahren, wie ihn seine natürliche Neigungen regieren, besonders wenn es ihm an Einsicht fehlt, seinen wahren Vor-

Vortheil zu erkennen, oder wenn die Vernunft, die doch zuweilen Licht bey ihm anzünden wird, nicht die stärkste und würksamste Triebfeder bey ihm ist. Man hat von den Atheisten die grausamen Würkungen der Schwärmerey nicht zu besorgen, solange sie noch in geringer Anzahl – und daher genöthigt sind, zurückhaltend zu seyn. Aber, wenn sie einmal die Oberhand bekämen, nach welchem Grundsatz – man antworte mir hierauf – würden sie diejenigen ohne Unwillen ansehen, welche sie als Feinde des Weltbeherrschers, als solche ansehen würden, die wegen ihrer Verachtung gegen den anbetungswürdigen Urheber ihres Lebens und gegen die Reitze, womit er begleitet ist, des Lebens unwürdig wären? Gegenwärtige Uebel empfindet man lebhaft – Solche, die man vor Augen hat, kennet man in ihrem ganzen Umfang. Aber von denen, die man nur in der Entfernung erblickt, macht man sich nicht so genaue Vorstellungen. Daher haben grosse Männer, durch die traurigen Würkungen des Aberglaubens und der Schwärmerey gerührt, diese mit dem Atheismus in Vergleichung gestellt und dabey vergessen, das Gefährliche, was dieser Schandfleck der Menschheit mit sich führt, und den Schaden, den er anrichten würde, wenn er

frei und mächtig wäre — mit in Betrachtung zu ziehen.

§. 5.

Von der Schwürigkeit, einen Atheisten zu bekehren.

Die Irrthümer, wodurch ein Abergläubischer sein Religionssystem verwirrt, sind immer mit einigen Warheiten vermischt — und diese Warheiten sind die Gründe, deren man sich, wenn man den rechten Zeitpunkt zu treffen und die Sache gehörig anzugreifen weiß, bedienen kann, ihn von seinen Irrthümern zurückzuführen. Man findet also in dem Verstande des Abergläubischen selbst bey dem Uebel die Mittel, ihn zu heilen. Ich behaupte, dies nur dann von dem Schwärmer, wann seine Träume keine physische Zerrüttung des Gehirns zum Grunde haben. Allein der Atheismus setzt, selbst nach dem Geständniß des Verfassers, den ich bestreite, eine gänzliche Verwirrung der Vernunft voraus; und wenn iemand entschlossen ist, in keinem Stücke nachzugeben und überall die Ungewißheit vorzuziehen, so findet man an ihm nicht das mindeste, wodurch man ihn gewinnen kann. Ein Mensch, der sich dem Laster ergeben, der aber doch Grundsätze der Religion annimmt, hat gewisse ruhige Augenblicke,

derer

derer man sich bedienen kann, um ihn zur Losmachung von seinen Lastern zu bewegen, oder ihn wenistens in der Laufbahn derselben aufzuhalten, oder ihre Macht zu schwächen. Allein wenn ein Atheist an Ungerechtigkeiten und Ausschweifungen Vergnügen findet, wodurch kann man ihn dahin bringen, daß er seine Neigungen unterdrückt und sich Gewalt anthut?

Worinn kann ein Atheist sein höchstes Guth anders setzen, als in der Wollust und worinn das größte Uebel anders, als im Schmerz? Nach des Cicero Meinung, die der Verfasser als sehr richtig annimmt, „nach „der man das höchste Guth nicht von Tugend „und Rechtschaffenheit abhängen läßt und „anstatt es darinn zu setzen, es nur nach „seinem Vortheil und Eigennutz bestimmt — ist nun offenbar, daß — wenn man mit sich selbst einig seyn will, und wenn unsere natürlich gute Gemüthsbeschaffenheit nicht zuweilen die Oberhand über unsere Grundsätze hat, — man weder ein wahrer Freund, noch gerecht, noch wohlthätig seyn kann und daß man unmöglich weder bey solchem, der Schmerz für das größte Uebel hält, — Stärke, noch bei solchem, dessen größtes Guth Wollust ist, — Mässigkeit antreffen kann.

§. 6.

Betrachtungen über die Atheisten.

* Der Atheist muß in seinem Herzen sehr starke geheime Triebfedern haben, weil er ein so niederschlagendes und trauriges Lehrgebäude annimmt. Wie verschieden von einander ist das würkliche und zu erwartende Glück des Atheisten und des Christen! Das Leben verschaft beiden eine Menge fast ähnlicher Vergnügungen. Aber diese sind für den einen nur ein ganz geringer Vorschmack und der andere schränkt seine ganze Hofnung darauf ein und seine Vergnügungen müssen noch durch die finstern Beobachtungen, die er darüber anstellen muß, sehr verbittert werden. Der Christ geniesst sie in Ruhe, weil er hoffen darf, sie immer zu geniessen. Der Atheist beunruhigt und bekümmert sich, weil er nur Augenblicke in seiner Gewalt hat, die nie wieder zurückkommen. Das grosse und glänzende Gewölbe des Himmels macht auf ieden von ihnen einen sehr verschiedenen Eindruck. Der eine erkennt in demselben sein Vaterland — der andere sieht ihn nur als einen zufälligen und vergänglichen Zierrath an.

Der

* Der Deismus, ein philos. Versuch.

Der Atheist, der die Natur betrachtet, siehet sich mit wirkenden Wesen umgeben, deren grausame und nicht zu hintertreibende Geschäftigkeit ihn wieder in das Nichts zurückzieht. Die mit Empfindung begabten Wesen rühren ihn nicht sehr. Denn er erblickt an ihnen blos gezwungene Zusammenfügungen, die sich sogleich wieder trennen. Die Natur der Atomen hat keine Vorzüge vor der seinigen. Mormor und Steine sind seines gleichen und seine Brüder — und wahrscheinlicher Weise verhindert ihn sein hartes Herz, dies zu widerlegen. Grausam gegen sich selbst verwirft er einen Gott, dessen Grösse sein Schutz seyn würde und die eiserne Hand des Verhängnisses ist seine Zuflucht. Er irret vorsetzlich in Finsterniß herum und scheuet das Licht, das seine Augen nicht mehr ertragen können. Er glaubte sich durch Zerbrechung der Bande der Gesellschaft glücklich zu machen — aber diese vermeinte Freiheit ist nichts anders als eine unglückliche Beraubung aller Vortheile. Sie gleichet dem Zustande eines Reisenden, der sich in einer ungeheuren dürren Wüste verirrt hat. Alle Geschöpfe dauren durch das allgemeine Grundwesen fort, das sie hervorbringt und erhält. Allein der Atheist zerstöret sich selbst, da er dies Wesen leugnet — Er macht sich von allem unabhängig und reisst sich von dem Baum

los,

los, dessen Stamm zu seiner Unterstützung diente.

Die Traurigkeit, die das Herz des Ungläubigen quält, verdammt ins Geheim die lächelnde Miene, die er zum Schein annimmt. Seine epicuräische Moral, die von lauter Vorzügen spricht, ist im Grunde betrachtet die verzweiflungsvollste, die man sich nur denken kann — Sie gleichet einem mit Blumen bestreuten Leichnam. Die zunehmenden Jahre bringen den Atheisten den Schwächlichkeiten des Alters bald näher und kündigen ihm die Ankunft des Todes an, der die Schlüssel des Grabes schon in Bewegung setzt. Welch ein Unglück, wenn man fühlet, daß die Stützen des Lebens nach und nach dahin sinken, daß man mit langsamen Schritten in den finstern stillen Abgrund hinab steigt, der uns auf immer verschlingen soll!

Der Mensch hingegen, der seinen Schöpfer anbetet, bemerkt die liebliche Harmonie der Natur mit Entzückung. Die ganze Schöpfung und das Uebereinstimmende in allen Bewegungen überzeugen ihn von der Weisheit desienigen, der alles regiert; das Grenzenlose in allen Dingen, ihre Pracht, ihr Nutzen erregen in ihm einen gewissen Schauder, den aber keine Furcht begleitet. Er darf nur seine Augen aufheben — so

siehet

siehet er schon einen Abdruck der Gottheit. Er irret mit seinen Blicken in den bezaubernden Pallästen herum, dessen Herrn er noch nicht siehet — aber in den reichen Schätzen, die überall glänzen, erkennet er die Merkmale seiner Grösse und Hoheit. Er murret nicht darüber, daß er Pflichten zu erfüllen hat — sondern er sieht dies als eine Gelegenheit an, sich dankbar gegen seinen Schöpfer zu beweisen. Der Anblick der Prüfungen, die er erfahren muß, belebet seinen Muth und seine Hofnungen — dies ist die Carte von seinem Vaterlande — der Weg, der zur Unsterblichkeit führet.

Freilich verlieren die meisten Menschen den Gedanken an Gott aus den Augen oder verunstalten ihn — allein wir wollen dies nicht der Schwachheit der menschlichen Fähigkeiten zur Last legen — es ist vielmehr Misbrauch dieser Fähigkeiten, Verdorbenheit grosser Gesellschaften, die durch das Herz die Ausartung des Verstandes befördert. Ein geheimes Gefühl errinnert uns an unsern himmlischen Ursprung und ieder Tag erneuert den Anblick der göttlichen Buchstaben, die dem Himmel eingedruckt sind.

Wenn die Sonne von der Erde bedeckt wird und ihren Lauf unter unsern Füssen vollendet — so breitet sich die Nacht aus, der Horizont wird verdunkelt und unsere Halbkugel

kugel verhüllt sich in Finsterniß. Aber kaum zeigt sich der feurige Orient beim Anbruch des Tages — so erhebt der mit goldnen Wolken umringte Stern seine glänzende Fläche über das Meer und macht uns durch seine lichtvollen Stralen die Wellen wieder sichtbar. Dies ist das Bild der Gottheit, das uns die Natur mit Wohlgefallen giebt. Sehet, wie die Sonne die Fackeln der Nacht auslöscht und bis an die Enden der Welt Klarheit verbreitet. Sobald sie sich zeigt, glänzt oder erwärmt sich die ganze Natur — die Pracht der Gegenstände erweckt überall Freude und die Quelle des Lichts scheint blos der Mittelpunkt derselben zu seyn. Eben so erleuchtet uns die Gottheit durch das Gesetz, das sie in unsere Herzen geschrieben hat. Ohne dies Gesetz, das unsere Gedanken bis zum Himmel erhebt, verschwindet alle Harmonie für uns und der verlassene Mensch bleibt in Finsterniß vergraben.

§. 8.

* Gespräch zwischen dem Graf von Büssy und dem taubgebohrnen Ritter von Etarigni.

Der Graf.

Hatten Sie vor Ihrer Unterweisung einen Begriff von einem höhern Wesen?

Der

* Man kennet die Geschicklichkeit des Hrn. Pereyre, Taub-

Der Ritter.

Ich verirrte mich einmal in einer grauenvollen Einöde und da ich den Weg nach meinem Dorfe ganz verlohren hatte, so kam ich auf die Vermuthung, daß über mich ein unermeßliches Wesen seyn müsse, welches die ganze Welt auf einmal übersähe und mich wieder auf den rechten Weg bringen könnte. Die Bewegungen meiner Sele drückten die Bitte an dasselbe aus, mich nach Hause zu führen.

Der

Taubgebohrne reden zu lehren — allein man kennet die Unterredung eines seiner besten Schüler mit dem Grafen von Büssy nicht. Dieser Schüler war der Ritter von Etarigni, ein Mann von fürtreflichen Naturgaben und Gedächtniß, der den Händen dieses berühmten Lehrmeisters vor ohngefehr zwanzig Jahren übergeben wurde. Nachdem er einige Jahre Unterricht erhalten, war er im Stande, zu lesen, zu schreiben und die Worte fast eben so gut auszusprechen, als ob er die Töne hören könnte. Die Unterredung, die man hier einrückt, geschahe schriftlich in Gegenwart des Grafen von Autrei. Ich habe Zeugnisse für ihre Aechtheit; ich will sie aber etwas abgekürzt vortragen — doch ohne etwas darinn zu verändern, selbst ohne die dunkeln Stellen auszulassen.

Anmerk. d. Herausg.

Der Graf.

Wie alt waren Sie?

Der Ritter.

Acht oder neun Jahr.

Der Graf.

Hatten Sie vor dieser Zeit schon den Gedanken, daß die Welt einen Aufseher hätte?

Der Ritter.

Die Bewegungen, die ich damals an den Sternen wahrnahm, und das Wachsen der Thiere und der Pflanzen überredeten mich, daß die Welt einen ersten Beweger habe, den ich aber nicht beschreiben konnte. Dieser noch unreife Gedanke fiel mir in einer kleinen Stadt sieben Meilen von Montpellier ein. Ich war damals neun Jahr alt.

Der Graf.

Haben Sie nach Ihrer Verirrung auch noch an einen Gott gedacht?

Der Ritter.

Meine Gedanken darüber bildeten sich nicht aus. Ehe ich Unterricht erhielt, brennte ich vor Begierde, etwas von diesem Wesen zu wissen und ich wünschte sehnlich, hören zu können. Seitdem mich indessen Herr Pereyre unterrichtet hat, ist mein Verlangen darnach nicht groß.

Der Graf.

Welches sind die ältesten Vorstellungen, deren Sie sich erinnern?

Der

Der Ritter.

Die Vorstellungen sinnlicher Gegenstände haben mir zuerst Anleitung gegeben, mir einen Begriff von meinem Körper und hernach von meiner Sele zu machen.

Der Graf.

Sagten Sie zu sich selbst: Ich bin – – Was bin ich?

Der Ritter.

Ich hatte keine solche Sprache als Sie haben, mich mit mir zu unterhalten. Die Bilder in meinem Verstande vertraten bei mir die Stelle der Sprache und vertreten sie noch. Ich hatte von meinem Daseyn in so ferne einen Begriff, als es in die Sinne fällt und auch eine Vorstellung des geistigen Wesens in mir.

Der Graf.

Dachten Sie daran, daß man seine Begriffe andern Menschen mittheilen könne?

Der Ritter.

Ich machte Gebehrden. Ich verstand die Gebehrden derer, die um mich her wohnten, wann sie etwas ausdrücken wollten, das mir bekannt war. Ich stellte mir ein Wesen in mir vor, das mir dieselben auslegte.

Der Graf.

Was machten Sie sich für einen Begriff von dem Verstande anderer?

Der Ritter.

Ich stellte mir ihn so vor wie den meinigen. Gegen das zehnte Jahr fieng meine Vernunft an sich zu bilden. Denn damals gab ich mir den Grund von dem an, was ich empfand und von dem, was ich vorher dunkeler empfunden hatte.

Der Graf.

Was hatten Sie für einen Begriff von der Zeit?

Der Ritter.

Ich hatte einen dunklen davon. Sie schien mir, wie es mir auch nachher vorkam, mit den abwechslenden Veränderungen zu verschwinden.

Der Graf.

Woran dachten Sie im elften und zwölften Jahre am öftersten?

Der Ritter.

An die Auftritte der Natur und an mich selbst. Meine Betrachtungen waren schwach. Indessen erinnere ich mich, daß ich einmal beim Erwachen die Schwürigkeit lebhaft einsahe, die Träume, die ich gehabt hatte, durch Gebehrden deutlich auszudrücken. 1) Ich war einmal auf einen fast unersteiglichen Felsen, auf den Gipfel eines der höchsten cevennischen Gebürge geklettert. Ich staunte, daß ich die Sonne gleichsam unter

ter meinen Füssen aufgehen sahe. Ich bewunderte die ausserordentliche runde Höhlung des Himmels und das Niedrige der Grenzen der Erde, welche den Himmel berührten. Es war am dritten May 1750. Es fror auf demselben und die Hitze war in den Thälern sehr groß. 2) Ich konnte bei meinem Schlummer in Languedoc nicht begreifen, wie ich nach Versailles, meinem Geburtsort, versetzt wurde. Ich gieng daselbst spatzieren — Ich bewunderte die Gärten — Ich konnte kaum begreifen, wie mein geistiges Wesen den Körper zu verlassen schien und die ganze Welt durchirrte. Ich bemerkte auch damals, daß die Wolken, die mich auf den hohen cevennischen Gebürgen in Verwunderung gesetzt hatten, zusammenschmolzen, und sich in starken Regen über die Thäler ergossen.

Zu Ganger sahe ich eine Camera obscura. Man stellte mich in einiger Entfernung von derselben, um mich darin abzuzeichnen. Eine halbe Viertelstunde nachher beklagte man sich, daß ich meine Stellung verändert hätte. Ich machte hierauf eine Gebehrde, die anzeigen sollte: die Schuld liege an der Bewegung der Sonne, an der Fortgehung des Schattens.

Ich sahe auch die Sonne einmal durch ein schwarz gemachtes Glas — Dieser Stern schien mir dem vollen Monde gleich zu seyn

 und

und mit schnellen Schritten fortzugehen. Ich schlos daraus, daß er die Abwechselung der Jahreszeiten, der Tage und Nächte verursache.

Der Graf.

Wenn Ihnen iemand gut oder übel begegnete, dachten Sie dann über diese Empfindung Ihrer Sele nach?

Der Ritter.

Sieben Meilen von Montpellier wollte mich einmal ein Lohgerber mit einer Peitsche schlagen. Dieser Schimpf trieb mich an, mich ihm zu widersetzen. Aber er führte seine böse Absicht mit Gewalt aus. Hier muthmaßte ich, daß etwas vorhanden seyn müsse, das ihn richte und strafe. Wenn ich Gefälligkeiten und Liebkosungen erhielt, war ich vor Freuden ganz ausser mich. Ich liebte dieienigen, die ein gutes Herz zeigten und haßte die übrigen.

Der Graf.

Erinnern Sie sich, daß Sie vor Ihrem Unterricht vom Schreck überfallen worden sind?

Der Ritter.

Ich erinnere mich, daß die Erde einmal unter meinen Füssen erschüttert wurde. Ich wurde dreissig Fuß hoch aufgehoben und zitterte vor Furcht, in einen Abgrund zu fallen, der dem Orte, wo ich fiel, nahe war.

Dieser Zufall erregte in mir tausend verwirrte und schreckliche Gedanken.

Der Graf.

Sie konnten wohl nicht an den Tod denken, von dem Sie keinen Begriff hatten?

Der Ritter.

Ich vermuthete meinen Tod und dachte zuweilen daran.

Der Graf.

Wie stellten Sie sich den Tod vor?

Der Ritter.

Ich stellte mir Todtengebeine darunter vor. Ich hatte wohl tausendmal todte Körper begraben sehen.

Der Graf.

Erinnern Sie sich der Betrachtungen, die Sie darüber anstellten?

Der Ritter.

Ich kann Sie auf zween Punkte zurückführen: Einmal glaubte ich, daß ich nach meinem Tode mit den Augen des Wesens, das in mir war und das ich nicht erklären konnte, eine unbekannte Welt sehen würde, und zweitens stellte ich mir das Gegentheil vor.

Der Graf.

Wie man mit Ihnen von dem höchsten Wesen sprach, an welches Sie dachten, wie Sie sich verirrten und welches zu kennen Sie so viel Verlangen trugen — so haben Sie

die Entwickelung dieser dunkeln Idee mit Vergnügen wahrnehmen müssen.

Der Ritter.

Wie Herr Lucas, mein erster Lehrer, das Wort Gott schrieb, so hob er seine Hände gen Himmel. Dies erweckte nun nicht die Vorstellung eines Bewegers in mir. Es stieg hingegen, da ich das Wort Gott nicht vor Augen hatte, durch eine gewisse Unruhe, in der meine Sele war, ein sehr unähnlicher Gedanke in mir auf.

Da mir Herr Peyrere die göttlichen Eigenschaften erklärt hatte, so fand ich darin keinen von meinen Begriffen. Ich habe die Kenntniß der unsichtbaren Wesen gründlich studirt und bemerkt, daß meine alten Begriffe von denen verschieden sind, die man mir von der Art und Weise gegeben hat, sich dieselben begreiflich zu machen und sie dem mit Materie verbundenen Geist vorzustellen.

Der Graf.

Wie glauben Sie, daß ein Tauber beten könne?

Der Ritter.

Die Tauben können, wenn sie in der Religion unterrichtet worden, durch innere Gebehrden beten.

Der Graf.

Auf welche Art beteten sie, wie Sie sich ver-

verirret hatten und Gott baten, Ihnen den Weg zu zeigen?

Der Ritter.

Ich machte ihm eine Abbildung in meiner Sele.

Der Graf.

Wissen Sie dies gewiß?

Der Ritter.

Ja, mein Herr. Die innere Abbildung hat den Vortheil, daß sie die in dem Gehirn vorhandenen Lebensgeister in Bewegung setzt. Ich brauche Zeit, um diese Idee zu entwickeln und schickliche Ausdrücke zu finden. Bey der äussern Abbildung scheinen die Leidenschaften und die physiognomischen Züge einen festen Platz zu haben. Bey der innern nehmen sie hingegen den Gang ihrer metaphysischen Perioden.

Der Graf.

Ist Ihnen die Geschichte des Tauben in Chartres bekannt, dessen in den Jahrbüchern der Akademie Erwähnung geschicht?

Der Ritter.

Ohne Zweifel hätte er die Natur der Sprache genau kennen und sie mit seiner alten Art und Weise mit sich selbst zu unterhalten, vergleichen müssen — Er hätte die neuere Methaphysik verstehen und sie mit seiner eigenen vergleichen müssen, um die Fragen beantworten zu können. Es wird erzählt,

zählt, er habe einige Monathe nach seiner Genesung darauf geantwortet — folglich kann man seinen Antworten nicht trauen, die einen sehr wenig scharfsinnigen Mann verrathen, der weder die Stärke der Frage, noch das Gewicht der Antwort hinlänglich versteht.

Ein Tauber und Stummer muß das Grammatikalische der Sprache genau kennen – er muß seine eigne Metaphysik mit der scholastischen in Vergleichung setzen u.s.w. Er muß seine alte Vorstellungsart angeben können u. s. w. Alles dies muß viel Zeit, Belesenheit und Untersuchungen erfodern.

Ich hatte einmal die Muthmassung: es müsse ein unsichtbares Wesen seyn, das jedem vergelte, was er verdiene. Ich konnte dieses Wesen als Richter nicht näher beschreiben. Ich sahe dunkel, wenn gleich lebhaft, ein, daß er unserm Verstande eingeprägt habe, was wir thun sollen. Allein diese Vermuthung belehrte mich nicht, was für Strafen und Belohnungen auf die Bösen und Guten warteten. Diese Vermuthung stellte mir diesen Richter so vor, daß er, ohne von den Menschen gesehen zu werden, ihnen ihre Handlungen vergelte.

In der Normandie bath mich einmal ein Geistlicher, ihm eine zuverlässige Nachricht von meinen alten Vorstellungen zu geben. Ich that es in folgenden Worten: Ich

habe

habe keinen Begriff von Gott gehabt und nie begreifen können, wie die Welt einen Anfang gehabt, und wie sie ein Ende haben werde.

Ich stellte damals noch keine ernsthafte Betrachtungen über die Gottheit an. Ich verglich meine alten Begriffe nicht mit denen, die ich aus der Religion gelernt hatte, und ich nahm das Wort Gott in dem Sinn, den der Katechismus damit verbindet.

Der Graf.

Woher erkannten Sie, daß Sie sich geirrt hatten?

Der Ritter.

Ich dachte an die verschiedenen Bedürfnisse, die meine Sele hatte, in so ferne ich dieselbe kannte. Diese brachten sie auf die dunkele Vorstellung von dem Daseyn eines Wesens, welches für sie sorgen, alle Ursachen der Furcht von ihr entfernen und ihr Verlangen befriedigen könnte. Aus der Vergleichung dieser dunkeln Vorstellungen mit den nachher erlangten Belehrungen der Philosophie habe ich erkannt, daß ich nach meiner Art angebohrne Begriffe von der Gottheit gehabt habe.

Der Graf.

Wie konnten Sie denken, daß die Welt immer da gewesen sey, da Sie durch das Wach-

sen der Pflanzen veranlaßt wurden zu glauben, daß ein geheimer Beweger alles regiere?

Der Ritter.

Ich bemerkte in mir unwillkührliche Bewegungen — Ich wollte sie unterdrücken. Da ich aber sahe, daß sie anhaltend waren, vermuthete ich, daß ein gewisser Beweger auf mich würkte. Die schrecklichen Träume, die ich des Nachts hatte, brachten mich zuerst auf diesen Gedanken. Dieser führte mich auf die Gedanken über das Wachsen. Meine fürchterlichen Träume, die mir Ungeheuer und Gespenster zeigten, waren früher als meine Verirrung bey Cevennes.„

Ich hoffe Dank verdient zu haben, daß ich diese so interessante und wenig bekannte Unterredung mitgetheilt habe. Da sie uns von dem Zustand eines Taubgebohrnen unterrichtet, so setzt sie uns in den Stand, von der Beschaffenheit eines sich selbst überlassenen Wilden zu urtheilen. Denn dieser Taube konnte nicht mit andern Menschen sprechen. Er blieb also in sich selbst vertieft und hat seine Vorstellungen sich selbst zu verdanken. Wenn diese Unterredung die angebohrnen Begriffe auch nicht strenge beweist, so beweißt sie doch, daß der Gedanke an ein höchstes verständiges Wesen sehr natürlich in unserer Sele entsteht.

Ich kann seine Bemerkungen über die Aussagen des Chartrischen Tauben und über die Folgerungen, die man daraus hat ziehen wollen, nicht genug bewundern. Wie viel Zeit hatte er nöthig, um die Zeichen unserer Begriffe zu lernen, da er gezwungen war, auf einem so verschiedenen Boden zu arbeiten! Die aufgeklärten Nationen, die sich doch in so vielen Stücken gleich sind, haben viel Mühe sich zu verstehen, wenn die Sprache der Empfindung, wenn der Ausdruck abstrakter, oder zusammengesetzter Ideen übersetzt werden soll. Die ersten Bilder sind einerley, weil die Menschen einerley Sinne haben, sie zu empfinden. Aber die Verschiedenheit der Verbindungen ist nicht zu bestimmen — Es ist bekannt, wie sehr der eigenthümliche Karakter der Völker, ihre Bedürfnisse, ihre Vorurtheile, ihre politische Verfassung die Wahl und die Anzahl der Ideen und Gedanken, die miteinander verbunden werden, bestimmen müssen. Wie hätte nun ein Tauber in so kurzer Zeit diese Vorstellungen mit den Vorstellungen eines Gottesgelehrten vergleichen und den bestimmten Sinn der Zeichen beurtheilen können?

Man wird sich wahrscheinlich wundern, daß der Herr von Etarigni so bald abstrakte Begriffe bekommen und sie behalten hat.

Allein, die Umstände waren hierin günstig für ihn. Denn da er des Umgangs mit andern Menschen beraubt seyn mußte, so mußte er sich selbst erziehen — seine Begriffe gehörten ihm selbst zu — Und das ist eine bekannte Sache, daß sich die Begriffe, die man selbst erwirbt, tiefer einprägen, als die entlehnten. Je mehr sich unser Gemüth sammelt, ie deutlicher sind unsere Begriffe. Eben so offenbar ist es, daß, ie geringer unsere Sensationen der Anzahl nach sind, ihr Eindruck desto tiefer sey. Zween Gründe beweisen also, daß ein Taubgebohrner früher und deutlicher denke. Ferner, wird das Gedächtniß nur durch die Wiederholung der Bewegungen, die im Gehirn nach und nach erfolgen, geschwächt und die Empfindung des Hörens ist am meisten fähig, den Eindruck der übrigen zu zerstöhren, weil sie häufig und oft verwirrt ist. Sie kann durch ihre Erschütterungen die Verwirrung der Eindrücke beschleunigen, die durch das Sehen, u. s. w. veranlaßt werden, und der Mensch, der desselben beraubt ist, muß eingeschränktere aber deutlichere Einsichten haben als andere.

Wenn gleich der sich selbst überlassene Mensch so weit kommen kann, so wird doch vielleicht die beständige Thätigkeit der Sensationen ihre Würkung schwächen und ihn ver-

verhindern, sich bey denselben aufzuhalten. Es sollen Wilde seyn, die keinen Begriff von Gott haben. Ist dies richtig, so sind dies Unglückliche, die durch besondere Umstände gleichsam thierisch geworden sind. Ihr Elend und ihr verlassener Zustand führen sie blos auf die physischen Bedürfnisse. Man kann aber nicht behaupten, daß sie den Gedanken an ein höchstes Wesen verwerfen, sondern sie kennen ihn nur nicht. Der Grundsatz, der uns ordentlich zu leben lehret, gehet die Thiergeschlechter nichts an. Denn diese suchen nur den Tod zu verhindern.

Die Erfahrung aller Zeiten und aller Länder beweiset es, daß die Menschen Grundsätze der natürlichen Religion gehabt haben, sobald sie Gesellschaften errichtet, wenn es auch nur Familiengesellschaften waren. Ich könnte auch durch tausend Beispiele beweisen, daß ehedem einfältige Menschen die erhabensten und richtigsten Lehrsätze vorgebracht haben.

Freilich leiteten sie dieselben nicht aus förmlichen Beweisen her, weil sie ein starkes Gefühl der Richtigkeit zum Führer hatten, und da die Trugschlüsse noch nicht Platz hatten, so war auch die Vernunftlehre unnütz.

Drittes Kapitel.
Vom Christenthum und von den göttlichen Schriften.

§. 1.
Vergleichung des Geistes des Christenthums mit dem Geist des Mohamedismus.

* Ich bemerke an den Deisten eine gewisse gezwungene Bemühung, die mohamedanische Religion zu erheben und in einem glänzenden Lichte vorzustellen. Sollte dies nicht in der Absicht geschehen, die Vorzüge, die die christliche Religion vor derselben hat, zu verdunkeln? Wann Leute, die sich vernünftig zu denken rühmen, die sich über die Verblendung und die Vorurtheile der übrigen Menschen weggesetzt haben und den Weg der gesunden Vernunft und der Warheit einzuschlagen scheinen — wenn Leute, die den Grundsätzen derselben zu folgen vorgeben, demohngeachtet sehr seichte Schlüsse und schiefe Bemerkungen über Bücher machen, die zu untersuchen sie Zeit genug hatten, — geben sie dann nicht Anlas von ihnen zu glauben, daß

* Abhandlung über die Freiheit zu denken.

daß sie sich wenigstens durch ein geheimes Interesse haben blenden lassen? Will man ein Buch dem andern entgegen setzen? — so enthält das Evangelium hundert Vorschriften der Sanftmuth, der Liebe, der Dienstfertigkeit und des Abscheues für Gewaltthätigkeiten gegen eine, die der Koran aufweisen kann. Will man beider Verhalten mit einander vergleichen? Wenn ich die Christen ausnehme, die durch das Inquisitionsgericht die Vorschriften des Evangeliums und der Menschlichkeit so offenbar überschreiten — was ist dann für ein Unterschied zwischen den Lebensregeln der Christen und der Türken? Nach dem Sinne des Stifters, wird man sagen, ist die heiligste Maxime der Türken, alle Religionen zu dulden, wenn diejenigen, die sich von der herrschenden entfernen, nur einen geringen Tribut geben. Allein, ohne in Anschlag zu bringen, daß Mohamed seine Herrschaft und Religion selbst durchs Schwerd ausgebreitet und das Blut derer vergossen hat, die sich seinen Gesetzen zu unterwerfen weigerten — da hingegen die ersten Bothen des Evangeliums ihren Verfolgern nichts anders als Gedult und ihr eigen Blut darbrachten — ohne in Anschlag zu bringen, daß die Türken noch heut zu Tage von dem Geist ihres Stifters beseelt werden, und es für eine Pflicht der Religion hal-

halten, nie mit den Christen Friede zu schliessen, sondern blos einen Waffenstillstand zu machen, gleichsam als ob sie verbunden wären, den Vorsatz nie aufzugeben, sie zu zerstören — ist das ein geringer Tribut zu nennen, ein Tribut von Kindern, welche das Janitscharencorps immer vollzählig erhalten müssen? Begnügt man sich mit einem geringen Tribut, wenn man die Christen und besonders die Geistlichen beständig drückt, beraubt und plagt? Es ist ia bekannt, daß die griechischen Patriarchen nach dem Eigensinn der Großvizire abgesetzt und sogar unter dem geringsten Vorwand enthauptet werden. Uebertreffen wohl die Grausamkeiten der Inquisition die Grausamkeiten der Türken gegen die Sklaven sehr, welche Christen bleiben? Schmeichelt sich etwann Herr M. * * * mit der Hofnung, nur solche Leser anzutreffen, welche die türkische Geschichte nie studirt haben, die nicht wissen, daß die Mohamedaner in mehrere Sekten * getheilt sind, welche sich mit der größten Wuth hassen, und daß nur die Flucht einen Menschen, der von der mohamedanischen zur christlichen

* Die Sunnis und die Schiais waren die stärksten und am feindseligsten gegen einander.

Anmerk. d. Herausg.

lichen Religion übergegangen ist, vor der schrecklichsten Strafe bewahren kann?

§. 2.

Beschreibung eines Festes der Mohamedaner.

Man kann den Geist der Duldung bey den Mohamedanern aus einer Begebenheit beurtheilen, welche Herr Carre' in dem ersten Theile seiner ostindischen Reise erzählt. „Zu Carnicha, sagt er, einer ansehnlichen Stadt in Persien, wohnte ich einem berühmten Feste bey, das sie Nonroux nennen und alle Jahr am 10ten May feiern. Von des Morgens an ist die ganze Stadt in Bewegung und der Landmann kommt von allen Orten dahin, um das Fest feierlicher zu machen. Alle Strassen sind mit Leuten angefüllt — die Fenster und Dächer geben ebenfalls einen sehr angenehmen Anblick, da sie ganz mit Frauens und Kindern besetzt sind. Die Ceremonie fängt sich mit einem unregelmässigen Zug von Leuten an, welche die breitesten Strassen einnehmen. Alle diese Leute folgen einer Art von Sarg, das mit den reichsten Stoffen bedeckt, mit Blumen bestreuet, mit Rauchpfannen und Wohlgerüchen umgeben ist. Dieser Sarg wird von sechs nackenden Män-

nern auf den Schultern langsam fortgetragen. Aber schrecklich ist es anzusehen, daß sie ganz mit Blut bedeckt sind, denn sie ritzen ihre Körper mit Messern auf, um den Mortus — Aly zu ehren — so nennen sie die Person, dessen Tod sie durch dies blutige Trauerspiel zu feiern vorgeben.

Dazu kommt noch, daß sie von Musikanten begleitet werden, die sich so gut als sie können mit den Stimmen der Molas (dies sind ihre Priester) vereinigen und eine Trauermusik machen, welche in den Gemüthern derer, die darauf hören, nichts, als Schaudern und Entsetzen hervorbringt. Dieser Zug gehet einige Strassen durch, und bleibt hernach auf dem Markt, in dessen Mitte man ein herrliches Zelt aufgeschlagen siehet, welches zur Aufnahme des Sarges des Aly bestimmt ist. Sobald er hier abgesetzt ist, schliessen die Molas einen Kreis um denselben, und fangen mit Zustimmung der Musik dieselben Klagelieder an. Dies dauert so lange, bis der Pöbel mit Stöcken, Steinen, sogar mit Degen und Säbeln bewafnet ist und sich gleich zwoen Armeen, die sich zum Treffen rüsten, in zween Haufen theilet. Nun hört die Musik auf und es herrscht überall eine ehrerbietige Stille, welche die Zuschauer in Ehrfurcht erhält, und

auf

auf den Streit aufmerksam macht. Der älteste Mola nimmt alsdann ein Buch und liest die ganze Lebensgeschichte des Aly vor. Man hört ihn ruhig an, aber wenn er fast am Ende gelesen hat, wie Aly wegen der Vertheidigung ihrer Religion auf eine unverantwortliche Weise ermordet worden, so sehen sie dies als das Zeichen zum Streit an, und beide Haufen gehen wüthend auf einander los und schlagen sich auf das ärgste — mit so wenig Schonung, als ob sie wider ihre grausamsten Feinde stritten. Sie bringen ihre eigene Bürger, Freunde und Verwandten gewaltsam um — sie entvölkern eine Stadt, die man mit Freuden bevölkert siehet — so sehr hat der Aberglaube die Herzen der Menschen eingenommen und ist für sie eine Quelle des Uebels geworden! Nachdem dieser blutige Streit eine Stunde gedauert hatte, suchten die Molas ihn mit vieler Mühe beyzulegen — Diese Leute waren wie Rasende mit Blutdurst wider einander erfüllt.

Wie der Lärm gestillt war, so wurde das Volk von dazu bestimmten Männern in Ordnung gestellt. Nachdem alle todte Körper, die auf dem Platz lagen, zusammen gebracht waren, legte man sie nahe bey dem Zelt. Ihre Anzahl war ziemlich groß und

der Markt tönte von dem Zuruf des Volks, und dem Lobgeschrey wieder, das man wegen der Unglücklichen willen erhob, die sich so aufgeopfert hatten. Man ließ hierauf die Verwandten dererjenigen, deren Körper man erkannt hatte, näher kommen, und einer von den Molas hielt ihnen zu Ehren eine Rede, wie ehedem in Griechenland zur Ehre der Bürger gehalten wurde, die sich im Streite tapfer gehalten hatten und geblieben waren. Der Hauptinhalt der Rede war, daß ein so rühmliches Ende der Anfang eines herrlichen und unsterblichen Lebens sey — daß diejenigen, die ihre Verwandten verlohren, sie nicht beklagen, sondern darauf denken müßten, sie nachzuahmen und ihnen nachzufolgen. Niemand vergoß eine Thräne bey einer so starken Veranlassung zu weinen, und die Macht des Aberglaubens gieng so weit, daß sie im Tanzen und mit Freudengeschrey die todten Körper wegtrugen, und mit gewissen Gebräuchen verscharrten, die nichts weniger als einem Leichenbegängniß ähnlich waren.

Hieraus ist offenbar, welche Sorgfalt die Mohamedaner anwenden, den Geist der Spaltung unter ihnen zu erhalten, die Erbitterung beyder Partheien immer zu erneuern und sie unversöhnlich zu machen. Man weiß überdem, wie sehr sie sich hassen —

allein

allein unsere Freigeister wollen dies nicht zugestehen. Den Trennungen der Christen, die iedermann bekannt sind, setzen sie untreue Abschilderungen des Mohamedismus und der Sanftmuth desselben entgegen — in welcher Absicht, ist begreiflich genug. Sie glauben, daß — sobald sie einen Christen dahin gebracht haben, daß er das Evangelium mit dem Koran vergleichet und besonders, sobald sie ihn dahin gebracht haben, ienes diesem nachzusetzen — ein solcher Christ sogleich ohne Religion leben werde. Allein, was gewinnen sie dadurch? Leute — die sich aus Ungedult ins Verderben stürzen wollen, und nur auf die erste Gelegenheit, auf den geringsten Vorwand dazu warten.

§. 3.

Lob der heiligen Schrift.

* Ich wundere mich ausserordentlich über das Erhabene der heiligen Bücher, die bey sonst unwissenden und sinnlich denkenden Völkern aufgezeichnet wurden. Ich könnte hier eine Menge Stellen aus der heiligen Schrift anführen und zeigen, daß kein Volk und selbst keine philosophische Sekte mit so viel Erhaben-

* Der Deismus.

benheit und Richtigkeit von Gott geredet als die Juden. Ich will mich aber itzt nur auf den hundert und vierten Psalm einschränken, der ein so herrliches Denkmal ist, daß sich die gelehrtesten Zeiten Griechenlands desselben nicht geschämt haben würden. Ich würde mit leichter Mühe darthun können, daß die Beschreibung der Schöpfung, wie sie in demselben vorgestellt wird, mehr durch Facta bestätigt werde, als irgend ein Lehrgebäude der natürlichen Philosophie. Ich will mich itzt nicht in eine mühsame Untersuchung desselben einlassen, sondern nur kürzlich eine vernünftige Erklärung davon geben. Nachdem David Gott angerufen, beschreibt er den Ursprung der Dinge — er richtet seine Gedanken auf Gott und sagt:

Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich. Du wölbest es oben mit Wasser.

Der Prophet stellt gleich im Anfange die Schöpfung des Himmels und der Sterne vor. Daher fängt er wahrscheinlich seine Beschreibung so an, als ob Gott von Licht umstralet werde. **Licht ist dein Kleid, das du an hast.** Dies ist um so viel treffender, da nach dem ersten Buche Mosis das Licht und der Unterschied zwischen Tag und

Nacht

Nacht vor allen übrigen Dingen erschaffen und eingerichtet wurde. Hier wird die Entstehung der Erde der Entstehung der Sonne nachgesetzt, und dies ist dem Planetensystem und der anziehenden Kraft sehr gemäß. Moses redet zwar von der Erschaffung der Sonne und der Sterne nach der Erschaffung der Erde und Hervorbringung der Pflanzen. Allein, hieß dies nicht so viel, als daß die Sterne nicht eher als würklich vorhanden angesehen werden konnten, als bis erschaffene Thiere den Glanz und den unermeßlichen Raum des Himmels betrachten konnten? Nur in dem Augenblick, da sie zu leben anfiengen, wurde die Welt sichtbar und von diesem Zeitpunkt kann ihre Schönheit in Ansehung der Wesen, die aus der Hand des Allmächtigen kamen, auch nur angerechnet werden.

Gott erfüllt die obern Gegenden der Luft mit Wasser — heißt: Die Kraft der entstandenen Wärme zog die Dünste in die Höhe und diese Dünste waren in einem desto grössern Ueberfluß, da die Erde gleichsam noch ein Stein war, der unter dem Wasser vergraben lag. Diese schon an sich wahrscheinliche Einrichtung muß es in den Augen derer noch mehr werden, die behaupten: die Erde habe sich von der Sonne losgerissen, oder die sie für einen ausgearteten Kometen

halten. Denn, wenn die Erdkugel weich oder flüssig gewesen ist, so hat ia aus dieser Feuchtigkeit ihre äussere Decke und ihre innere Grundlage entstehen müssen.

Du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehest auf den Fittigen des Windes.

Kaum ist die Erde in ihr Geleise gebracht — so zeigen sich schon durch die Würkung der Sonnenstralen Winde, welche den Dunstkreis reinigen — so sammeln sich schon Wolken, so durchirren sie schon die Lüfte — so bereiten sich schon Lufterscheinungen und Ungewitter. Wahrscheinlich ist dies der Sinn der Stelle im ersten Buche Mosis: **und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.**

Der Du das Erdreich gründest auf seinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich.

Die Erde erhält eine bestimmte Lage. Ihre Theile werden durch ihre Schweere nach dem Mittelpunkt ihres Systems geneigt und stützen sich auf eine gegenseitige Einwürkung. Man kann hier nichts anders als die Centralschweere verstehen. Diese Meinung

nung ist freilich befremdend genug, da die Juden zu einfältig waren, sich dieselbe vorzustellen und ihre Nachbaren zu unwissend, als daß sie ihnen dieselbe hätten beibringen sollen.

Mit der Tiefe deckest du es, wie mit einem Kleide und Wasser stehen über den Bergen.

Jetzt ist das Wasser in dem Abgrunde eingeschlossen, weil die Erde, welche durch ihre beständige Schweere zusammengehalten wird, nicht mehr in Gefahr stehet einzusinken.

Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken und das Wild seinen Durst lösche.

Die Wasserquellen lassen ihr Geräusch in den Thälern ertönen — Denn sobald die Berge ihre Gipfel hervorragen liessen, konnten sie die Nebel in sich ziehen. Aber es gehörte Zeit dazu, die verborgenen Behältnisse anzufüllen und das Wasser floß nicht sogleich in Strömen herab. Die durstigen Thiere warteten, bis sich der Schoos der Felsen öfnete. David schildert hierauf die Wälder, die sich mit ihrem Grün schmücken — die Vögel, die freudig darin wohnen und die Thiere, die hier ihre Nahrung fin-

finden — und den Menschen, der zur Herrschaft über die Natur bestimmt ist und zuletzt aus der Hand des Schöpfers kommt.

§. 4.

Lob des Evangeliums.

* Das Evangelium — dies göttliche — dem Christ allein nothwendige und unter allen selbst für den nüzlichste Buch, der kein Christ ist — darf nur mit Nachdenken betrachtet werden — und sogleich flößt es der Sele Liebe gegen den Urheber desselben, ernstliche Neigung ein, seine Vorschriften zu erfüllen. Nie hat die Tugend eine so süsse Sprache geredet — nie sich die gröste Weisheit mit so viel Kraft und Einfalt ausgedrückt — nie hört man auf zu lesen, ohne sich besser zu fühlen als man vorher war.

Die Majestät der Schriften sezt mich in Erstaunen, die Heiligkeit des Evangeliums dringt bis in mein Herz. Betrachtet die Schriften der Philosophen mit allen ihrem Pomp – wie gering sind sie gegen jenes! Kann ein so erhabenes und zugleich so

* J. J. Rousseau's Emil.

so weises Buch ein Werk von Menschen seyn? Kann derjenige, dessen Geschichte es erzählt, nichts weiter als ein Mensch seyn? Ist das der Ton eines Schwärmers oder eines ehrgeitzigen Sektirers? Welche Sanftmuth, welche Reinigkeit in seinen Sitten! Welche rührende Anmuth in seinen Unterweisungen! Welche Erhabenheit in seinen Vorschriften! Welche tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Gegenwart des Geistes, welche Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten! Welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo ist der Weise, der ohne Schwachheit und ohne Praleren handeln, leiden und sterben kann? Wenn Plato seinen erdichteten Gerechten mit allen Beschimpfungen des Lasters bedeckt und doch aller Belohnungen der Tugend würdig schildert, so schildert er Zug für Zug Jesum Christum. Die Aehnlichkeit ist so auffallend, daß alle Kirchenväter dieselbe bemerkt haben, und daß man sich unmöglich darin irren kann. Welche Vorurtheile, welche Verblendung muß man besitzen, wenn man es wagen will, den Sohn der Sophroniska mit dem Sohn der Maria zu vergleichen? – Was für ein Abstand zwischen beiden! Sokrates starb ohne Schmerzen, ohne Beschimpfung, und behauptete seinen Karakter mit leichter Mühe bis

bis an sein Ende. Und wenn dieser leichte Tod seinem Leben keinen Glanz gegeben hätte – so würde man zweifeln, ob Sokrates mit allem seinem Verstande etwas anders als ein Sophist gewesen wäre. Er erfand, sagt man, die Sittenlehre — aber andere vor ihm übten sie aus. Er erzählte blos, was sie gethan hatten. Er nahm seinen Unterricht blos von ihren Beispielen her. Aristides war ein Gerechter gewesen, ehe Sokrates gesagt hatte, was ein Gerechter sey. Leonidas war für sein Vaterland gestorben, ehe es Sokrates zur Pflicht machte, das Vaterland zu lieben. Sparta war mässig, ehe Sokrates die Mässigkeit gelobt hatte. Ehe er die Tugend angepriesen hatte, wies Griechenland schon eine Menge tugendhafter Männer auf. Aber, wo nahm Jesus bey seinen Landsleuten die erhabene und reine Sittenlehre her, die er allein in seinem Unterricht und durch sein Beispiel lehrte?

Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophirte, ist der sanfteste, den man sich wünschen kann — Der Tod Jesu, der unter Martern seinen Geist aufgab, von einer ganzen Nation beschimpft, verspottet und verflucht wurde, ist der schrecklichste den man fürchten kann — Sokrates nahm den Giftbecher und segnete den, der ihm

ihm denselben mit Thränen reichte — Jesus bittet mitten unter der Erduldung der abscheulichsten Strafe für seine blutdürstigen Henker — Warlich, wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen Weisen verrathen, so verrathen das Leben und der Tod Jesu einen Gott. Wollen wir etwan einwenden, daß die Geschichte des Evangeliums nur zum Vergnügen erdichtet sey? so antworte ich: so dichtet man nicht. Die Geschichte des Sokrates, an der Niemand zweifelt, ist weniger durch Zeugnisse bestätigt als die Geschichte Jesu. Im Grunde heißt dies — Schwürigkeiten entfernen, ohne sie wegzuschaffen. Es würde unbegreiflicher seyn, daß viel gleich gesinnte Menschen dies Buch verfaßt hätten, als daß ein einziger die Materie dazu hergegeben. Jüdische Schriftsteller hätten nie diesen Ton, diese Sittenlehre gefunden — und das Evangelium hat so starke, so auffallende, so ganz unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder desselben mehr Bewunderung verdiente als der Held.

Das Christenthum war in seinem ersten Ursprung eine allgemeine Religion, die nichts ausschliessendes, nichts lokales, nichts blos diesem und nicht auch einem andern Lande eigenes an sich hat. Der göttliche Stif-

Stifter desselben umfaßte ohne Ausnahme alle Menschen mit seiner gränzenlosen Liebe — er kam, um die Scheidewand aufzuheben, welche die Nationen von einander trennte, und das ganze menschliche Geschlecht zu einem Volke als Brüder zu vereinigen. **Denn in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm** *. Dies ist der wahre Geist des Evangeliums. Ich sehe nicht ein, warum man die schöne Sittenlehren unserer Bücher dem Fortgang der Philosophie zuschreiben will. Diese aus dem Evangelio genommene Moral war christlich, ehe sie philosophisch war. Die Lehren des Plato sind oft sehr erhaben. Allein, wie sehr irrt er nicht zuweilen, und wie weit gehen seine Irrthümer! Kann man vom Cicero wohl glauben, daß er ohne den Plato so schön von den Pflichten hätte schreiben können? Die Sittenlehre des Evangelii ist allein sicher, immer richtig, immer die einzige und sich selbst immer gleich.

Zwei=

* Ap. Gesch. 10, 35.

Zweites Buch.

Ueber die Philosophie.

Erstes Kapitel.

Abbildung der Philosophie.

§. 1.

Wer verdient den Namen eines Philosophen?

*Der wahre Philosoph ist ein Mann, der den Werth der Weisheit und die Gefahr der Thorheit in Ansehung seines und anderer Glücks kennet, und sich bemühet, die Wahrheit zu suchen. Dies vorausgesetzt, wollen wir die allgemeine Regel, — die festgesetzt werden muß, um die Menschen und ihr Verhalten richtig zu beurtheilen — auf die Philosophie anwenden; wir wollen untersuchen, ob sie würklich nützlich ist; wir wollen untersuchen, ob sie dem, der sie besitzt

* Versuch über die Vorurtheile.

besitzt und denen, welche ihre Früchte einsammlen, würkliche Vortheile verschaffe.

Wenn die Fertigkeit zu denken, wenn die Wissenschaften und Künste nur dazu dienten, unfruchtbare Lehrgebäude in der Einbildung aufzurichten, auf flüchtige und oft gefährliche Vergnügungen zu sinnen, die Ueppigkeit zu nähren, die Weichlichkeit zu begünstigen, den Müssiggang zu befördern – welchen Werth könnte man ihr dann beilegen? Was für Achtung könnten wir denen schuldig seyn, die sich mit derselben beschäftigen? Was für Erkenntlichkeit wäre die Gesellschaft Menschen schuldig, welche die Kräfte ihres Verstandes blos zu mühsamen Untersuchungen anwenden, die zu nichts helfen? Wenn die Kenntnisse des Menschen unsere Achtung verdienen sollen, so müssen sie sich über edle, nützliche und weit ausgebreitete Gegenstände erstrecken. Sein eigenes, seiner Nebenmenschen Glück – die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts sind die Zwecke, die sich der Freund der Weisheit vorsetzen muß. Wann er die Thorheiten der Menschen auf der Wage der Vernunft abwiegt, so lernt er sich selbst dagegen sichern, so kann er seinem Herzen Ruhe verschaffen, seinen Begierden Grenzen setzen und sich von den Gegenständen losmachen, die der grosse Haufen

auf

auf Kosten seiner Ruhe, seiner Tugend und Glückseligkeit verfolgt.

Menschen von dieser Art sind iene berühmten Stoiker, welche den Schmerz verachteten, unter Martern eine heitere Sele zeigten und deren Gelassenheit mitten unter widrigen Zufällen, bey Dürftigkeit und Leiden unverändert blieb, würklich gewesen oder haben es zu scheinen sich bemühet. Dergleichen waren die Lykurge, die Zeno's, die Epiktete, und für solche wollten die Cyniker, die Braminen, die Fakirs, kurz iene herzhaften und oft unsinnigen Leute angesehen seyn, welche würklich, oder aus Verstellung, alles verachteten, wornach andere Menschen streben. Einige, die eine grosse Sele besassen, waren edelmüthige Enthusiasten der Wahrheit, Helden in der Tugend, aufrichtige Philosophen, die übrigen waren oft nichts anders, als Schwärmer, Heuchler, Prahler, Stolze, die sich durch das Sonderbare ihres Betragens oder ihrer Lebensregeln bemüheten, die Blicke des grossen Haufens auf sich zu ziehen und durch ungebahnte Wege die Ehrenstufen zu ersteigen, die sie zu verachten vorgaben. Aufrichtigkeit und Redlichkeit gegen sich selbst machen allein den Unterschied zwischen dem wahren Philosophen und dem, der es nur scheinen will, aus. Der eine zeigt sich so, wie er

ist; der andere spielt eine fremde Rolle — Grund genung, sich zu verstellen!

§. 2

Ein Philosoph muß kein Sonderling seyn wollen.

Es ist kein Vorurtheil gemeiner, als daß man die Neigung zum Sonderbaren, oder die Neigung sich von andern zu unterscheiden, mit der Philosophie verwechselt. Philosoph und Sonderling sind zuweilen gleichbedeutende Worte. Dies muß uns aber nicht befremden. Der grosse Haufe, der nur den äussern Schein beurtheilt, wird durch die neuen Auftritte eines ieden Menschen aufmerksam gemacht, der sich von den gewöhnlichen Wegen und Lebensregeln entfernt, der ganz anders lebt, als die übrigen, der durch ein wunderliches Aeussere in die Augen fällt, der das verachtet, wornach andere streben, der Reichthümern, Hoheit und den Annehmlichkeiten des Lebens entsagt. Wann das Auffallende in seiner Aufführung die Augen geblendet, so nimmt es bisweilen für seine Meinungen ein, und man hört zulezt denienigen an, der im Anfang nur durch seinen sonderbahren Aufzug die Augen auf sich richtete — Ja noch mehr — oft wird er

aus einem Gegenstand des Mitleidens und des Gelächters ein Gegenstand des Lobes und der Bewunderung.

Wir wollen daher die Philosophie von dem Gaukelspiel unterscheiden — wir wollen den ohne Vorurtheil ansehen, der sich für ihren Schüler ausgiebt — wir wollen den Namen der Weisheit nicht durch finstere Laune, nicht durch Stolz entehren. Oft werden wir – unter dem Mantel des Cynikers und des Stoikers, unter dem Schein der Uneigennützigkeit, der Verachtung der Grösse, des Lobes und des Vergnügens – nichts anders als schwarze Selen finden, die voll Gallsucht sind, vom Neid verzehrt, vom Ehrgeiß geplagt, und von der eitlen Begierde nach unverdienten Ruhm entzündet werden, welche sich immer regt, wenn man ihn nicht von würklichen der Gesellschaft gestifteten Vortheilen erwarten kann.

§. 3.

Von einigen Fehlern welche von der Philosophie abführen.

Wenn Philosophie Untersuchung der Wahrheit ist, so müssen Redlichkeit gegen sich selbst und Aufrichtigkeit gegen andere die vornehmsten Eigenschaften eines Philosophen

sophen seyn. Grosse Naturgaben und die Kunst zu denken sind nicht ausschliessungsweise den stillen, redlichen und tugendhaften Selen gegeben. Der Mensch, der denkt, ist nicht immer ein Weiser. Ein denkender Kopf kann ein zum Laster geneigtes Temperament haben, vom Zorn beunruhigt werden und beschwerlichen Leidenschaften unterworfen seyn – er kann neidisch, stolz, hitzig, heuchlerisch, verdrüßlich gegen andere, und unzufrieden mit sich selbst seyn. Allein in diesem Fall ist er nicht sehr geschickt, sichere Erfahrungen zu machen – seine Urtheile werden verdächtig seyn – er wird sich selbst nicht in seiner wahren Gestalt erblicken, oder, wenn er ia wider seinen Willen die Unordnungen seines Herzens gewahr wird, so quält er sich, um sie für sich selbst zu verbergen, sie in seinen Augen zu rechtfertigen, und die Blicke anderer auf eine gute Art davon abzuwenden. Seine Philosophie oder vielmehr die unreifen Systeme, die sein Gehirn ausbrütet, werden die Merkmale seiner Verwirrung an sich tragen. Man wird in den Grundsätzen keine Verbindung antreffen – es werden nichts als Trugschlüsse und Widersprüche seyn – Unlauterkeit, Neid, Eigensinn, Menschenhaß werden überall durchblicken, und wenn der grosse Haufe, durch seine Talente und die Neuheit seiner Grund-

sätze

säze geblendet, in ihm einen tiefdenkenden und scharfsinnigen Philosophen zu sehen glaubt, so werden scharfsichtige Augen nichts als Galle, misvergnügten Stolz, und oft ein schwarzes mit dem Firniß der Tugend überzogenes Herz bey ihm antreffen.

Man muß ruhige Ueberlegung besitzen, wenn man die Gegenstände aus ihrem wahren Gesichtspunkt betrachten will — man muß unpartheiisch seyn, wenn man über Dinge ein gesundes Urtheil fällen will — man muß sich über Vorurtheile und über das Lächerliche, das der Philosophie nur oft zu sehr anklebt, wegsetzen, um sie zu vervollkomnnen, um sie überzeugender, einnehmender und dem menschlichen Geschlechte nützlicher zu machen. In der That hat der Stolz der Philosophen die Menschen oft wider die Philosophie einnehmen müssen — Ihre Schüler, die auf ihre würklichen oder eingebildeten Entdeckungen stolz waren, haben ihre Vorzüge zuweilen auf eine für ihre Mitbürger erniedrigende Art gezeigt — Melancholische Köpfe haben die Menschen durch ihre spöttische Verachtung aufrühriſch gemacht, und ihnen nur die Beweggründe an die Hand gegeben, sich noch hartnäckiger an ihre Irrthümer zu fesseln und die Aerzte und die Heilungsmittel zu verkleinern. Andere haben

haben ihr Vergnügen daran gehabt, ihren Nebenmenschen die Uebel, die sie drückten, deutlich anzuzeigen, ohne ihnen d e wahren Heilungsmittel bekannt zu machen — ja sie haben dieselben wohl gar viel gefährlicher vorgestellt, und ihnen selbst die Hofnung zu benehmen gesucht, sich wieder von denselben hergestellt zu sehen.

§. 4.
Von dem Ton der wahren Weisheit.

Der Philosoph ist nur dann berechtigt, sich einigen Werth beizulegen, wann er sich nützlich macht und zum Glück seiner Nebenmenschen etwas beiträgt. Der innere Beifall seines Gewissens ist rechtmässig und nothwendig, wenn er sich bewußt ist, daß er ihn verdient hat. Warlich ist in einer oft so undankbaren Welt diese idealische Belohnung fast immer die einzige, die die Tugend erhält. Der Weise schätze sich also selbst hoch, wenn er Gutes gethan hat – seine Sele freue sich, daß sie mitten unter den Banden, welche andere tragen, frei ist – sein Herz wünsche sich Glück, daß es sich von den eitlen Wünschen, von den Lastern, von den schimpflichen Leidenschaften, von den eingebildeten Bedürfnissen, von welchen seine Mitbürger gequält werden, losgemacht hat –

aber er vergleiche sich nicht mit ihnen auf eine ihre Eigenliebe beleidigende Art — Wenn er sich für glücklicher hält, so spotte er nicht über ihr Elend, – so werfe er ihnen die Uebel, welche sie drücken, nicht mit Bitterkeit vor, und besonders bringe er sie nicht zur Verzweifelung. Die Philosophie verfehlt ihres Zwecks und empört die Gemüther anstatt sie zu gewinnen, wenn sie einen stolzen, verachtenden Ton annimmt, oder wenn sie den Stempel der Laune an sich trägt. Der Freund der Weisheit muß ein Menschenfreund seyn und die Menschen niemals verachten. Liebe zum menschlichen Geschlecht, Enthusiasmus für das allgemeine Wohl, ein empfindsames Herz, Menschlichkeit, Begierde den Menschen nützlich zu werden, ihre Achtung, Liebe und Dankbarkeit zu verdienen – dies sind die wahren Beweggründe, die den redlichen Mann beselen müssen – dies sind die Beweggründe, die er ohne Erröthung nennen kann. Diese Beweggründe verdienen unser Lob, wenn wir sie aufrichtig finden, oder wenn wir die vortheilhaften Würkungen davon erfahren — Ohne sie wird die Philosophie nur eine unnütze Deklamation wider das menschliche Geschlecht seyn, die nichts anders als den Stolz oder die verdrüßliche Laune des Dekla-

klamirenden beweisen wird, ohne irgend jemanden zu überzeugen.

Auf diese Art wollen wir den Menschen trösten – wir wollen nie über ihn spotten, ihn nie verachten – wir wollen ihm im Gegentheil Vertrauen einflössen – ihn lehren, sich selbst zu schäzen, seinen eignen Werth zu fühlen – wir wollen seiner Sele Stärke verschaffen, ihr, wenn es möglich ist, die Triebfeder wiedergeben, welche so viel sich vereinigende Ursachen zu zerstöhren bemühet sind – – Ueber Unglückliche spotten, ist die ärgste Grausamkeit – Blinden die Hände nicht reichen wollen, heißt die Härte aufs äusserste treiben – Ihnen mit Bitterkeit vorwerfen, daß sie in einen Abgrund gefallen sind, das heißt Unsinn mit Unmenschlichkeit vereinigen.

Wenn der Weise von den Thorheiten des grossen Haufens abgeführt ist, sich glücklicher und mit seinem Zustande zufriedner siehet; wenn Heiterkeit in seiner Sele herrscht, so theile er sie andern mit. Das Glück ist eine Wohlthat, an der alle Theil nehmen sollen – Er verachte also selbst und lehre andere, wie sie iene gering zu schäzenden Würden, iene oft unnüzen Reichthümer, iene von Schmerz begleiteten Vergnügungen, iene kindischen Eitelkeiten verachten sollen,

wel-

welche das Leben mit so viel Unruhe, Kummer und Gewissensbissen erfüllen, welchen man gemeiniglich den innern Frieden, das wahre Glück, die Tugend, die Hochachtung, die man sich selbst schuldig ist, und die Liebe aufopfern muß, die der Mensch, der in Gesellschaft lebt, zu seinem eignen Besten bey seinen Mitbürgern zu entzünden suchen muß. Wenn der wahre Weise das Vertrauen seiner Mitbürger verdienen will, wenn er auf die Ehre, ein Arzt des menschlichen Geschlechts zu seyn, Ansprüche macht – so muß er zu erkennen geben, welchen zärtlichen Antheil er an dem Zustande desselben nehme; er muß es beklagen, trösten, aufrichten und heilen – er muß die Sorgen desselben kennen, die Unordnungen desselben ertragen, die Bekümmernisse und Verwirrungen desselben als nothwendige Folgen der Krankheit ansehen, sich durch die Undankbarkeit, oder Thorheiten desselben nicht abschrecken lassen – der Anfang der Dankbarkeit wird der Anfang der Heilung seyn.

§. 5.

Von dem Verhalten des Weisen gegen die Grossen.

Der Weise ist seine Liebe und sein Mitleiden den Lasterhaften und selbst Verbrechern schul-

schuldig – er muß sie wegen der schimpflichen Bande beklagen, welche sie an das Laster fesseln – er muß ihnen den Abgrund, der sich unter ihren Füssen öfnet, die unglücklichen Folgen ihrer Verirrungen, die beweinenswerthe Würkungen ihrer Unordnungen und Verbrechen zeigen – er muß die Grossen dieser Erde, welche das Unglück der Völker zu ihrer Grösse, Macht und Glückseligkeit für unentbehrlich halten, erschüttern und aus ihrem Irrthum reissen. Er wird seine Vorstellungen an sie so nachdrücklich einrichten, wie sie die tiefsten Eindrücke auf sie machen können, oder wenn er einen sanftern Ton annimmt, so wird er ihre Herzen zu erweichen, in ihnen, die durch Ueppigkeit, Unbekanntschaft mit Noth und durch Schmeicheley erstickten menschlichen Empfindungen wieder aufzuwecken suchen. Er wird ihnen eine rührende Schilderung von dem Zustand der Unglücklichen machen, die unter schweren Arbeiten und Thränen seufzen. Wenn ihre Sele noch gegen wahre Ehre empfindungsvoll ist, so wird er ihnen eben diese Menschen vorstellen, wie sie durch ihre Sorgfalt Erleichterung fühlen, den Ruhm derer, die sie glücklich machen, ausbreiten und ihr Andenken tausendmal segnen. Auf diese Art kann sich der Weise schmeicheln, daß er die Härte der Grossen in sanfte Empfin-

dung umgeschaffen und die Irrthümer derjenigen verbannet hat, die durch Lügen, womit die Schmeicheley sie nährte, hintergangen waren und es für ihren Vortheil hielten, wenn sie ihre Untergebene in beständiger Ohnmacht, Unterdrückung und Dürftigkeit erhielten. Diese Heilung muß sich die Philosophie besonders zum Zweck vorsetzen. Sind die Häupter der politischen Körper gesund, so wird es den Gliedern gewiß nicht an ihrer natürlichen Munterkeit fehlen.

§. 6.

Der Weise mischt sein Temperament in seine Philosophie.

Der Weise wird sein Temperament immer in seine Philosophie mischen. Hat er eine feurige Einbildungskraft, Erhabenheit der Sele, und Muth — so wird sein Gang ungestüm seyn und er wird die Irrthümer der Menschen ohne Schonung in seinen, einem reissenden Strome ähnlichen, Enthusiasmus hineinziehen. Besitzt er ein empfindsames Herz, so wird er durch das Schicksal der Sterblichen gerührt ihr Vertrauen zu gewinnen suchen, die Herzen erweichen, und Balsam in die Wunden giessen, welche Bitterkeit nur noch mehr vergiften wür-

würde. Der sanfteste, zärtlichste und menschlichste Philosoph wird immer am meisten gehört werden. Die Sanftmuth hat eine anziehende und tröstende Kraft – sie macht die Reize der Wahrheit eindringender. Wenn man sie mit heftigen Zügen schildert, in hochtrabenden Worten spricht und sie in ein finsteres Gewand einhüllt, so mißfällt sie, sie empört und kann die Blicke nicht auf sich heften.

Der Philosoph muß sich also die Schuld oft selbst beilegen, wenn seine Unterweisungen fruchtlos werden, wenn sie die Vernunft und die Wahrheit denen unangenehm machen, deren Noth sie zu lindern bestimmt sind. Eine tyrannische, herschsüchtige, aufbrausende Philosophie erniedrigt und überzeugt nie. Eine finstere, strenge, freudenstöhrende Philosophie bringt Furcht und Bangigkeit hervor, und ist nicht geschickt, sich Verehrer zu verschaffen. Eine überspannte Philosophie, die eine unmögliche Vollkommenheit fordert, setzt in Erstaunen, ohne auf die Handlungen der Menschen Einfluß zu haben, oder – sie macht muthlos.

§. 7.

§. 7.

Von dem Zweck der Weisheit.

Die Weisheit ist keine Feindin der erlaubten Vergnügungen und der Glückseligkeit der Menschen. Ihr Anblick soll die Freude nicht verscheuchen, die Anmuth des Lebens nicht verbannen. Sie streitet nur wider die täuschenden Vergnügungen, auf die immer Reue folgt — sie rüstet sich nur gegen die Leidenschaften, welche die Ruhe der Menschen zerstöhren. Der Gegenstand ihrer Wünsche ist, Ueberfluß und Frieden in allen Ländern herrschen zu sehen — zu sehen, daß ernster Fleis, Thätigkeit und Freude ihre Bewohner beleben. Wenn diese Hofnung des Weisen keine Chimäre ist, so unterhält sich seine edle Sele gern damit. Diese wahrscheinliche Erwartung befestigt seinen Muth, belebt seine Thätigkeit, muntert ihn zur Untersuchung der Wahrheit auf, und verursacht, daß sein Geist der Gesellschaft Nutzen stiftet — Es ist warlich kein Anblick für den Redlichen entzückender als Glückliche zu sehen. Kein Gedanke ist für ihn schmeichelhafter als der — sie glücklich machen zu können. Das Elend seiner Mitgeschöpfe mit kaltem Blute ansehen, über ihre Freude zürnen, ihre unschuldigen Vergnügen verdammen, durch ihre Seufzer nicht

gerührt

gerührt werden, an ihren Thränen ein Wohlgefallen haben — das heißt den Tiger an Grausamkeit übertreffen, das heißt, die schadenfrohe Sele eines bösen Geistes haben — Unbarmherzigkeit, Bitterkeit, schlechte Lebensart und Satyre, verrathen einen harten, unangenehmen, übel erzogenen Mann, aber keinen Philosophen. Die Weisheit ist liebenswürdig, sie hat Reiße, die aller Augen einzunehmen vermögend sind — ihre Sprache weiß sich dem Monarch und dem geringsten Unterthan gefällig zu machen. Ist sie auf Tugend und Warheit gegründet, so wird sie die Menschen niemals zur Ruchlosigkeit oder zum Verderben verführen.

§. 8.

Ueber die innere Beschaffenheit eines Philosophen.

Die Philosophie hebt in ihren Schülern den Mensch nicht auf. Der Philosoph ist kein Wesen ohne Leidenschaften. Er würde ein Betrüger oder ein Prahler seyn, wenn er sich über den Schmerz wegsetzen oder behaupten wollte, er sey frei von den menschlichen Schwachheiten — — Der Weise darf gefühlvoll seyn; er kann Verbindungen eingehen, er fühlt den Werth der

Freund-

Freundschaft, er hört das Geschrey des Unglücklichen, er empfindet die Schläge des Schicksals mit Betrübniß, er wird durch die Bekümmernisse anderer gerührt, durch die Traurigkeit, deren Opfer er selbst ist, niedergeschlagen und wünscht sie zu zerstreuen. Er ist gegen den Reichthum, dessen Nutzen er besser als irgend ein anderer kennet, nicht gleichgültig. Er ist kein Feind der Macht, sondern weiß sich derselben zur Wohlfarth seiner Mitbürger zu bedienen. Er liebt Ehre, Hochachtung und einen guten Namen, als Belohnungen, wornach ieder verdiente Mann streben kann. Kurz, der wahre Philosoph verlangt nichts begierig. Redlich mit sich selbst und aufrichtig gegen andere setzt er seine Ehre nicht darin, seine menschlichen Empfindungen zu verleugnen, das zu verwerfen, was ihm gefällt, oder zu verachten, was für ihn vortheilhaft ist. Er besitzt eine gewisse Selbstzufriedenheit mit seinen Einsichten und hält sich der Achtung und der Liebe anderer würdig, wenn er sie würklich verdient hat. Lebt er in dürftigen Umständen, so giebt er sich Mühe, sie zu verbessern — allein, er hat zu viel Hochachtung gegen sich selbst, als daß er es durch Mittel thun sollte, über die er erröthen müßte. Wird er verachtet, so sucht er sich

durch

durch Geschicklichkeit und nützliche Entdeckungen für die ungerechte Verachtung zu rächen. Erfährt er Leiden, so hat er mehr Zufluchtsörter und Beweggründe als ein anderer, sein Gemüth durch Nachdenken zu zerstreuen — er findet Trost in dem Umgange mit den Wissenschaften. Ist er reich, so versteht er die Kunst, den Reichthum zu geniessen. Sitzt er auf dem Thron, so wird er sich über die Mittel freuen, die ihm das Schicksal anweiset, sein Glück, seine Ehre und sein Vergnügen dadurch zu befördern, daß er mit freigebiger Hand über ein ganzes Volk Glückseligkeit verbreitet, das seinen Eifer segnet, und die Quelle seines Glücks liebt.

§. 9.

Ausschweifende, Verfasser schlüpfriger und satyrischer Schriften sind aus dem Gebieth der Philosophie verwiesen.

Wenn man die Weisheit lieben will, so muß man ihren Werth kennen. Können Lasterhafte als Freunde der Weisheit angesehen werden? Sind Menschen, die sich durch den Strom ihrer Leidenschaften und strafbaren Gewohnheiten, durch Zerstreuungen

gen und Vergnügungen hinreissen lassen, fähig die Wahrheit zu suchen, das System der Sittlichkeit zu ergründen und die Grundfesten des gesellschaftlichen Lebens auszuspähen? Nein — Unregelmässigkeit wird nie die Frucht der wahren Philosophie seyn. Leute ohne Grundsätze, ohne Sitten — werden sich nicht ohne Unsinn für tiefdenkende Köpfe ausgeben können. Die wahre Weisheit wird sich dieser schimpflichen Eroberungen nicht rühmen — Sie wird sich schämen, Feinde der Vernunft, Sklaven der Leidenschaften und dem menschlichen Geschlecht schädliche Geschöpfe unter ihre Anhänger zu zählen — — Wie könnte sie es sich zur Ehre anrechnen, daß sich eine liederliche Rotte, ein Haufen ausschweifender, ungesitteter Leute zu ihr bekennen will? Sollte sie sich wohl auf das eigennützige Lob, auf den blinden Beifall einer Gesellschaft von liederlichen, unmässigen Leuten, von öffentlichen Herumstreifern und Wollüstlingen etwas einbilden, die durch ihre Gottesvergessenheit und Verachtung seines Dienstes kühn genug geworden, zu behaupten: sie wären weder sich selbst, noch der Gesellschaft Pflichten schuldig — die sich für weise halten, weil sie den Wohlstand und gute Sitten mit Füssen treten?

Bayerische Staatsbibliothek München

Nein! es kann für die Philosophie nicht schmeichelhaft seyn, wenn sie ihre Herrschaft durch Menschen erweitert siehet, die weder Vernunft, noch Kenntnisse, noch Tugend besitzen. Der wahre Philosoph ist ein Apostel der Vernunft und der Wahrheit. Nach diesen forscht er redlich und denkt über sie nach, wenn seine Leidenschaften schweigen – Ein Lasterhafter, der durch ungestüme Leidenschaften beunruhigt wird, ein Bösewicht, den das Laster schon abgehärtet hat, ein Wollüstling, der beständig trunken von unedlen Vergnügungen ist – sind diese wohl im Stande, vernünftig nachzudenken? Nein, warlich nicht! Flüchtige, eigennützige und zerstreuete Menschen untersuchen immer sehr schlecht. Sehen sie auch einen Schimmer der Wahrheit, so ist er doch schwach. Sie nehmen dieselbe nicht ganz an – sie sehen nur den Theil, der ihren Leidenschaften schmeichelt und wählen sie nicht zum Führer.

Die Weisheit kann also jene gefährliche Schriften nicht für ihre Produkte erkennen, welche eine zügellose Lebensart vertheidigen, das Herz weibisch machen, das Laster mit anmuthigen Farben schildern, den Betrug rechtfertigen, die strenge Ordnung in den Sitten verächtlich machen, die unverletzbarsten

sten und heiligsten Pflichten, welche aus der Würde unseres Wesens fliessen und Stützen der ganzen Gesellschaft sind, im Schatten aufstellen. Welche Vorwürfe haben sich nicht iene schlüpfrigen und ungesitteten Schriftsteller zu machen, deren Werke von einer brausenden Jugend verschlungen werden, sie zur Ausschweifung aufmuntern, zu ihrem eignen Verderben anreitzen! Dergleichen Schriften sind ein öffentliches Gift. Ihre Verfasser gleichen den Aufrührern, welche die Thüren der Gefängnisse öfnen, um ihre Parthey durch die Unglücklichen zu verstärken, die iene in Verwahrung hatten — — Der Vertheidiger des Lasters ist kein Freund der Weisheit. Es ist ein kühner Eingrif in die Rechte des menschlichen Geschlechts, wenn man den Mensch aufmuntert sich selbst zu schaden, ihn aufmuntert, die Schande und die Gewissensbisse, die zur Strafe des Lasters bestimmt sind, in sich zu ersticken. Wer Unordnungen rechtfertigt, ist ein Bösewicht, der sich selbst nur rechtfertigen oder andere ins Verderben führen will, um Mitgenossen seiner Verbrechen oder solche zu haben, die seinen ausgearteten Geschmack billigen. Wer die Folgen der Leidenschaften und der Laster nicht voraus sieht, ist ein Unbedachtsamer, dessen Einsichten zu eingeschränkt sind, als daß er dem menschlichen

Geschlecht Rath geben könnte. Was ist das für ein Philosoph, der nicht weiß – daß sich selbst in den verderbtesten Gesellschaften die allgemeine Stimme wider die Unordnung erhebt, die Ausschweifung verachtet ist, die Begriffe von Wohlanständigkeit bey der größten Anzahl denkender Köpfe unerschüttert bleiben, da sich das Laster hingegen immer genöthigt siehet, sich in geheimes Dunkel zu verhüllen — Was ist das für ein Philosoph, der nicht überlegt, daß Untreue, früh oder spät, durch die anhaltenden Uneinigkeiten zwischen den Eheleuten bestraft wird, welche die Liebe, die Achtung und das Vertrauen gegen einander, das heißt, die angenehmsten Reitze des ehelichen Lebens verlohren haben! Den Menschen sagen, daß Untreue eine Kleinigkeit ist — heißt daher ihnen sagen, daß es für Geschöpfe, deren Bestimmung es ist, sich zu lieben, hochzuschätzen, sich unter einander beizustehen, die Widerwärtigkeiten des Lebens gemeinschaftlich zu ertragen, etwas gleichgültiges ist, vereinigt zu seyn, und sich mit ihrem gegenseitigen Glück zu beschäftigen. Den Menschen sagen, daß Ausschweifung erlaubt ist, heißt ihnen sagen, daß ihre Erhaltung, Ruhe und Gesundheit sehr unerhebliche Dinge für sie sind.

Die

Die Philosophie, ich sage es noch einmal, wird immer die Maximen der Vertheidiger des Lasters misbilligen, welche ihre Sprache entlehnen, um ihr Gift desto besser auszubreiten. Sie kann unter ihre Schüler die Freunde der Unordnungen nicht zählen, welche die Religion nur darum angreifen, weil sie den unglücklichen Neigungen ihres Herzens widerspricht; welche blos wider die Gesetze deklamiren, weil sie ihren Neigungen einen Zwang auflegen; welche die obrigkeitliche Gewalt nur verachten, weil sie dieselbe selbst nicht misbrauchen können; welche die Tyranney nur hassen, weil sie selbst keine Tyrannen seyn dürfen; welche die Vorurtheile nur bestreiten, weil die Vorurtheile ihren Leidenschaften, ihren Ausschweifungen, ihren niedrigen Folgerungen und ihrer Eitelkeit entgegen sind. Ein Feind der Sittenlehre kann kein Freund der Philosophie seyn. Der Sachwalter des Lasters ist ein Blinder oder ein Lügner, dessen Führer die Wahrheit nicht seyn kann, und der sie im Grunde seines Herzens nothwendig hassen muß — Die Angriffe des Weisen werden nie auf die Tugend gerichtet seyn. Denn sie ist für die Menschen eine Leuchte, welche sie auf den Pfaden dieses Lebens leiten soll, und welche sie ohne Gefahr nie aus dem Gesicht verliehren werden. Ihr Bo-

den ist zwar oft mit Gesträuchen, Dornbüschen und giftigen Kräutern bedeckt, die nur dazu dienen, daß sie schädliches Ungeziefer nähren. Wollen wir ihnen diesen Zufluchtsort zerstöhren, dies erhabene Denkmal ans Licht ziehen und die Hindernisse aus dem Wege räumen, welche ihren Grund und Boden vor unsern Augen verbergen — so müssen wir auf unserer Huth seyn, daß wir sie nicht untergraben oder erschüttern. Ihr Verfall würde den Verfall der ganzen Gesellschaft nach sich ziehen. Wir wollen daher die unnützen Gesträuche, die sich auf demselben ausgebreitet haben, ausrotten, aber das feste Vereinigungsband nicht berühren, das ihre Theile zusammen hält.

Die Philosophie ist auch nicht für die geblendeten Köpfe gemacht, welche eine feurige und lebhafte Einbildungskraft am Nachdenken hindert. Ein Mensch, der Schaden anzurichten sucht, ist kein Philosoph, dessen Zweck nur seyn kann sich nützlich zu machen. Dieser Titel kann auch ienen durch Witz Böses stiftenden Köpfen nicht zukommen, deren Wünsche erfüllt sind, wenn sie die Gesellschaft durch flüchtige Einfälle, die ihren Mitbürgern schädlich werden, geblendet haben. Was hat die Gesellschaft für Vortheile von ienen Spottreden, giftigen Schilderungen, bittern Satyren, grausamen Läste-

rungen und Verläumdungen, deren sich der witzige Kopf nur gar zu oft bedient, um Haß, Zwitracht und Feindschaft auszubreiten, oder den Menschen den Dolch in gerader Richtung ins Herz zu stossen? Ist ein Mensch, der dies unglückliche Talent besitzt, ein nützlicher Mensch? Wozu dient ihr Genie anders, als daß es dem Müssiggang eine kleine Erschütterung beibringt, den Neid und den Mittelstand wegen des Kummers tröstet, den ihnen Verdienst und grosse Talente verursachen und denienigen, an dessen Bosheit mancher Vergnügen findet, allgemein verhaßt und verächtlich macht? — — Die Satyre ist erlaubt und unschuldig, wenn sie sich vorsetzt, die Vorurtheile der Menschen zu bestreiten, ihre Laster anzugreifen und sie zur Entsagung ihrer Thorheiten durch Schilderung ihrer lächerlichen Seite aufzumuntern. Ist die Satyre wider den Menschen gerichtet, so erbittert sie, sie empört, schlägt nieder und bessert nicht. Sie giebt mehr Beweise von dem bösen Herzen als dem Verstande ihres Uhrhebers.

§. 10.
Von dem Muth eines Philosophen?

Der Philosoph muß nach Ehre trachten. Sein von den Banden, welche den Pöbel

und selbst die Grossen erniedrigen, deren Vorurtheile und Unwissenheit sie so oft bis zum Pöbel herabsezt, losgerissener Geist muß sich über die kindischen Kleinigkeiten erheben, die den grossen Haufen in Geschäftigkeit erhalten. Gleich dem Adler ist er bestimmt, sich bis zu den Lüften hinauf zu schwingen, und von dort soll er die Geringschäzigkeit der eitlen Spiele betrachten, welche die Aufmerksamkeit der Sterblichen zu sich hinreissen. Sein verwegenes, den Augen des Adlers gleich scharf sehendes Auge wird sich auf die geschäzten Chimären, auf iene Eroberer und Sonnen fest heften, deren Glanz blendet und welche die Erde, anstatt sie zu befruchten, austrocknen — — Ihr nachdenkenden Weisen! wenn eure Selen über die Uebel, welche das menschliche Geschlecht erduldet, über die Irrthümer, die dasselbe täuschen, über die Leidenschaften, die es beunruhigen, erzürnt sind — wenn eure von dem edelsten Feuer erhizte Einbildungskraft euch dringet den Mund zu öfnen — so fallet über die Thorheiten der Erde mit Kühnheit her; greifet die Lügen, den Betrug, die Niederträchtigkeit mit Freimüthigkeit an: lasset die Wahrheit über den Häuptern der Grossen donnern; entreisset den Augen der Völker ihre dienstfertige Fackel; flösset dem Menschen Muth, Hochachtung

achtung für sich selbst, Verachtung des stolzen Reichthums und Liebe zu seinen Obern ein.

§. 11.

Verbindung der Philosophie mit den Künsten und Wissenschaften.

Talente, Wissenschaften und Künste sind bestimmt, den Mensch dadurch glücklicher zu machen, daß sie ihm sein Leben angenehmer machen. Allein, was können sie für Nutzen stiften, wenn sie sich nicht auf Wahrheit gründen? Die Wissenschaften haben nur Ansprüche auf Hochachtung, wenn sie mit Nutzen begleitet sind. Sie sind nur dann nützlich, wenn sie uns die Tugend, die Vernunft und die Wahrheit liebenswürdiger machen. Sie werden allezeit verächtlich, wenn sie nur dazu dienen, daß sie das Laster mit verschönerten Zügen schildern, das Herz verzärteln, sträfliche Leidenschaften nähren, die Weichlichkeiten begünstigen, dem Müssiggang Reitze verschaffen, und uns in dem Schoos der Wollust einschläfern. Die Talente, die sehr oft im Besitz eigennütziger Selen sind, zünden auf den Altären der Verstellung einen knechtischen Weihrauch an. Die Künste schänden ihren Ruhm und ihre

Reitze im Dienst des Lasters und der Schmeicheley — — Wie? ist denn die Dichtkunst entstanden, um den Untergang der Völker und die Geisseln des menschlichen Geschlechts zu besingen? Ist die erhabene Sprache der Musen bestimmt, um blutdürstigen Menschen zu schmeicheln, ihnen zu ihren Eroberungen Glück zu wünschen und ihre Laster unter glänzenden Farben auf die Nachwelt zu bringen? Sollte die Beredsamkeit, deren Geschäft es ist, die Selen der Menschen zu veredlen, zu rühren, zur Tugend und zu grossen Unternehmungen anzufeuern, ihre Waffen Menschen in die Hände geben, welche sie misbrauchen? — Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Wahrheit der einzige Gegenstand des Philosophen seyn muß. Dadurch, daß er sie andern zeigt, macht er sich ihrer Achtung und Liebe würdig. Dadurch, daß er ihre Leidenschaften besiegt, macht er sie glücklicher. Dadurch, daß er sich selbst von ihnen losreißt, wird er ruhiger nützlicher und besser.

§. 12.
Apologie der Philosophie in diesem Punkte.

Man beschuldigt den philosophischen Geist oft, daß er die Herzen kalt und aus

dem Philosoph einen finstern Sittenrichter mache, der alle unschuldige Freuden verscheuche, unfähig werde, sich den liebenswürdigen Bezauberungen der schönen Künste zu überlassen, und gegen die Reitze der Gracien unempfindlich sey. Dies Vorurtheil bringt der Philosophie von Seiten derer, welche die schönen Künste und Wissenschaften treiben, oft Feinde zu wege. Die wahre Weisheit ist keine Feindin der Vergnügungen; sie billigt und liebt alles, was etwas beitragen kan, unser Leben angenehmer zu machen. Sie verdammt nur das, was schädlich ist und verachtet nur das, was keine Glückseligkeit hervorbringen kann. Allein, wir haben schon gesehen, daß die Fähigkeiten des Geistes, die zum Vergnügen, zur angenehmen Unterhaltung und zum Nutzen des menschlichen Geschlechts bestimmt sind, nur gar zu oft durch einen schändlichen Misbrauch angewendet werden, die traurigen Leidenschaften reitzend zu machen, dem Laster zu schmeicheln, geringschätzige Gegenstände schön zu schildern, und das Gift des Irrthums angenehmer zu machen. Ist denn die Weisheit bestimmt, die Dichtkunst zu billigen, wenn sie die Unterdrücker, die Eroberer, die Verwüster ganzer Länder besingt, oder wenn sie auf einen weibischen und verzärtelten Ton gestimmt uns blos mit verliebten Ausschweifungen, mit

Wol-

Wollüsten, mit kindischen Tändeleien, mit Fabeln und Chimären unterhält, die nur den Verstand betäuben und das Herz verderben? Kann sie der Geschichte Beifall geben, wenn sie sich der Schmeicheley und den Lügen überläßt und die Geisseln der Menschheit vergöttert? Kann sie die Beredsamkeit bewundern, wenn sie den Betrug befördert und wenn sie sich bestrebt die Sterblichen zu verführen und zu verderben? Kann sie sich enthalten, die romanhaften Erdichtungen zu verdammen, die keinen andern Zweck haben, als den Müssiggänger zu vergnügen, und die unanständigen Träumereien eines lasterhaften Lesers durch verführende und oft anstössige Gemählde einer Leidenschaft zu nähren, die gefährlich ist, so bald sie Gehör findet? Kann endlich die Philosophie, die sich nur mit dem Wahren beschäftigt, und nur daran Geschmack finden kann, in das Lob iener wunderbaren Früchte der Ueppigkeit und der Einbildungskraft einstimmen, in welchen sie die freien Künste dem Eigensinn der Mode, dem falschen Geschmack der Zeiten und der Eitelkeit unterworfen siehet?

Wollt ihr den Beifall der Weisheit verdienen, ihr Dichter! so schildert uns die Natur — ihre Schätze sind unerschöpflich. Verschönert die Wahrheit — Zeiget sie nach ihren

ihren liebenswürdigsten Seiten. Verhüllet zuweilen ihre Reitze unter den Schatten der Erdichtung, um sie neuer, anziehender und abwechselnder vorzustellen — — Redner! schleudert eure Blitze auf die Lügen — bringet die Wahrheit ans Licht — Begleitet sie mit Würde und Nachdruck, traget sie rührend und hinreissend vor. Geschichtschreiber! Erzählet mit Kraft und Wahrheit das Verhalten der Fürsten, die Wuth der Eroberer, die beweinenswürdigen Würkungen der Leidenschaften, die unter dem Schatten des Throns und der Macht böse Ränke spielen — Schauspieldichter! Laßt eure Trauerspiele das Laster erschrecken und die Herzen durch den Schmerz zum Vortheil der Tugend erweichen. Eure Lustspiele müssen das Laster mit den lächerlichsten Zügen schildern, die menschlichen Thorheiten angreifen, den Zuschauer zwingen, über seine eigne Fehler zu lachen und sich zu bessern. Ihr Romanendichter! Nehmt uns für die Unschuld ein — zeigt uns in euren Erdichtungen die Reitze der Tugend, die Gefahren der Leidenschaften, damit sie uns vergnügen und die Weisheit in unser Herz graben. Künstler, Schüler der Mahlerey und der Bildhauerkunst! Lernet in der Schule der Natur — stellet treue Gemählde von ihr auf — Ueberraschet den Menschen in dem

Augenblick, wo er uns lehren kann, über uns selbst nachzudenken, in uns selbst zurück zu gehen und unterrichtet uns durch die Augen. Alsdann wird der Weise euren verschiedenen Talenten Beifall geben. Er wird eure Werke schätzen und ihren Nutzen rühmen. Wenn der philosophische Geist die Talente; und den Fortschritt der Künste leitete, so würden alle ihre Werke die Menschen zu Vortheilen, zum Glück und zur Tugend führen.

So liebt, billigt und bewundert die wahre Philosophie überall das Nutzbare, das Uebereinstimmende mit der Natur, das Wahre. Ihre Urtheile sind nur der Eitelkeit, den unnützen Beschäftigungen, den verderblichen Talenten furchtbar, welche die Menschen verführen, sie entnerven, sie zu Theilnehmer ihres eigenen Unglücks machen, sie in ihren Lastern und schimpflichen Fesseln fest halten — Die Weisheit krönt die anständigen Vergnügungen, die unschuldigen Ergötzlichkeiten, die Werke des Witzes, die unterrichten und belustigen. Sie kann den Dingen ihren Beifall nicht geben, die den Menschen unter dem Vorwand, ihn aufzuheitern, verderben — Sie lächelt bey den liebenswürdigen Spielen der Grazien — mischt sich in die Concerte der Musen —

belebt

belebt die Anstrengungen der Einbildungskraft – billigt die Erdichtung – hat Gefallen an Untersuchungen. Sie schäzt die sinnreichen Erfindungen der Künste immer hoch, wann sie zum Wohl der Gesellschaft abzielen. Sie macht nur gegen solche Dinge eine finstere Miene, die schaden können, zeigt nur gegen die Verachtung, die von keinem Nuzen sind und von solchen Gegenständen abwenden können, welche für den Menschen wichtig sind.

§. 13.

Von dem Vergnügen, das mit dem Studium der Philosophie verbunden ist.

Der Philosoph, der sein Glück im Nachdenken sezt, findet in iedem Augenblick Gelegenheit, es zu geniessen. Er empfindet in ieder Minute Vergnügen, das den unedlen Selen unbekannt ist, für welche die ganze Natur in ihrem weiten Umkreis erschöpft ist. Er trägt in seinem Inwendigen eine nie versiegende Quelle von abwechselnden Vergnügungen. Alles verschaft seinem Geiste eine reiche Erndte. In der Einsamkeit nährt er sich mit dem Vorrath, den ihm die Welt, das menschliche Geschlecht und die Gesell-

Gesellschaft unaufhörlich verschaffen — Die Menge Erfahrungen, womit er sich bereichert, wendet sein Geist zu seinem eignen Besten an. Das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige beschäftigen ihn auf die angenehmste Art. Er kennet die Langeweile nicht; seine Sele ist beständig heiter und thätig. Die Welt stellt ihm eben so grosse als mannigfaltige Gemählde vor Augen. Alles führt ihn mit Vergnügungen auf sich selbst zurück.

Die Gewohnheit, mit sich selbst umzugehen, zielt immer dahin ab, den Menschen besser zu machen. Man sieht nicht gern in sein eigen Herz, als wenn man mit der Ordnung zufrieden ist, die sich darin befindet — Die meisten Menschen geben sich beständig Mühe, sich selbst auszuweichen. Sie suchen ihren nagenden Kummer, ihre beunruhigenden Leidenschaften und marternden Irrthümer in kostbaren Zerstreuungen, in rauschenden Vergnügungen niederzuschlagen. Sokrates sagte mit Recht: Ein Leben ohne Untersuchungen ist kein Leben zu nennen. Die Weisheit kennen, und die wahre Philosophie in Ausübung bringen — das heißt mit Erkenntniß der Ursachen leben — heißt sich selbst fühlen — heißt die Welt in eine Wage legen — heißt sich selbst

selbst schätzen lernen, wenn man es würklich verdient — heißt sich bessern lernen, um zu verdienen, daß man mit sich selbst gut stehe.

Glücklich, tausendmal glücklich ist derjenige, der dich, o göttliche Weisheit! lernt. Glücklich ist derienige, den Natur und Nachdenken zu deinen himmlischen Unterhaltungen tüchtig gemacht haben! Die aus den Pallästen der Grossen so oft verbanneten Musen verachten die Hütten der Armuth nicht. Sie leisten ihm in seiner niedrigen Wohnung Gesellschaft und er genießt ihre harmonischen Concerte — Die Dichtkunst durchglühet ihn mit ihren glänzenden Bildern. Die Geschichte macht seinen Augen die Menschengeschlechter gegenwärtig, die nicht mehr sind. Die stolze Gewalt erscheint vor seinem billigen Richterstuhl. Urania steigt aus den Wolken herab, um ihm ihre Entdeckungen mitzutheilen. Das ganze Buch der Natur liegt vor seinen Augen offen. Er verirret sich mit Vergnügen in den Irrgängen des menschlichen Herzens. Die Staatskunst hält ihn ihres Unterrichts nicht unwürdig. Die Sittenlehre und ihre Vorschriften sind seine liebste Beschäftigung. Nichts stöhrt bey ihm neue und mannigfaltige Vergnügen — Ist der nicht der glück-

lichste Mensch, der sich beständig angenehm zu beschäftigen weiß? Was fehlt dem Glück des Weisen, wenn ihn ein günstiges Glück den lästigen Sorgen entzieht, welche ihm die Dürftigkeit auflegen würde? Der Enthusiasmus des Weisen ist eine sanfte und belebende Wärme, die ihn durchdringt und erwärmt, die sich ähnlich gestimmten Selen mittheilt und ihre Nahrung von sich selbst erhält. Bringt er Veränderungen in den Gemüthern seiner Mitbürger hervor, so sind sie sanft. Nie würken sie solche gewaltsame und unerwartete Erschütterungen, die ganze Reiche wankend machen und beunruhigen. Der wahre Philosoph sitzt nicht auf dem Dreyfuß wie der Wahrsager und der Betrüger. Er ertheilt keine Orakel. Er sucht nicht zu erschrecken oder zu verführen. Er sinnet nicht gleich dem Ehrgeitzigen darauf, wie er Unruhen anrichten will — Er will nur Ruhe und Frieden in der Sele herstellen und sie zur Tugend oder zu gewissen und nützlichen Kenntnissen führen. Das Ziel seiner Wünsche ist, sich verdiente Ehre zu erwerben und diese kann auch demienigen, der sich zum Dienst und zum Nutzen der Erde aufopfert, ohne Ungerechtigkeit nicht streitig gemacht oder geraubt werden.

§. 14.
Beschreibung des Tempels der Weisheit.

Wenn man die Menschen trösten und den größten Theil der Uebel, die sie drücken, aus dem Wege räumen will, so darf man oft nichts weiter thun, als die Irrthümer und die Täuschungen, die sie umringen, zerstreuen — und sie werden gewiß die Weisheit und Wahrheit unverhüllt sehen. Das fürtrefliche Gebäude, wo sie wohnen, ist das Heiligthum und die Freistadt, wo sie das Ende ihres Elendes finden werden. Es ist beständig vorhanden gewesen; um es zu entdecken, darf man nur den Vorhang wegziehen, womit Laster und Betrug es verdecken. Es ist in der That ein eben so altes Denkmal als die Welt. Die Zeit hat der Festigkeit desselben keinen Abbruch gethan. Die Schönheit desselben hängt nicht von den Einfällen und dem übereinstimmenden Geschmack der Menschen ab. Es ist in Stande die Augen, die es nur betrachten wollen, durch seine Reitze auf sich zu ziehen. Die Einfalt machte oft die Würde desselben verkennen. Es schien verwöhnten Augen zu einförmig. Allein das genaue Ebenmaas, die glückliche Fügung aller Theile, die Maiestät des Ganzen, die ausgebreitete Nutzbarkeit desselben werden immer die

Bewunderung derer erregen, die es eine Zeitlang ansehen wollen. Man zerstöhre den Tempel der Unwissenheit und der Leidenschaften, man reisse die unnützen und geschmacklosen Zierrathen ab, welche die Augen der Sterblichen blenden – und man wird sogleich das Heiligthum der Weisheit erblicken und die Weisheit selbst in ihrem ganzen Glanz leuchten sehen — Dieser Tempel stehet allen Menschen offen. Der befehlende Monarch und der gehorchende Unterthan, der denkende Philosoph und der arbeitende Landmann haben gleichen Zutritt, um die Wahrheit darin aufzusuchen. Sie redet mit allen eine verständliche Sprache und ertheilet ihnen einen ihren Bedürfnissen angemessenen Unterricht. Sie zeigt den Menschen, was sie sind — Sie unterrichtet sie in ihrem wahren Vortheil; sie lehret sie, sich selbst lieben, an ihrem eignen Glück zu arbeiten; sie beweist ihnen, daß dies Glück durch unzertrennbare Ketten mit dem Glück ihrer Nebenmenschen verbunden sey — Diejenigen, die ihre Stimme nicht hören wollen, sind von dem Augenblick an unglücklich. Diejenigen, die ihren Gesetzen folgen, sind unmittelbar dadurch glücklich. Das Verhängniß straft und belohnet für sie. Haß, Verachtung, Schande, Gewissensbisse, Verwirrung rächen den Schimpf, den man ihr anthut. Zu-

nei-

neigung, Hochachtung, Ehre und inneres Vergnügen sind die sichern Belohnungen derienigen, die sich ihrem Dienst ergeben. Die Regenten, welche sie um Rath fragen, haben glückliche, blühende und mächtige Reiche. Die auf ihre Stimme horchende Gesellschaften erhalten Thätigkeit, Talente und Tugend. Dieienigen, die sie verachten, sind ohne Einsichten, Grundsätze und Sitten.

§. 15.

Der Karakter des wahren Weisen und die Gründe, welche seine Urtheile fruchtbar machen.

Der größte Theil der Menschen fürchtet sich für die Wahrheit, weil er sich fürchtet, er mögte taxirt und unter den Werth herabgesetzt werden, den man ihm beylegt, oder den er sich selbst bestimmt. Jeder Mensch, der die Dinge auf der Waage der Nutzbarkeit abwiegt, ist ein beschwerlicher Richter für die Hochmüthigen und Betrüger, die es fühlen, daß sie bey einer nähern Untersuchung alles verlieren würden. Die wahre Grösse, die mit Tugend, Wohlthätigkeit und Billigkeit begleitet ist, fürchtet sich für die Ankunft des Weisen nicht. Der Wei=

Beifall des aufgeklärten Menschen ist für sie schmeichelhafter als die blinde Verehrung einer unwissenden und sklavischen Menge. Die erkünstelte und falsche Grösse ist argwöhnisch. Sie kennet ihren eigenen geringen Werth, oder ihre Verdorbenheit. Sie vermeidet mit Vorsatz die durchdringenden Blicke, die den verachtungswürdigen Menschen mitten unter den Titeln, Würden und Ehrenstellen unterscheiden könnten. Sie verlangt nur Schmeichler, Dumköpfe und solche gefällige Geschöpfe, die sich gern Beschimpfungen gefallen lassen, um ihre Gnade zu erhalten.

Der Rechtschaffene, der die Wahrheit kennet, hat gewöhnlich eine grosse Sele. Das Bewußtseyn seiner eignen Würde macht, daß er sich nicht erniedrigt — er hat Achtung für sich selbst — er erlaubt sich keine niedrige Ränke — er weiß, daß sich diese nur für solche schicken, die weder Verstand noch Tugend haben. Weder Glanz, noch Grösse hintergehen ihn. Er kennet seine Rechte, er weiß, daß er ein Mensch ist und daß kein Sterblicher auf dem Erdboden, ohne sich zu erniedrigen und zu entehren, eine ungerechte Gewalt an ihm ausüben könne — Er wird daher vor den Grossen kein sklavisches Knie beugen. Wenn sich

sich ein edler Stolz seines Herzens seinem Glück entgegen setzt, so wird er durch die Hochachtung der Rechtschaffenen getröstet werden. Der wahre Weise verehrt nur Verdienste, Verstand und Tugend. Er wird seinen Weihrauch nie bey den Stolzen, Angesehenen und Mächtigen verschwenden. Er wird der Macht, die würklich mit der Glückseligkeit — der Menschen beschäftigt ist, mit Freuden den rechtmässigen Tribut darbringen. Er siehet ein, daß in der Gesellschaft die Ordnung der Stände nöthig ist. Er weiß, daß der Oberherr, der seine schweren Pflichten erfüllt, der Vornehmste unter den Menschen ist. Er weiß, daß der Minister, der unermüdet an dem Glück ganzer Völker arbeitet, der größte unter den Bürgern ist. Er weiß, daß Verdienste und Einsichten, wenn sie mit Grösse vereinigt sind, dadurch noch viel glänzender sind. Er weiß, daß derienige, der sein Vaterland würklich liebt, wieder geliebt, geschätzt und verehrt werden muß. Er weiß, daß der Mensch wahre Verdienste erlangen kann, und daß die aufgeklärte Grösse die Talente gern hervorzieht, aufmuntert und ihnen in der Dunkelheit die Hand biethet und daß es für einen Rechtschaffenen vergeblich und gefährlich seyn würde, wenn er sich den Augen der stolzen Unwissenheit, des aufge-

blasenen Hochmuths und der argwöhnischen Bosheit zeigte. Er weiß endlich, daß der gute Kopf, der zu geheimen Ränken und zur List nicht aufgelegt ist, nicht mit glücklichen Erfolg wider mittelmäßige Köpfe, die immer biegsam und kriechend sind, kämpfen kann.

§. 16.

Ermahnung zur beständigen Bearbeitung der gesunden Philosophie.

Der Weise, der über ganz philosophische Gegenstände mit Muth nachdenkt, der die in der Schule des Alterthums geträumten Meinungen tadelt, oder dessen Geist sich dem Strom der herrschenden Denkungsart entgegen setzt so wie die Descartes, die Galileus, die Newton's, die Malebranche, scheint bey seinen Lebzeiten ein seltsamer Mensch, ein Unsinniger oder ein lächerlicher Thor zu seyn. Seine Begriffe werden nur von denen angenommen, die glücklicher Weise Geschmack daran finden und so wie er denken. Ihr Beifall ist für ihn hinlänglich, und er hat seine rechten Richter vor sich. Er genießt die Belohnung für seine Mühe, tröstet sich wegen der Verachtung und appellirt von dem Ausspruch der Richter, die keine ande-

andere Richtschnur als die alte Gewohnheit kennen, auf die Einsichten der Nachwelt. Die Zukunft, die er vor Augen hat, hält ihn für das Gegenwärtige schadlos. Er weiß, daß die Philosophie dem Waitzenkorn ähnlich ist, das nur seine Frucht bringt, nachdem es in die Erde geworfen worden – Wann Ehrbegierde und die glückliche Verblendung des Beifalls der Nachwelt nicht in einigen Seelen Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, Enthusiasmus für das allgemeine Beste erhielten, wie viel grosse Philosophen würden die glänzenden und tiefsinnigen Spekulationen, deren Folgen die Welt erleuchtet, unterlassen haben!

Wenn doch die Menschen, die gleich jenen Genies, die ich genannt habe, zum Denken und andere denken zu lehren geschickt sind, in der Laufbahn der Wissenschaften und der Philosophie immer weitere Fortschritte machten – die Einsichten, die sie erlangt, auf dem Erdboden ausbreiteten – O, daß sie doch Schriften herausgäben, den künftigen Menschengeschlechtern Spuren ihres Daseyns und Beweise ihrer Arbeitsamkeit hinterliessen – O daß sie den Ruhm schätzten, und von dem Gedanken, sich zu überleben, fortgerissen würden – O daß sie Denkmale zurückliessen, die es darthäten, daß sie nicht

nicht vergebens gelebt. Haben ihre Werke das Gepräge der Wahrheit, sind sie würklich nutzbar, so wird sie weder der Tadel der Unwissenheit, noch die Wuth des Neides zernichten können. Sie werden von einem Geschlecht zum andern übergehen — Der Ruhm ihrer Verfasser wird nicht verdunkelt werden — Unsterblichkeit wird ihre Arbeiten krönen.

Ihr nützlichen Philosophen, die ihr diesen ehrwürdigen Namen verdienet, ihr lebt nicht – ich sage es noch einmal – ihr lebt nicht für eure Zeiten, ihr lebt für die Zukunft, ihr seyd die Vorläufer der kommenden Vernunft. Ihr müßt nicht nach Reichthümern, nicht nach Ehrenstellen, nicht nach dem Beifall des grossen Haufens – ihr müßt nach Unsterblichkeit streben. Entdecket daher Wahrheiten, streuet sie mit milder Hand aus, sie werden gewiß einmal Frucht bringen. Sehr oft säet ihr zwar auf einem undankbaren Boden. Eure Arbeiten, eure Dienste werden zuweilen wie die Werke grosser Köpfe, welche ganze Nationen erleuchtet haben und deren Verlust ihr ersetzen sollt, verworfen und verachtet. Allein laßt euren Muth nicht sinken. Gebt nicht zu, daß die Widersprüche die Triebräder eurer Sele in ihrem Laufe hemmen. Laßt immerhin die

ver-

verjährte Unwissenheit wider das auftreten, was sie nicht versteht – laßt immerhin die Schlangen des Neides in euren Ohren zischen. Wahre Verdienste können zuweilen wie die Sonne durch Wolken verdunkelt werden, aber hernach stralen sie immer in einem grössern und reinern Glanz – Wenn die menschliche Natur ihre Irrthümer ablegen, der Geist des Menschen nicht immer auf Irrwege seyn kann, so werdet ihr auch sehen, daß Weisheit, Tugend und die erhabene Wahrheit die Führer der Fürsten, der Gesetzgeber und der Völker werden – so werdet ihr die Namen der Newton's, der Leibnitze, der Pascals und aller Apostel der Vernunft in dem Tempel des Gedächtnisses eingegraben, die Aristoteles, die Plinius und alle Forscher der Natur geliebt, und für die Ungerechtigkeiten, für die Verachtung ihres Zeitalters schadlos gehalten sehen. Verlasset euch darauf, daß die Vernunft eine Freistadt ist, wohin sie auf Andringen der menschlichen Leidenschaften endlich ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Wahrheit sitzt auf einem unerschütterlichen Felsen, wider den die Ungewitter, welche das menschliche Geschlecht in Unruhe setzen, die Irrthümer und Vorurtheile treiben werden, um hier früh oder spät ohne Rettung zu scheitern.

Wohin

Wohin verirre ich mich? Kein grosser Kopf ist selbst in seinem Zeitalter ohne alle Belohnung. Trotz den geheimen Ränken, den Verläumdungen des Betrugs, des Neides, der Ungerechtigkeit, der niedrigen Spottsucht genießt der grosse Mann den Beifall, den sein Herz nur wünschen kann. Kein würklich nützliches, für das menschliche Geschlecht wichtiges Werk — kein Werk, das die Gränzen der gewöhnlichen Kenntnisse überschreitet, fällt in die Nacht der Vergessenheit. Ein gutes Buch schwimmt in den Strom des Irrthums oben auf. Die Stimme der Lügen und der Kritik muß oft mit Zittern ihr Lob mit dem Lobe derer vereinigen, die ihren Irrthum erkannt haben und der Wahrheit Beifall geben. Die Werke des grossen Mannes breiten sich überall aus. Eine wichtige Entdeckung gehet in einem Augenblick von den Gegenden der Hyperboräer bis zu den Säulen des Herkules. Ein Buch, das nützliche Wahrheiten enthält, gehet nicht verlohren. Neid und Unwissenheit können die Produkte der Gelehrsamkeit nicht unterdrücken. Die Buchdruckerkunst macht die Denkmale des menschlichen Verstandes unzerstörbar.

Welches würklich nützliche Werk ist wohl bey den Menschen in der Finsterniß

der Vergessenheit vergraben worden? Geniessen wir nicht noch mit Dankbarkeit den Unterricht, den uns die weisen Lehrer des Alterthums gegeben haben? Segnen wir nicht noch das Andenken und die Entdeckungen iener wohlthätigen grossen Köpfe, die sich selbst, um uns zu unterrichten, der Verurtheilung, der Landesverweisung und dem Tode ausgesetzt haben? Sind wir nicht durch diese Entdeckungen bereichert, durch ihren Rath unterstützt, in den Stand gesetzt immer weiter fortzurücken? Das menschliche Geschlecht hat sich schon einen grossen Vorrath von Einsichten, Erfahrungen und Wahrheiten gesammlet. Die Naturlehre, die Arzneikunst, die Chymie, die Astronomie, die Schiffarth nähern sich mit iedem Tage ihrer Vollkommenheit. Man hat sich von den Fesseln des Systems losgemacht, um die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, um Fakta zu sammlen, um die Wahrheit zu suchen — — Die Wahrheit ist das gemeinschaftliche Band aller menschlichen Kenntnisse. Denn sie müssen sich unter einander unterstützen. Wir dürfen gewiß erwarten, daß sie einmal in einen grossen Fluß zusammen fliessen werden, der alle Irrthümer mit sich fortreißt, welche Unwissenheit, Leidenschaften und — die Gewohnheit, die Gegenstände, welche der Himmel

mel der Untersuchung der Sterblichen überlassen hat, nicht bis auf ihren Grund zu erforschen — so sehr auf der Erde vermehrt haben.

Es sey mir erlaubt, den verschiedenen Betrachtungen, aus welchen dieser interessante Artikel besteht, den man einen **Kodex der Philosophie im Kleinen** nennen könnte, einige ähnliche Fragmente beizufügen, die ich aus einer vor einigen Jahren von der französischen Akademie mit allgemeinen Beifall gekrönten Preisschrift eines Jesuiten, des P. Antonius Guenard, über den **philosophischen Geist** genommen habe.

Anmerk. d. Herausg.

§. 17.
Ueber die vom Cartesius bewürkte Revolution in der Philosophie.

Man kann, sagt er, die Menschen leicht zählen, die von keinem andern haben denken lernen und die in der Folge das menschliche Geschlecht haben denken lehren. Allein und mit aufgerichteten Haupt siehet man sie auf

Höhen

Höhen herum wandern. Alle übrige Philosophen sind gleich einer Heerde in ihrem Gefolge. Muß man es nicht der Kleinmüthigkeit der Menschen zur Last legen, daß sie die Welt und die Wissenschaften so lange in der Kindheit erhalten hat? Ihr blinden Verehrer des Alterthums! die Philosophen sind zwanzig Jahrhunderte in den Fußtapfen ihrer ersten Lehrer einher gegangen. Die zum Stillschweigen verurtheilte Vernunft überließ es der obersten Gewalt, ihre Stimme zu erheben. Nichts klärte sich in der Welt auf und nachdem der Geist des Menschen tausend Jahre den Spuren des Aristoteles gefolgt war, fand er sich von der Wahrheit noch eben so weit entfernt. Endlich stand in Frankreich ein grosses und kühnes Genie auf, das es wagte, das Joch des Schulregenten abzuwerfen. Dieser Neuling sagte den übrigen Menschen, daß es, um ein Philosoph zu seyn, nicht hinlänglich wäre nachzubethen, sondern man müsse selbst denken. Hierauf entstanden in allen Schulen Unruhen. Denn es herrschte noch eine alte Maxime: Ipse dixit, unser Lehrmeister hat es gesagt. Diese sklavische Maxime brachte alle Philosophen wider den Vater der denkenden Philosophie auf. Sie verfolgte ihn als einen Neuerer und Ungläubigen und trieb ihn von einem Reiche

in

in das andere. Man sahe den Cartesius immer fliehen und die Wahrheit bey ihm als seine Begleiterin, die unglücklicher Weise nicht alt seyn konnte, da sie nur erst hervorkeimte. Allein ohngeachtet des Geschreys und der Wuth der Unwissenheit wollte er doch das Geständniß nicht ablegen, daß die Alten den höchsten Grad der Vernunft besessen hätten. Er bewies sogar, daß seine Verfolger nichts wüßten, und daß sie das wieder vergessen müßten, was sie zu wissen glaubten.

Als ein Schüler des Lichts hörte er die Todten und die Abgötter der Schule nicht an, sondern er fragte klare und deutliche Begriffe, die Natur und die Wahrheit um Rath. Durch sein tiefsinniges Nachdenken zog er alle Wissenschaften aus der Verwirrung und durch eine noch grössere Würksamkeit seines Genies zeigte er, daß sie sich einander hülfreiche Hand leisten müßten. Er brachte sie alle in eine genaue Verbindung und erhob eine über die andere — sich selbst stellte er hernach auf diese Höhe und gieng, mit Sammlung aller Kräfte des menschlichen Geistes, zur Entdeckung iener grossen Wahrheiten fort, die andere nach ihm auf eine glücklichere Art fanden, die aber dem lichtvollen Pfade folgten, den Cartesius vorgezeichnet hatte.

Der hohe und edle Muth eines einzigen Kopfes machte also in den Wissenschaften die glückliche und merkwürdige Veränderung, deren Vortheile wir noch heutiges Tages mit stolzer Undankbarkeit geniessen. Die Wissenschaften hatten einen Mann von diesem Carakter nöthig — einen Mann, der es wagte, sich ganz allein wider die alten Tyrannen der Vernunft mit seinem Genie zu verschwören — der es wagte, die Götzenbilder mit Füssen zu treten, welche so viele Jahrhunderte angebetet hatten. Cartesius war mit allen übrigen Philosophen in einem Irrgarten eingeschlossen. Allein er machte sich selbst Flügel, er flohe davon und bahnte auf diese Weise der gefangenen Vernunft einen neuen Weg.

§. 18.

Von den Grenzen, welche der philosophische Geist in Religionssachen nicht überschreiten darf.

Welches sind in Religionssachen die Grenzen, in welchen sich der philosophische Geist halten muß? Das ist leicht zu bestimmen. Die Natur lehrt ihn selbst in iedem Augenblick seine Schwachheit und giebt ihm in diesem Stück die engen Grenzen seines Verstandes zu erkennen. Siehet er nicht in iedem Augenblick, wann er zu weit fortschreiten will, Finsterniß vor seinen Augen

und seine Leuchte verlöschen? Hier ist der Ort, wo er stillstehen muß — der Glaube läßt ihm alles, was er begreifen kan, zurück und entzieht ihm nur die Geheimnisse und die unbegreiflichen Gegenstände. Darf diese Theilung die Vernunft beunruhigen? Die Fesseln, die man ihm hier anlegt, sind leicht zu tragen und müssen nur flüchtigen und leichtsinnigen Köpfen zu schwer vorkommen. Ich sage also dem Philosoph: Streite nicht wider die Geheimnisse, welche die Vernunft nicht einsehen kan — Untersuche die Wahrheiten, denen man sich nähern darf, die sich gewissermassen berühren und gleichsam mit Händen greifen lassen und die mit allen übrigen übereinstimmen. Diese Wahrheiten sind offenbare Begebenheiten, womit die Religion gleichsam ganz verwebt ist, damit sie die Einfältigen sowohl als die Aufgeklärten rühren soll. Man stellt diese Begebenheiten deiner Neugierde dar und dies sind die Grundstützen der Religion. Untergrabe sie und versuche es, sie zu erschüttern. Steige mit der Fackel der Philosophie bis zu dem alten Grundstein herab, der so oft von den Ungläubigen verworfen worden ist und der sie alle zerschmettert hat. Allein wenn du bis zu einer gewissen Tiefe gekommen seyn wirst, so wirst du die Hand des Allmächtigen erblicken, welche dieses grosse und majestätische

Gebäu-

Gebäude, das selbst durch Ungewitter und den Strom der Zeit befestigt worden ist, von Anfang der Welt an erhält — Alsdann stehe still und forsche nicht bis zur äussersten Tiefe. Die Philosophie kan dich nicht weiter führen, ohne dich auf Abwege zu leiten. Du kommst in die Tiefen des Unendlichen. Hier muß sie sich eben sowohl als der Pöbel eine Decke vor den Augen ziehen und den Menschen mit Vertrauen den Händen des Glaubens übergeben — Ueberlaß also Gott dies Dunkel der Nacht, darin es ihm gefallen hat, sich mit seinem Donner und mit seinen Geheimnissen zurückzuziehen.

Aber du wirst vielleicht sagen: Ich will mich bis zu den Wolken hinaufschwingen — ich will ihm bis in die Tiefen folgen, wo er sich verbirgt — Ich will die Decke wegziehen, die meine Blicke begränzt und iene geheimnißvollen Gegenstände, die man mit so vieler Sorgfalt entfernt, mehr in der Nähe betrachten — Hier wird deine Weisheit der Thorheit überführt werden und weil du Philosoph seyn willst, wirst du nicht mehr vernünftig seyn. Verwegene Philosophie! Warum willst du Gegenstände erreichen, die höher über dich schweben als der Himmel über die Erde? Warum quält sich dein Stolz darüber, daß er das Unendliche nicht begreifen kan? Das Sandkorn, das ich mit dem Fuß

berühre, ist ein Abgrund, den du nicht erforschen kanst — und du willst die Höhe und die Tiefe der ewigen Weisheit messen! und du willst das Wesen, das alle übrige Wesen in sich schließt, zwingen, sich so klein zu machen, daß es ganz und gar von einem Gedanken umfaßt werden kan, dem nicht einmal ein Sonnenstäubchen begreiflich ist! War wohl die leichtgläubige Einfalt des unwissenden grossen Haufens iemals so unvernünftig als die stolze Vernunft, die sich wider die Erkenntniß Gottes erheben will?

So ist indessen die Denkungsart der Weisen unseres Jahrhunderts. Stolzer und ungelehriger als iemals scheint die Philosophie, die sonst von dem Glauben besiegt wurde, sich itzt dafür zu rächen und selbst triumphiren zu wollen. Aber ach! ihre traurigen Siege sind nur zu übereilend. Soll ich es sagen? Sie behandelt itzt Jesum Christum und seine Lehre mit eben dem hohen Geist, mit dem sie die alten Philosophen und ihre Systeme behandelt hat. Sie wirft sich zum obersten Richter auf — Gott selbst und seine anbetungswürdigen Wahrheiten, die vom Himmel herab gesandt wurden, ziehet sie vor ihren Richterstuhl. Sie erkühnet sich, wie der Apostel sagt, die unsichtbaren und übernatürlichen Dinge der zukünftigen Welt nach den Grundsätzen und den un-

voll-

vollkommnen Dingen dieser Welt zu richten. Wenn sich Gott nach ihrem Geschmack hätte richten wollen, so hätte er alle seine Geheimnisse durch algebraische Aufgaben müssen auflösen lassen und eine Religion in geometrische Form bringen, bey welcher die Beweise eben so augenscheinlich gewesen wären als in der Moral, die gleichsam durch alle Sinne in die Sele des Menscheu dringen sollte.

Zweytes Kapitel.

Neue Gedanken über den Philosoph.

§. 1.

Nichts ist gemeiner als der Name eines Philosophen.

* Nur dann, wann man die Menschen studirt und sichseblst kennen lernt, kan man die Moralphilosophie lernen. Auf iedem andern Wege würde man es vergebens versuchen. Indessen kan man sich heut zu Tage nichts leichter erwerben als den Namen eines Philosophen. Ein stilles eingezogenes Leben, einiger Anschein der Weisheit mit ein wenig Belesenheit begleitet, Verachtung aller Religionen, Leichtgläubigkeit in Ansehung derienigen, in der man erzogen ist, einige Beob-

* *Recueil philosophique, ou Melanges de pieçes sur la Religion et la Morale.*

Beobachtungen über den Verstand und das Herz des Menschen — eines von diesen Dingen ist hinlänglich, daß solche den Namen eines Philosophen erhalten, die sich, ohne es zu verdienen, damit beehren. Man muß sich von einem Philosoph einen ausgebreitetern, richtigern und gegründetern Begriff machen und zwar muß er nach meiner Meinung folgenden Carakter haben.

§. 2.

Abriß eines wahren Weisen und seiner Pflichten.

Der Philosoph ist eine menschliche Maschine wie ieder andere Mensch, aber eine Maschine, die nach ihrer mechanischen Einrichtung über ihre Bewegungen Ueberlegungen anstellt. Die übrigen Menschen werden zu ihren Handlungen bestimmt, ohne sich ihrer Beweggründe bewust zu seyn, selbst ohne daran zu denken, daß sie Beweggründe haben.

Der Philosoph hingegen unterscheidet die Ursachen, so viel er kan und oft siehet er sie vorher ein und läßt sich ganz von ihnen führen. Er ist einer Uhr gleich, die sich zuweilen gleichsam selbst aufzieht. Er vermeidet daher die Gegenstände, die ihm Empfindungen verursachen können, welche weder mit seinem Wohl noch mit seiner Vernunft überein-

einkommen und er sucht dieienigen, die in ihm seinen Umständen gemässe Empfindungen hervorbringen.

Die übrigen Menschen lassen sich von ihren Leidenschaften hinreissen, ohne daß Ueberlegung vor ihren Handlungen hergeht. Dies sind Menschen, die in Finsterniß wandeln. Der Philosoph im Gegentheil handelt selbst in der Leidenschaft nach Ueberlegung. Er gehet auch in Finsterniß, aber er läßt sich eine Fackel vortragen.

Der Philosoph bildet seine Grundsätze nach vielen besondern Beobachtungen. Der grosse Haufe nimmt den Grundsatz an, ohne an die Beobachtungen zu denken, aus welchen er entstand. Er glaubt daß derselbe durch sich selbst vorhanden sey. Allein der Philosoph schöpft ihn aus der Quelle, untersucht den Ursprung desselben, kennet seinen eigentlichen Werth und macht nur den Gebrauch davon, den man davon machen muß.

Weil der Philosoph weiß, daß die Grundsätze bey uns nur aus besondern Beobachtungen entstehen, so hegt er Hochachtung für die Geschichte. Er unterrichtet sich gern von den kleinsten Umständen und von allem, was sich nicht errathen läßt. Er siehet es als eine der Aufklärung des Verstandes hinderliche Maxime an, daß man blos bey dem Nachdenken stehen bleibt und

glaubt, der Mensch nehme die Wahrheit nur aus sich selbst her. Gewisse Metaphysiker sagen: Vermeidet die Eindrücke der Sinne. Ueberlasset den Geschichtschreibern die Kenntniß der Begebenheiten und den Kritikern die Sprachen. Unsere Philosophen sind hingegen überzeugt, daß wir viele unserer Kenntnisse durch die Sinne erhalten, daß wir uns nur nach der Einförmigkeit der sinnlichen Eindrücke Regeln gemacht — Sie wissen, daß die Quelle unserer Kenntnisse ganz ausser uns ist. Sie ermahnen uns dadurch, einen grossen Vorrath von Ideen zu sammlen, daß wir uns den äussern Eindrücken der Gegenstände überlassen. Sie verlangen, daß wir genau auf den Eindruck Achtung geben sollen, den ieder Gegenstand in uns würkt und ihn nicht mit dem Eindruck verwechseln sollen, den ein anderer Gegenstand verursacht hat.

Die Philosophen studiren die ehemaligen und die itzigen Menschen, um die Zahl unserer Kenntnisse und Begriffe zu vermehren. Flieget wie die Bienen, sagen sie uns, in der vergangenen und gegenwärtigen Zeit umher und ihr werdet dann gewiß wieder in eure Zellen zurückkehren, um Honig zuzubereiten.

Der Philosoph legt sich auf die Kenntniß der Welt und seines eigenen Wesens.

Allein

Allein so wie sich das Auge nicht selbst sehen kan, so siehet der Philosoph auch ein, daß er sich nicht vollkommen erkennen kan. Aber dieser Gedanke hat nichts beunruhigendes für ihn, weil er sich so nimmt, wie er ist und nicht so, wie er seiner Einbildung nach seyn könnte.

Die Wahrheit ist für den Philosoph keine Liebhaberin, die seine Einbildungskraft zu gewinnen weiß, und die er überall zu finden glaubt. Er ist zufrieden, daß er sie unterscheiden kan, wo er sie antrift. Er verwechselt sie nicht mit der Wahrscheinlichkeit. Er hält das für wahr, was wahr ist und für falsch, was falsch ist, für zweifelhaft, was zweifelhaft ist und für wahrscheinlich, was nur wahrscheinlich ist. Er thut noch mehr und dies ist eine von seinen grossen Vollkommenheiten, nemlich wenn er nicht selbst Grund hat, über eine Sache zu urtheilen, so läßt er sie unentschieden. Jedes Urtheil sezt einen innern Grund voraus, der es veranlassen muß. Der Philosoph weiß, welches der eigentliche Grund eines Urtheils seyn muß, welches er fällen soll. Fehlt dieser Grund, so urtheilt er nicht — er wartet ihn ab und tröstet sich, wann er siehet, daß er vergebens darauf hoffen würde.

Es giebt sehr viel verständige und sehr einsichtsvolle Männer, die beständig urthei-

len, beständig Machtsprüche thun. Denn das heißt einen Machtspruch thun, wenn man entscheidet ohne daß man Grund dazu hat. Sie kennen die Grenzen des menschlichen Verstandes nicht. Sie glauben, daß er alles einsehen kan — sie rechnen es sich daher zum Schimpf an, wenn sie ihr Urtheil nicht fällen und bilden sich ein, der Verstand bestehe in der Urtheilskraft. Der Philosoph glaubt hingegen, der Verstand bestehe darin, daß man richtig urtheile. Er ist daher zufriedner mit sich selbst, wenn er sein Urtheil zurückgehalten als wenn er sich erklärt hätte, ehe er eigene Gründe zu entscheiden gehabt. Er entscheidet und spricht also weniger, aber er urtheilt sicherer und spricht besser.

Der Philosoph ist nicht so sehr an ein System gebunden, daß er nicht die ganze Stärke der Einwürfe dagegen fühlen sollte. Die meisten Menschen sind so sehr für ihre Meinungen eingenommen, daß sie sich nicht einmal die Mühe geben, die Meinungen anderer zu untersuchen. Der Philosoph siehet die Meinung, die er verwirft, eben so deutlich ein als die, welche er annimmt.

Der philosophische Geist ist daher ein Geist der Beobachtung und der Wahrheit, der alles auf seine wahren Ursachen zurückführt.

führt. Allein der Philosoph bildet nicht blos seinen Verstand aus — seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt gehen noch weiter.

Der Mensch ist kein Ungeheuer, das blos in den Abgründen des Meers oder in finstern Wäldern wohnen müsse. Die Nothwendigkeiten des Lebens machen ihm allein den Umgang mit andern unentbehrlich und in was für Umständen er auch immer seyn mag, so verbinden ihn doch seine Bedürfnisse und sein Wohl, in Gesellschaft zu leben. Die Vernunft fordert daher von ihm, daß er die gesellschaftlichen Tugenden kennen, ausforschen und sie sich erwerben soll. Es ist befremdent, daß sich die Menschen so wenig um solche Dinge gekümmern, die sie im täglichen Leben anwenden sollen und sich so eifrig mit leeren Spekulationen beschäftigen. Wie viel unbedeutende Streitigkeiten giebt es in den Schulen — wie viel Bücher über unnütze Fragen! Ein Wort würde sie entscheiden oder doch zeigen, daß sie nicht zu beantworten sind.

Unser Philosoph glaubt nicht, daß er auf dieser Welt, wie in einem Exilio, lebe. Er glaubt auch nicht in einem feindlichen Lande zu seyn — Er will als ein ökonomischer Weise die Güter geniessen, die ihm die Natur darbiethet. Er will mit andern vergnügt

gnügt seyn, und um es zu seyn, muß er andern Vergnügen machen. Er sucht daher mit denen übereinzustimmen, mit welchen der Zufall oder seine Wahl ihn durch Umgang verbindet und alles trift er auch seinen Wünschen gemäß an. Es ist immer ein Zeichen eines edeldenkenden Mannes, wenn er gefallen und sich nützlich machen will.

Die meisten Grossen, welchen die Zerstreuungen nicht Zeit genug zum Nachdenken lassen, sind unbarmherzig gegen dieienigen, die sie nicht für ihres Gleichen halten. Die gewöhnlichen Philosophen, die zu viel nachdenken, sind es gegen iedermann. Sie fliehen die Gesellschaft der Menschen und diese fliehen die ihrige.

Allein der wahre Philosoph, der sich zwischen der Einsamkeit und dem Umgange der Menschen zu theileu weiß, ist menschlich gesinnt. Er ist dem Chremes des Terenz ähnlich, der es fühlet, daß er ein Mensch ist und den diese Empfindung allein an dem Glück und Unglück anderer Theil nehmen läßt. Es würde unnütz seyn, hier zu bemerken, wie sehr er nach allem strebt, was Ehre und Redlichkeit heißt. Er ist bereit, alles aufzuopfern, um sie durch eine genaue Aufmerksamkeit auf seine Pflichten, als Bürger der Welt, verehrungswürdig

zu machen. Die Empfindungen der Redlichkeit verweben sich in die mechanische Constitution des wahren Philosophen als die Einsichten des Verstandes. Je mehr Verstand man bey einem Menschen findet, ie mehr Redlichkeit findet man bey ihm.

Der wahre Philosoph ist ein redlicher Mann, weil er es seyn muß, aber nicht — weil er verachtet wird, wenn er es nicht ist. Man besorge nicht, daß er, weil niemand auf ihn siehet, eine der Redlichkeit zuwiderlaufende Handlung vornehmen werde. Nein — eine solche Handlung ist der mechanischen Beschaffenheit des Weisen nicht gemäß. Er ist gleichsam mit dem Sauerteig der Ordnung und der Regelmässigkeit vermischt — ganz voll von den Gedanken an das Glück der bürgerlichen Gesellschaft und kennt die Grundsätze derselben besser als die übrigen Menschen. Das Laster würde in ihm zu viel Widerstand finden. Es hätte zu viel natürliche und zu viel erworbene Begriffe zu zernichten. Seine Art zu handeln gleichet einer Saite auf einem musikalischen Instrument, die auf einen gewissen Ton gestimmt ist und die keinen entgegengesetzten Ton hervorbringen kan. Er ist immer in Furcht, einen falschen Ton anzugeben und sich selbst zu verstimmen. Dies erinnert mich

mich an ein Urtheil des Vellejus über den Cato von Utica: „Er hat nie, sagt er, tu„gendhaft gehandelt, um es zu scheinen, son„dern weil er nicht anders handeln konnte.“ Nunquam recte fecit, ut facere videretur, sed quia aliter facere non poterat. Vell. lib. 2. cap. 35.

Ich brauche es nicht einmal anzuführen, daß der wahre Philosoph die Religion schätzt und verehrt. Er mögte alle löbliche Eigenschaften an sich haben — und fehlte ihm diese, so wäre er des Namens eines Philosophen unwürdig.

Drittes Kapitel.

Ueber das Studium des Menschen.

§. 1.

Von der Kenntniß des menschlichen Herzens.

* In allen Kenntnissen, worauf sich die alten und neuen Philosophen gelegt haben, hat man in keinem Fache geringere Fortschritte gemacht als in der Kenntniß des menschlichen Herzens. Vom Sokrates an, der nach dem Bericht des Diogenes Laertius zuerst unter den alten Philosophen die Sitten-

* Philosophische Geschichte des Menschen.

tenlehre abgehandelt und das Studium derselben seinen Schülern empfohlen hat, bis auf unsere Zeiten, hat man, so zu sagen, nichts weiter gethan, als daß man einen Cirkel um den Menschen gemacht und sich auf der Oberfläche desselben aufgehalten hat. Es würde für die Neugierde sehr befriedigend seyn und zugleich viel Vergnügen erwecken, wenn man ein raisonnirendes Verzeichniß von allen den kindischen und abgeschmackten Dingen machte, die man über diese Materie sogar in den berühmtesten und ernsthaftesten Schriftstellern findet.

§. 2.
Von den neuern Schriftstellern, welche über diese Materie geschrieben haben.

Montagne ist unter allen, die es vom Menschen zu reden gewagt haben, derienige, der am scharfsichtigsten war, um ihn zu erforschen. Allein er war zu sehr von seinen persönlichen Verdiensten eingenommen und dachte daher so vortheilhaft von dem ganzen menschlichen Geschlecht als von sich selbst. Und wenn der Geist der Freiheit, der das Charakteristische bey ihm war, ihn oft auf sehr tiefsinnige Entdeckungen brachte, so führte ihn doch die Lebhaftigkeit seiner Einbildungs-

kraft

kraft oft auf Täuschungen der menschlichen Eitelkeit, und der Lobredner der Natur wurde oft ein Lobredner der unnatürlichsten Sekte — der stoischen.

Ich wollte hierauf des Montagne Affen, den Charron, lesen — allein wie ich sahe, daß er, nachdem er die Gemeinörter über den Menschen überhaupt erschöpft hatte, es sich ernstlich angelegen seyn ließ, die Leber, das Herz, das Gehirn und die Galle des Menschen zu untersuchen, so machte ich das Buch zu und sagte: Wer hiervon anfängt, der kan in der Wahrheit, die ich suche, nicht weit kommen.

Abbadie, der eine besondere Abhandlung von der Selbsterkenntniß geschrieben hat, scheint mir nichts als ein denkender Theologe zu seyn, der den Menschen sogleich für ein moralisches Wesen annahm und ihn nun nicht so sehr nach natürlichen als nach theologischen Grundsätzen untersuchte.

Der berühmte Rochefoucault hat mir bey meiner Lektüre mehr Genüge gethan — und ich glaube in den wenigen Bemerkungen, die er hinterlassen hat, wahrgenommen zu haben, daß er durch einen Blick auf das menschliche Geschlecht mehr wesentliche Entdeckungen gemacht, als die berühmtesten Schriftsteller, die viel Bände geschrieben haben. Allein

ich

ich habe auch bemerkt, daß von allen Lehrarten, deren man sich bedient, den Menschen moralische Wahrheiten vorzutragen, keine weniger geschickt zum Unterricht sey, als die durch unzusammenhängende Sätze. Die Stärke und der Nachdruck, darin man sie vorzutragen sucht, unterbrechen die Verbindung der Begriffe — stellen Grundsätze auf, ohne sie zu beweisen und veranlassen oft Dunkelheit.

Der grosse Cartesius scheint mir im Felde der Metaphysik ein Mann von sehr lebhafter und starker Einbildungskraft zu seyn, der gesehen zu haben glaubt, wenn er gleich blos nach seiner Phantasie bestimmt hat, und sich auf eine feine Art bey den willkührlichen Entwickelungen seiner noch willkührlichern Erklärungen aufhält — Sobald ich seinen berühmten Grundsatz gelesen hatte: daß man seinen Beifall nur Wahrheiten geben müsse, die so deutlich bewiesen sind, daß man ihnen denselben nicht versagen könne, ohne einen gewissen Widerstand in seinem Gewissen zu empfinden — sahe ich, daß uns dieser Philosoph Ideen für angebohrne ausgab, die das Resultat der Verbindung vieler andern Ideen sind, welche durch Erfahrung und Nachdenken erlangt worden Ich blieb hierbey stehen und sagte zu mir selbst: Wie

ist es möglich, daß eine so willkührliche Lehre so vielen Fortgang gehabt und eine besondere Sekte gestiftet hat?

Von dem berühmten Malebranche habe ich nur das gelesen, was ich lesen mußte, um zu erkennen, daß er nicht für iedermann geschrieben und um einzusehen, daß er die Ideen seines Führers Cartesius annimmt und die Erdichtungen oder vielmehr Hirngespinste realisiren will, die nur in den Worten existiren. Ich habe auch eingesehen, daß man, wenn man auf dem Wege, den Malebranche vorzeichnet, zur Wahrheit gehen wollte, sich eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse erworben haben müßte, die sich wenig Menschen zu erwerben Zeit und Gelegenheit haben.

Ganz anders verfuhr der unsterbliche Locke. Er schöpfte seine Grundsätze nicht aus der Einbildung oder der Vernunftlehre. Bey der Entstehung unserer Ideen folgte er dem Wege der Erfahrung und verließ ihn nie. Er verband damit die unpartheiische Aufmerksamkeit und entdeckte allein für seine Zeit und für die Nachwelt mehr Wahrheiten als alle Philosophen zusammen, die vor ihm waren. Allein sobald er wider seine eigene Methode über Materien vernünfteln wollte, die nicht im Bezirk der Erfahrung und der menschlichen Vernunft lagen, so

wurde

wurde er dunkel und unverständlich, wie alle übrigen. Diejenigen, deren Talente sich nicht weiter als auf ein geringes Maaß gesunden Menschenverstandes und Redlichkeit erstrecken, dürfen nur, wenn sie sich von der Wahrheit meines Urtheils überzeugen wollen, die Gedanken des Locke über den Willen und die Freiheit des Menschen lesen.

* Den seltsamen Pascal will ich nur kurz anführen. Ohngeachtet der Grösse seines Genie's hat er den Menschen nur nach der melancholischen Laune betrachtet, die ihm sein Temperament und seine Schwachheiten eingaben.

Des bekannten la Brüyere Buch hat mir immer viel Vergnügen gemacht, weil ich es als ein Werk des menschlichen Geistes und selbst als das Werk eines guten Beobachters gelesen habe. Es hat die Spiele der Leidenschaften und die verschiedenen Schattirungen der Caraktere sehr gut ausgespähet und in einer sehr nachdrucksvollen Sprache vorgetragen. Allein er ist in Ansehung des Menschen das, was in Ansehung eines sich bewe-

* Wir zweifeln, daß man den Pascal durch die Schilderung, die der Verfasser hier von ihm macht, recht kennen lernen werde.

Der Herausg.

genden und veränderden Gemähldes der Zuschauer ist, der blos das Artige der Figuren bewundert, ohne sich in eine gründliche Untersuchung der Triebfedern einzulassen, die sie in Bewegung setzen.

Der gedrängte, der scharfsichtige Montesquieu hat mich nicht so sehr durch sein Genie als durch seine unnützen Untersuchungen über die Gesetze in Verwunderung gesetzt. Seine Lehre von der Fürtreflichkeit der Gesetze scheint mir überhaupt ein System zu seyn, das die Menschen am wenigsten befriedigen kan und ich habe würklich bedauert, daß dieser berühmte Schriftsteller sein ganzes Genie und seinen ganzen Scharfsinn auf die Entdeckung der allgemeinen und besondern Gründe der Gesetze verwendet hat, um daraus den Schluß machen zu können, daß alles gut sey oder doch wenig daran fehle — Ich hätte lieber gesehen, wenn Montesquieu seinen durchdringenden Verstand gebraucht hätte, um den Menschen recht kennen zu lernen und wenn er, nachdem er diese Kenntniß erlangt, einen Plan der Gesetzgebung darauf gegründet hätte, der das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts umfaßte, ohne irgend einen einzelnen Menschen aus der Acht zu lassen.

Ich habe auch dich, sinnreicher Rousseau, in den Werken gelesen, wo die Schönheit

und

und Stärke deiner Einbildungskraft deine Vernunft nicht immer blenden. Ich habe dich mit Vergnügen den Menschen zu seinem ersten Ursprung zurückführen sehen und ihm da zeigen, wie genau er mit den Thieren verwandt ist, die er so sehr verachtet. Meine Zufriedenheit würde vollkommen gewesen seyn, wenn du nicht in deiner glänzenden **Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen** von angenommenen Ideen und von deinem eigenen Herzen wärest hintergangen worden.

Ich sehe den Versuch des Abbts von Condillac über den Ursprung unserer Kenntnisse als eine nothwendige Ergänzung zum Versuch des unsterblichen Locke über den menschlichen Verstand an. Allein so sehr ich auch dem von Condillac und der Regelmässigkeit seiner Methode Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so glaube ich doch, daß er noch glücklichere Fortschritte gemacht haben würde, wenn er seine Grundsätze in der natürlichen Entwickelung unserer Fähigkeiten aufgesucht und sie blos als leidend angesehen hätte, da er sie hingegen auf die Beobachtung dessen bauet, was in einem unterrichteten Menschen vorgehet. Diese letzte Methode hat das Unbequeme an sich, daß man nach den angenommenen Ideen raisonniren muß. Wenn man uns einen Begriff von dem Ur-

sprung unserer Erkenntniß geben will, so muß man nicht damit anfangen, daß man uns die Sele und die Gedanken so vorstellt, als man sie bey unterrichteten Menschen antrift — sondern man muß von den natürlichen und ersten Erscheinungen anfangen und die nach und nach erfolgende Entstehung der Ideen und der Erkenntniß zeigen, die durch ihre Anzahl und Beschaffenheit das ausmachen, was wir Verstand und Gedanken nennen.

§. 3.

Von den Hindernissen der Kenntnisse des menschlichen Herzens.

So grosse Genie's auch Plato und Xenocrates gewesen sind, so sehe ich doch in den Begriffen, die ich von ihnen gelernt und die sie den neuern Philosophen eingeflößt haben, nichts als solche Lehrsätze, deren Grund nicht so sehr auf Kenntniß des Menschen als auf die Meinung beruhet, die sie sich von dem menschlichen Geschlecht gemacht haben.

Wenn man die wenigen richtigen Entdeckungen ansiehet, welche diese Philosophen gemacht haben, so kan man behaupten, daß die tiefsten Einsichten die glänzendeste Talente die größten Hindernisse der Kenntniß des Menschen sind.

Man

Man wird in der That finden, daß die Menschen die Meinungen, die sie von ihren ersten Lehrern gehört und den Geschmack, welchen ihnen alle die betrüglichen Dinge einflössen, womit sie umgeben sind, beibehalten, wenn sie die Wissenschaften und Künste erlernen. Diese ersten Vorurtheile folgen ihnen auf dem mühsamen Wege ihres Studirens nach und ihr Fleiß bestärkt sie nur noch mehr in diesen Vorurtheilen, ie weiter sie auf der Laufbahn fortrücken, welche sie ihnen geöffnet. Wenn sie nun zu einem gewissen Alter gekommen sind, so finden sie, daß sie mit Erwerbung der Kenntnisse anderer und Bildung ihrer Schreibart eine Zeit zugebracht haben, in der sie sich nützlicher mit Denken hätten beschäftigen können.

Die Gelehrten, die grossen Köpfe, legen sich also nur auf die Kenntniß des Menschen, wenn die Einsichten, die sie erlangt haben, ihnen einen hohen Begriff von ihnen selbst und ihres Gleichen einflössen. Man darf sich nicht wundern, daß sie bis iezt so weit zurückgeblieben sind. Ihre Einsichten, ihre Fähigkeiten, sind für sie eine Art von Vergrösserungsglas, das den Menschen in ihren Augen vergrössert — oder sie bilden sich vielmehr ein, daß sie die Menschen sehen, und sie sehen sich selbst nur mit dem ganzen Vorrath ihrer Kenntnisse.

Gewisse Wilde hielten im Anfange bey dem Anblick der ersten Europäer, die um iene in ihrer Ruhe zu stören, sich selbst der Ruhe beraubten, die sie in ihrem Vaterlande geniessen konnten, unsere Kleider für mannigfaltige Felle, welche so wie die Häute der übrigen Thiere mit dem Körper zusammenhiengen und aus einem beinahe ähnlichen, aber noch auffallendern, Irrthum verbinden unsere grossen Männer ihre Einsichten und Kenntnisse so mit sich selbst, daß sie dieselben für ganz unzertrennlich von ihrem Daseyn halten. Die Achtung und der Ruhm, den ihnen diese Einsichten bey andern erwerben, erheben noch den Glanz derselben in ihren eigenen Augen — und so viel Mühe sie sich auch geben, sich von diesen vorgefaßten Meinungen loszumachen, so haben sie doch auf alle ihre Untersuchungen einen Einfluß.

Ohngeachtet der beständigen Aufmerksamkeit grosser Männer, ihre Entdeckungen auf gewisse Grundsätze zurückzuführen, die sie sich nach den allgemeinen und ihren eigenen Vorurtheilen gemacht, kommt es doch zuweilen, daß die Wahrheit in ihren Schriften durchschimmert. Allein es ist nur ein Schimmer von kurzer Dauer, den sie selbst bald wieder verdunkeln, gleichsam als ob sie dadurch geblendet würden.

Rousseau von Genf entzog dem Menschen alle die Kleidung, die ihm Zeit, Umstände und seine Phantasien gegeben hatten und stellte ihn ganz entkleidet dar, damit er ohne Hinderniß untersucht werden könnte. Aber er konnte diesen Anblick nicht lange aushalten. Er gab den Menschen bald einen Theil der Kleider wieder, die er ihnen genommen hatte und machte ihn dadurch eben so unkenntlich als er immer gewesen war — und gleichsam als ob er besorgt, daß er ihn nicht genug wieder bedeckt hätte, beeiferte er sich hernach, ihm so gekünstelte Kleider zu geben, daß sie den sonderbarsten und wunderlichsten Contrast mit dem Zustand machen, darin er ihn im Anfang setzte.

§. 4.

Sichere Mittel zu dieser Kenntniß.

Wenn Wissenschaften und Talente, die uns allem Anschein nach zur Kenntniß des Menschen führen müßten, gerade das sind, was uns von ihm entfernt, woher kan man denn die Einsichten erwarten, die uns in diesem Punkte fehlen? Man kan sie von einem Mann erwarten, der von keiner Autorität, ausser von der der heiligen Schrift abhängt — von einem Manne, der aus allen Kräften sich bestrebt, redlich zu seyn, der blos

mit eigenen Augen siehet, der mit einem gesunden, durch Erfahrung und Nachdenken reifgewordenen Verstand begabt ist und auf seinen Wegen durch die Täuschungen nicht ist irre geführt worden, welche die Einsichten der größten Männer verwirren. Solche Eigenschaften können zur Kenntniß des Menschen führen, in so ferne diese Kenntniß möglich ist — und wenn es gleich mehr Schwürigkeiten hat, einen Schriftsteller mit allen diesen Eigenschaften begabt und zwar allein damit begabt zu finden, als einen Gelehrten — einen Mann von Kopf, der die größten Kenntnisse besitzt, so scheint es mir doch nicht unmöglich zu seyn.

Die Natur und besondére Umstände haben einen Menschen bilden können, der — nachdem er die Begriffe untersucht, die er von seinen ersten Lehrern erhalten, sich entschlossen hat, sie auf das genaueste zu berichtigen — der sich in den Werken vernünftiger und einsichtsvoller Männer aufzuklären gesucht und in denselben lauter Meinungen gefunden, welche auf andern Meinungen gebauet sind — und der sich nun entschlossen hat, eine Meinung anzunehmen, die von der Meinung anderer gar nicht abhängt, und die er bey seinem fortgesetzten Nachdenken über das, was in ihm und vor seinen Augen vorgehet und vor ihm vorgegangen ist,

ist, gefaßt hat — Kurz ein Mensch, der die Wissenschaften verachtet, ohne sie anders zu kennen als nach den geringen Vortheilen, die sie dem menschlichen Geschlechte gestiftet und nach den geringen nützlichen Einsichten, die sie uns verschaft haben, und der sich vornimmt, in seinen Untersuchungen nur von dem Maaß des gesunden Verstandes Gebrauch zu machen, das er von der Natur erhalten hat, nachdem er ihn von allen Irrthümern gereinigt, womit die Zeit und Beispiele ihn verfinstert hatten — Ein solcher Mann wird bald einsehen, daß alle grosse Köpfe, alle Philosophen aller Zeiten und aller Länder im Grunde nichts weiter gethan haben, als daß sie einer den andern abgeschrieben und nur ieder zu den Begriffen anderer das zugesetzt hat, was ihnen ihr spitzfindiger Verstand und ihre verschiedenen Vorurtheile in den Kopf gesetzt hatten. Er wird auch einsehen, daß sich alle diese berühmten Phliosophen nur betrogen haben und in der Kenntniß des Menschen so weit zurückgeblieben sind, weil sie die blos zufälligen und überflüssigen Eigenschaften und Fehler für unzertrennlich von seinem Wesen gehalten haben. Wenn er sich auf diese Art von aller Autorität, ausser von der der göttlichen Schriften losreißt und aus den Irrthümern der Philosophen, die ihm vorgegan-

gegangen sind, mehr Nutzen ziehet als aus ihren Entdeckungen, so wird er bey seinen Untersuchungen keinen andern Führern folgen, als seiner Erfahrung und seinem Nachdenken.

Viertes Kapitel.

Vom Ursprung unserer Ideen — und Betrachtungen über einige unserer Empfindungen.

§. 1.

Vom Ursprung unserer Begriffe und unserer Kenntnisse.

* Bey der Geburth bringen wir nur das Vermögen mit, Kenntnisse anzunehmen, das heißt, die Eindrücke, die wir von andern Wesen erhalten, wenn sie auf uns würken, zu empfinden und zu bemerken. Diese Eindrücke sind das, was wir Kenntnisse, Ideen, Vorstellungen, nennen. Diejenigen von unsern Philosophen, welche behaupten, daß wir mit würklichen Begriffen und Erkenntniß gebohren werden, behaupten etwas, daß der Erfahrung und der Vernunft entge-

* Brief des Trasibulus an den Leucipp.

gegen ist. Wenn wir auf uns selbst Acht geben, so werden wir überzeugt, daß wir unsere Erkenntniß nach und nach und durch Veranlassung der verschiedenen Eindrücke erlangen, welche wir von den Gegenständen und den Reflexionen erhalten, die wir über das machen, was wir bemerken. * Wir fangen damit an, daß wir besondere Begriffe von Dingen bekommen und in der Folge vergleichen wir diese verschiedenen Begriffe und bilden uns aus denselben allgemeine. Ueberdem giebt es nur zwo Arten, Begriffe zu erlangen. Sie sind **entweder** ein würklicher Eindruck eines Gegenstandes — und in diesem Falle können wir sie nicht erlangen, ohne durch die sie begleitende Empfindung von ihrer Gegenwart gewiß zu seyn, **oder** diese Begriffe sind eine Erinnerung und gleichsam das Echo eines ehedem erhaltenen Eindrucks und als-

* Der Mensch ist zwar dem Umgange mit andern Menschen und dem Schauplatz der Natur einen Theil seiner Begriffe schuldig. Allein die Hand des Schöpfers gräbt doch in seinem Herzen die Begriffe von Gerechtigkeit, Ordnung, Wohlthätigkeit und der ersten Grundsätze des Naturgesetzes. Diese hängen gar nicht von der Sorgfalt, der Erziehung und vom menschlichen Unterricht ab. Das muß man durchaus nicht verwechseln.

Anmerk. d. Herausg.

alsdann ist die Erinnerung eines ältern Eindrucks mit einer Empfindung begleitet, die durch die Erinnerung erneuert wird, so daß man sie vollkommen von einer würklichen Idee unterscheidet und sich erinnert, man habe sie in vorigen Zeiten gehabt.

Die Eindrücke der Gegenstände lassen in uns gleichsam eine Spur von ihrem Daseyn zurück, die zuweilen bey der Abwesenheit der Gegenstände, welche dieselbe veranlaßt hatten, wieder erneuert wird. Dies heißt Gedächtniß und Erinnerung — ein Vermögen, wodurch ich mir die Eindrücke, die in mir gewesen sind, vorstelle, das aber mit einem, wenigstens dunkeln, Bewustseyn des Unterschieds der Zeit, zu der ich sie gehabt und der Zeit, zu der ich mich derselben erinnere, verbunden ist.

§. 2.

Worin besteht die Empfindung des Schmerzes und des Vergnügens?

Alle Eindrücke sind mit einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung verbunden. Ist sie lebhaft, so nennt man sie Vergnügen oder Schmerz. Ist sie schwach, so nennt man sie Zufriedenheit oder Verdruß und Misverguügen. Die erste dieser Empfin-

pfindungen treibt uns gleichsam zu den Gegenständen hin, setzt unsere Kräfte in Bewegung, um uns denselben zu nähern, uns mit ihnen zu vereinigen, fest daran zu heften, die Stärke und Lebhaftigkeit der Empfindung, die wir verspühren, zu vermehren, ihre Dauer zu verlängern und, wenn es möglich wäre, beständig zu erhalten — sie, wenn sie aufhört, zu erneuern und sie zurückzurufen, nachdem sie uns verlassen hat. Wir lieben die Gegenstände, die uns solche Empfindungen verschaffen — wir besitzen sie, wenn wir diese Empfindungen durch sie haben — wir suchen und wünschen ihren Besitz, wenn wir sie nicht haben — wir beklagen ihn, wenn wir ihn verlohren haben.

Die zwote Empfindung hingegen, die Empfindung des Schmerzes, treibt uns unwiderstehlich an, sie weit von uns zu entfernen, die Gegenstände zu fliehen, die uns dieselbe verursachen, ihren Eindruck zu fürchten, zu verabscheuen, zu hassen. Wir werden mit dem Hange gebohren, das Vergnügen zu suchen und den Schmerz zu fliehen und dies Gesetz, das die Natur selbst in uns eingegraben hat, ist von solchem Ansehen, daß wir dem Triebe nicht widerstehen können, uns demselben bey allen Handlungen unseres Lebens zu unterwerfen, weil iede, von welcher

Be-

Beschaffenheit sie auch immer seyn mag, mit einer dieser beiden Empfindungen, die nun stärker oder schwächer seyn kan, begleitet ist. Das Vergnügen ist mit allen den Handlungen, die zur Erhaltung des Lebens nothwendig sind und der Schmerz mit denen verbunden, welche diese Erhaltung verhindern. Die Liebe zum Vergnügen und die Verabscheuung des Schmerzes feuern uns ohne Untersuchung und Ueberlegung an, ienes zu suchen und diesen zu fliehen.

§. 3.

Betrachtungen über die Folgen dieser beiden Empfindungen.

Haben wir einmal den Eindruck des Vergnügens und des Schmerzes erhalten, so stehet es nicht mehr in unserer Gewalt, ihn zu verlängern oder die anhaltende Dauer desselben zu befördern. Er hat ein bestimmtes Maaß, das durch alle unsere Bemühungen nicht verändert werden kan. Es giebt Vergnügen und Schmerz, die nicht allein in der Dauer, sondern auch in der Lebhaftigkeit, verschieden sind und die uns daher mehr oder weniger glücklich oder unglücklich machen. Ein Eindruck, dessen Anfang eine wenn gleich in einem geringen Grade, angenehme Empfindung war, geht zulezt oft in

einen

einen sehr lebhaften Schmerz über. Hingegen muß man oft den Genuß des größten Vergnügens mit einem geringen Schmerz erkaufen. Kurz Vergnügen und Schmerz sind ungemein mit einander vermischt und stehen in genauer Verbindung. Wir sind nicht bestimmt, reines Vergnügen zu empfinden. Bey unserm Eintritt in die Welt werden wir der würklichen Empfindung des Vergnügens oder des Schmerzes entgegen geführt. Hierin haben unsere Kinder nichts vor den iungen Thieren voraus. Beide überlassen sich blindlings dem würklichen Eindruck, ohne die Folgen dieses Eindrucks vorher zu sehen. Und wie könnten sie diese Folgen auch vorher sehen? Vorhersehen heißt: sich erinnern, daß ein Eindruck, der dem gegenwärtigen ähnlich ist, einen andern ganz verschiedenen und viel lebhaftern nach sich gezogen hat und daß wir etwas ähnliches besorgen müssen. Dies kan nun nicht anders als durch die Erfahrung und durch Nachdenken über oft gehabte Eindrücke, welche die Gegenstände auf uns machten, geschehen. Es giebt selbst Erwachsene, die in dieser Absicht fast beständig Kinder bleiben, und welche das Vermögen, vorherzusehen, fast nie erlangen. Die meisten erfahren gewiß in ihrem Leben mehr als einmal, daß heftige Eindrücke, besonders die Empfindung der Liebe, die stärkste von

allen, die Verständigsten oft in den Zustand der Kinder versetzen, die nichts vorhersehen und sich durch den gegenwärtigen Eindruck hinreissen lassen.

§. 4.

Philosophische Erklärung von Vergnügen und Schmerz.

Vergnügen nenne ich iede Empfindung, welche die Sele lieber hat als nicht hat und Schmerz — iede Empfindung, welche die Sele lieber nicht hat als hat.

Jede Empfindung, welche die Sele gern lange unterhielte, deren Abwesenheit sie nicht wünscht, die sie nicht gern mit einer andern verwechseln, noch bey ihrer Gegenwart schlafen mögte — iede Empfindung von dieser Art ist Vergnügen. Die Zeit, so lange diese Empfindung dauert, nennt man glückliche Augenblicke.

Jede Empfindung, welche die Sele gern vermeiden mögte, dessen Abwesenheit sie wünscht, die sie gern mit einer andern verwechseln oder bey derselben schlafen mögte — iede Empfindung von dieser Art heißt Schmerz. Die Zeit, so lange diese Empfindung dauert, nennt man unglückliche Augenblicke.

Ich

Ich weiß nicht, ob es gleichgültige Empfindungen giebt — Empfindungen, deren Gegenwart und Abwesenheit keinen Einfluß auf uns haben. Allein wenn es solche giebt, so ist offenbar, daß sie weder unser Glück, noch unser Unglück befördern können.

Bey allen glücklichen oder unglücklichen Augenblicken muß man nicht blos die Dauer in Betrachtung ziehen. Man muß auch auf die Grösse des Vergnügens oder des Schmerzes Rücksicht nehmen — und diese Grösse nennt man die Intensität. Die Intensität kan so groß seyn, daß, wenn gleich die Dauer kurz ist, die glücklichen oder unglücklichen Augenblicke doch andern Augenblicken gleich seyn können, welche länger anhalten, deren Intensität aber geringer ist. Auf eben die Art kan die Dauer so lang seyn, daß, wenn gleich die Intensität sehr geringe ist, die glücklichen oder unglücklichen Augenblicke doch solchen Augenblicken gleich seyn können, deren Intensität grösser, deren Dauer aber geringer ist.

Wenn man also glückliche oder unglückliche Augenblicke schätzen will, so muß man nicht allein auf die Dauer, sondern auch auf die Stärke oder Intensität des Vergnügens und des Schmerzes, Rücksicht nehmen. Eine doppelte Intensität und eine einfache Dauer

können einen Zustand hervorbringen, der einem solchen gleich zu schätzen ist, dessen Intensität einfach und dessen Dauer doppelt ist. Der Werth der glücklichen und unglücklichen Augenblicke ist daher überhaupt die Berechnung der Intensität des Vergnügens und des Schmerzes durch ihre Dauer. Man kan die längere oder kürzere Dauer leicht mit einander vergleichen; wir haben Werkzeuge, die sie, ohngeachtet der Täuschungen, wodurch wir uns selbst hintergehen können, zu bestimmen im Stande sind. Ganz anders verhält es sich mit der Intensität. Man kan nicht sagen, ob die Intensität eines Vergnügens oder eines Schmerzes genau noch ein- oder zweimal so stark ist, als die Intensität eines andern Vergnügens oder eines andern Schmerzes.

Allein wenn wir gleich kein genaues Maaß zur Abmessung der Intensität haben, so bemerken wir doch den Unterschied der Grade und pflegen sie immer mit einander zu vergleichen. Jeder Mensch bestimmt nach einem natürlichen Gefühl sein Urtheil über die Beschaffenheit der glücklichen und unglücklichen Augenblicke nach der Intensität und der Dauer. Bald ziehet er ein kleines Vergnügen, das lange dauert, dem größten Vergnügen, das flüchtig vorübergehet,

vor

vor — bald ein sehr grosses und sehr kurzes einem geringern und anhaltendern. Eben so ist es mit dem Schmerz, wenn er gleich sehr groß ist. Er kan von so kurzer Dauer seyn, daß man ihn lieber aushalten wird als einen schwächern, der länger anhielte und er kan so gering seyn, daß man, wenn er gleich sehr lang dauerte, ihn doch einem sehr kurzen, aber heftigern, vorzieht. Ein ieder stellt diese Vergleichung an, so wie er kan und wenn die Berechnung gleich verschieden ist, so bleibt es doch wahr, daß die richtige Schätzung der glücklichen und unglücklichen Augenblicke, wie schon gesagt worden, von der Intensität des Vergnügens oder des Schmerzes, in Rücksicht auf die Dauer, abhängt.

§. 5.

Was versteht man durch Gutes und Böses, durch Glück und Unglück des Menschen?

Das Gute ist die Summe glücklicher Augenblicke, die ihren Werth durch ihre Dauer und ihren Grad erhalten.

Das Böse ist eine solche Summe unglücklicher Augenblicke. Wenn sich diese Summen gleich seyn sollen, so dürfen sie nicht einen sich völlig gleichen Zeitraum umfassen.

fassen. Die eine kan eine grössere Intensität und kürzere Dauer haben. Bey der andern kan die Dauer länger und die Intensität geringer seyn. Diese Summen sind die Bestandtheile des Glücks und des Unglücks.

Glück ist die Summe des Guten, das übrig bleibt, nachdem man alles Böse von derselben abgesondert.

Unglück ist die Summe des Bösen, das übrig bleibt, wenn man alles Gute von derselben abgesondert.

§. 6.

Moralische Reflexionen über die verschiedenen Empfindungen.

Es ist augenscheinlich, daß Glück und Unglück von der Gegeneinanderhaltung des Guten und Bösen abhängt. Derienige ist nicht immer der glücklichste Mensch, der die größte Summe des Guten gehabt hat. Die Uebel haben in seinem Leben sein Glück vermindert, und die Summe derselben kan so groß gewesen seyn, daß sie sein Glück mehr verringert hat, als die Summe des Guten es vermehrte. Der glücklichste ist derienige, bey dem die Summe des Guten nach Abrechnung der Summe des Bösen die größte blieb. Wenn sich die Summe des Guten

und

und die Summe des Bösen bey einem Menschen gleich sind, so kan man ihn weder glücklich noch unglücklich nennen. Wenn die Summe des Bösen grösser ist als die Summe des Guten, so ist der Mensch unglücklich und zwar mehr oder weniger, nachdem iene Summe diese mehr oder weniger übertrift. Kurz man kan nur nach der letzten Berechnung, nach Abziehung des Guten und Bösen, von Glück oder Unglück urtheilen.

Da das Gute und das Böse die Bestandtheile des Glücks oder des Unglücks sind, so sollte unsere ganze Sorgfalt dahin gerichtet seyn, beides recht kennen zu lernen und beide mit einander zu vergleichen, damit wir immer das größte Gut vorzögen und das größte Uebel vermieden. Allein es zeigen sich bey dieser Vergleichung viel Schwürigkeiten und ieder stellt sie auf eine verschiedene Art an.

Der eine macht sich, um einige Tage angenehm zuzubringen, seine ganze Lebenszeit unglücklich. Der andere versagt sich die lebhaftesten Vergnügungen, um einen Schatz anwachsen zu sehen, von dem er nie Gebrauch macht. Dieser liegt an anhaltenden Steinschmerzen krank — iener stehet die grausamste Operation aus. Jeder macht seine Rechnung.

Wenn gleich das Gute und das Böse von sehr verschiedener Art ist, so vergleicht man doch beide mit einander und sogar solche Dinge, die sich gar nicht ähnlich sind. Auf diese Art zog Scipio eine edelmüthige Handlung der Wollust vor.

Eine neue Schwürigkeit bey der Vergleichung des Guten und des Bösen ist die verschiedene Entfernung, in der man sie betrachtet. Wenn man ein entferntes Gut mit einem gegenwärtigen vergleicht, so stellt man diese Vergleichung selten richtig an. Indessen sollte die Verschiedenheit des Abstandes nur in der Ausübung Schwürigkeiten verursachen. Denn die Zukunft, die nach dem gegenwärtigen Zustand unsers Alters und unserer Gesundheit wahrscheinlich von uns erreicht wird, sollte beinahe als gegenwärtig angesehen werden.

Es giebt noch eine schwerere, aber eben so nöthige, Vergleichung — nehmlich die Vergleichung des Guten mit dem Bösen. Ich meine die Schätzung des Bösen, daß man aus vernünftigen Gründen erdulden sollte, um dieses oder jenes Gute dadurch zu erlangen. Ob man diese Vergleichung schon nicht mit Richtigkeit anstellen könnte, so giebt es doch eine Menge Fälle, wo man einsieht,

daß

daß es vortheilhaft ist, wenn man ein Uebel erduldet, um ein Gut zu erhalten oder wenn man ein Gut aufopfert, um ein Uebel zu vermeiden. In der Anstellung aller dieser Vergleichungen besteht die Klugheit. Da es Schwürigkeiten hat, diese Vergleichungen richtig anzustellen, so ist die Zahl der Klugen sehr geringe. Und weil man diese Berechnungen auf eine so verschiedene Art macht, so entstehet daraus die ausserordentliche Verschiedenheit des Verhaltens der Menschen.

Fünftes Kapitel.

Geschichte des blinden zu Puiseaux, einer kleinen Stadt in Gatinois.

* Wir giengen aus, uns mit dem Blindgebohrnen zu Puiseaux zu unterhalten. Dies ist ein Mann, dem es nicht an gesunden Verstand fehlt. Er ist vielen Leuten bekannt, hat einige Kenntnisse von der Chymie, und hat in dem königlichen Garten die Kräuterkunde mit glücklichem Erfolg erlernt. Sein Vater lehrte auf der Universität zu Paris die Philosophie mit Beifall. Er war in sehr guten Glücksumständen — allein der Hang zum Vergnügen riß ihn in

 seiner

* *Lettre sur les aveugles.*

seiner Jugend fort, man machte sich seiner Neigung zu Nutze — sein Hauswesen gerieth in Verwirrung und er mußte sich nach einer kleinen Stadt in der Provinz begeben, von welcher er alle Jahr eine Reise nach Paris thut und abgezogene Liqueurs dahin bringt, mit welchen man sehr zufrieden ist — — Wir kamen des Abends um fünf Uhr zu ihm und trafen ihn bey der Beschäftigung, daß er seinen Sohn durch grosse ausgeschnittene Buchstaben lesen lehrte. Er war erst vor einer Stunde aufgestanden. Denn ich muß erinnern, daß sich der Tag für ihn anfängt, wenn er sich für uns endigt. Er hat die Gewohnheit, seine häuslichen Geschäfte zu besorgen und zu arbeiten, wenn die übrigen schlafen. Des Nachts hindert ihn nichts und er ist hingegen niemanden lästig. Sein erstes Geschäft ist, das wieder an seinen bestimmten Ort zu setzen, was man an dem vergangenen Tage von demselben weggenommen hat. Wenn seine Frau aufsteht, so findet sie gewöhnlich im Hause alles in Ordnung. Weil es den blinden schwer wird, die verlegten Sachen wiederzufinden, so werden sie dadurch Freunde der Ordnung — —

Unser Blinde spricht sehr oft vom Spiegel. Sie glauben vielleicht, daß er nicht weiß, was das Wort Spiegel bedeutet. Allein er

wird

wird einen Spiegel gewiß nie so stellen, daß die Lichtstralen nicht gehörig auf den Spiegel fallen könnten — — Ich fragte ihn, was er unter einem Spiegel verstünde? Eine Maschine, antwortete er, welche die Gegenstände in einer Entfernung von ihnen vorstellt, wenn sie in Beziehung auf dieselbe einen dazu bequemen Platz haben — So wie ich z. B. meine Hand nicht neben einem Gegenstand halten muß, wenn ich ihn berühren will. Wäre Cartesius blind gebohren, so hätte er sich, deucht mir, über diese Erklärung freuen müssen — Was stellen sie sich unter Augen vor, fragte ihn iemand? Sie sind, antwortete der Blinde, organische Werkzeuge, auf welche die Luft eben die Würkung hat, die mein Stock auf meine Hand hat. Diese Antwort setzte uns in Erstaunen und da wir uns einander noch mit Verwunderung ansahen, sagte er ferner: Dies ist so richtig, daß — wenn ich meine Hand zwischen Ihren Augen und einem Gegenstand halte — meine Hand vor Ihnen ist, aber der Gegenstand nicht. Ebendies begegnet mir, wann ich etwas mit meinem Stock suche und etwas anders finde. Wir sahen auch, daß er eine sehr feine Nähenadel einfädelte — — Er legt die Oeffnung der Nadel quer zwischen seinen Lippen in gleicher Richtung mit der Oeff-

Oeffnung des Mundes. Hierauf ziehet er durch Hülfe der Zunge und durch das Saugen den Faden nach sich, der dem Zug des Athems folgt, wenn er für die Oeffnung nicht zu groß ist. Allein hierbey geräth der Sehende nicht weniger in Bestürzung als der Nichtsehende — —

Einer von uns fragte ihn, ob er sehr vergnügt seyn würde, wenn er sehen könnte. Wenn die Neugierde, sagte er, nicht zu groß bey mir wäre, so mögte ich eben so gern lange Aerme haben. Mich dünkt, meine Hände würden mich von dem, was im Monde vorgeht, besser unterrichten als Ihre Augen oder ihre Ferngläser — und dann versagen die Augen ihre Dienste früher als die Hände. Es würde mir daher gleichgültig seyn, ob man das organische Werkzeug, das ich habe, vollkommener machte oder mir ein neues gäbe, das ich noch nicht hätte.

Unser Blinde kan sich nach einem Geräusch oder einer Stimme so genau richten, daß ich sicher glaube, eine Uebung hierin müsse die Blinden sehr geschickt und sehr gefährlich machen. Ich will einen Fall anführen, der uns überzeugt, wie unrecht man thun würde, wenn man aus seiner Hand einen Steinwurf ruhig abwarten oder sich einem Pistolenschuß aussetzen wollte, ob er

gleich wenig Uebung in diesen Waffen gehabt hatte. In seiner Jugend hatte er eine Zänkerey mit einem seiner Brüder gehabt, der sehr Uebel davon kam. Ungeduldig über den unangenehmen Wortwechsel, den er aushalten mußte, nahm er das erste, was er mit der Hand erreichen konnte, warf es auf ihn zu, traf ihn mitten vor der Stirne, daß er zur Erde niedersank. Dieser und einige andere Vorfälle verursachten, daß er vor der Policey gerufen ward. Die äussern Zeichen der Macht, die auf uns einen so lebhaften Eindruck machen, haben nicht die geringste Würkung auf die Blinden. Denn er erschien vor der Obrigkeit wie vor seines Gleichen. Die Drohungen machten ihn nicht furchtsam. Was wollen sie mir thun, sagte er zu Herrn Herault? Ich werde euch in ein tiefes und finsteres Gefängniß setzen lassen, antwortete iener. In einem solchen, erwiederte der Blinde, sitze ich schon seit fünf und zwanzig Jahren — —

Der Blinde von Puiseaux beurtheilt die Entfernung des Feuers nach dem Grade der Hitze — weiß, ob die Gefässe voll sind, aus dem Geräusch, das die abgezogenen Wasser beym Hereingiessen machen — und schließt auf die Nähe der Körper von der Würkung der Luft auf sein Gesicht. Er bemerkt die geringsten

ringsten Abwechselungen des Dunstkreises so genau, daß er eine gewöhnliche Strasse von einer solchen, die keinen Ausgang hat, unterscheiden kan. Er kan das Gewicht der Körper und das Maaß der Gefässe zum Erstaunen genau bestimmen. Seine Hände sind eine so richtige Waage und seine Finger ein so geübter Maaßstab, daß ich in solchen Fällen, wo es auf die Schwere der Körper ankommt, in Ansehung der richtigen Bestimmung immer für unsern Blinden gegen jeden, der sehen kan, wetten will— — Die Schönheit beurtheilt er nach dem Gefühl und dies ist wohl begreiflich. Aber nicht so leicht zu begreifen ist es, daß er bey seinem Urtheil auf die Aussprache und den Ton der Stimme Rücksicht hat. Die Zergliederer müssen uns lehren, ob die Theile des Mundes und des Gaumens mit der äussern Bildung des Gesichts in einem besondern Verhältnisse stehen. Er verfertigt einige Kleinigkeiten auf der Drechselbank und mit der Nähenadel.

Er versteht den Gebrauch des Winkelmaasses; er ziehet gewöhnliche Maschinen auf und läßt sie wieder ablaufen. Er versteht so viel Musik, daß er die Stücke spielen kan, von welchen man ihm die Noten vorsagt. Er weiß die Dauer der Zeit nach den aufeinanderfolgenden Augenblicken

und

und Gedanken viel genauer zu bestimmen als wir. Die Schönheit der Haut, die Stärke des Körpers, die Festigkeit der fleischigten Theile, eine vortheilhafte äussere Bildung, ein sanfter Athem, Lieblichkeit der Stimme und Anmuth der Aussprache, sind Eigenschaften, die er an andern ungemein schätzt. Er hat sich verheurathet, um Augen zu haben, die ihm zugehörten. Vorher war er willens, sich zu einem Tauben zu begeben, der ihm seine Augen leihen sollte und dem er zur Schadloshaltung an seinen Ohren Antheil nehmen lassen wollte. Nichts hat mich so sehr in Verwunderung gesetzt als seine besondere Geschicklichkeit zu vielen Dingen. Wie wir ihn unsere Verwunderung darüber zu erkennen gaben, so sagte er: **Ich merke wohl, daß sie nicht blind sind. Sie wundern sich über das, was ich thue, warum wundern Sie sich nicht auch über das, was ich spreche?**

Ich legte unserm Blinden auch einige Fragen über Tugend und Laster vor und ich bemerkte sogleich, daß er gegen den Diebstahl einen entsetzlichen Abscheu hatte. Dieser entstand aus zwoen Ursachen — erstlich weil man ihn leicht bestehlen kan, ohne daß er es gewahr wird und vielleicht zweitens noch mehr daher, weil man ihn leicht bemerken könnte, wenn er stehlen würde. Dies

muß

muß man nicht so verstehen, als ob er sich nicht auf eine sehr gute Art gegen den Sinn in Acht zu nehmen wisse, den wir mehr haben als er, oder als ob er einen Diebstahl nicht aufs beste zu verbergen wisse — — Da die Blinden unter allen den äussern Zeichen, welche Mitleiden und den Begriff des Schmerzes in uns erregen, nur durch Klagen gerührt werden können — so halte ich sie überhaupt für unbarmherzig.

Sechstes Kapitel.

Philosophische Vermuthungen über den Zustand der ersten Menschen nach der Sündfluth.

§. 1.

Gedanken des Plato über diese Materie.

* Plato gehet in seinen philosophischen Werken bis auf die ersten Zeiten zurück. Wir wollen also sehen, was der Weiseste der aufgeklärtesten Nation darüber gesagt hat.

* Der

* Das enthüllte Alterthum.

* Der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft, sagt dieser Philosoph, ** die Einrichtung der Länder und der Gesetze kommen aus den entferntesten Zeiten und von den ältesten Staatsveränderungen her — — Man hat eine Tradition, daß vor langen Zeiten eine grosse Verwüstung geschehen seyn soll, die durch eine Ueberschwemmung und durch andere allgemeine traurige Begebenheiten bewürkt worden und von der sich nur wenig Menschen gerettet haben. Diejenigen, die damals verschont geblieben, haben auf den Gebürgen als Hirten gelebt. Man kan sich wohl vorstellen, sagt er ferner, daß diese Menschen von einigen nützlichen Künsten und alten Gebräuchen eine Kenntniß behielten. Allein

* Die philosophischen Betrachtungen in diesem Kapitel können nicht auf die Menschen angewendet werden, die aus der Arche des Noah kamen. Die heilige Schrift macht uns eine andere Beschreibung von ihnen. Allein sie scheinen richtig und merkwürdig zu seyn, wenn sie von den ersten Menschen verstanden werden, die sich von der ersten Familie der Erde entfernten und sich in den Wäldern und Einöden zerstreueten, welche damals den Erdboden gleichsam bedeckten. Aus diesem Gesichtspunkte, der vielleicht nicht der Gesichtspunkt des Verfassers war, wird dies Stück angenehm und verdient weiter keinen Vorwurf.

** Im zehnten Buch der Gesetze.

Allein sie vergassen die Habsucht und die Zänkereyen, die gewöhnliche Folgen davon sind. Man kan auch annehmen, daß, nachdem die Städte durch diese Verwüstungen gänzlich waren zerstöret worden, damals die meisten Erfindungen mit ihnen unter dem Wasser begraben wurden und daß man viel Zeit nöthig gehabt hat, um sie wieder zu entdecken; daß dies würklich eine sehr lange Zeit gedauert haben müsse, da unsere Kenntnisse noch so neu sind. Sie sind gleichsam nur von gestern her und es sind nicht weniger als Jahrtausende erfordert worden, um uns dieselben wieder zu geben. Diese Ueberschwemmungen verdarben die Fruchtbarkeit der Erde; sie veränderten und verschlimmerten die Natur und die Geschlechter der Geschöpfe und liessen nur sehr wenig zum Unterhalt der Menschen übrig.

Von dieser Veränderung ist der gegenwärtige Zustand der Menschen herzuleiten; hier muß man den Ursprung und den Anfang unserer Gesellschaften, unserer bürgerlichen, sittlichen und politischen Gesetze und die besondere Mischung des Guten und Bösen, der Laster und der Tugenden, die man erblickt, aufsuchen. Um alles wieder in den Zustand, darinnen es iezt ist, zu bringen, hat man viel Zeit nöthig gehabt — Es ist unvermerkt geschehen. Die Menschen blieben

ben viele Jahrhunderte auf den höchsten Gebürgen. Die Erinnerung des Vergangenen und die Furcht liessen nicht zu, daß sie sich in die Ebenen wagten und noch weniger, daß sie sich gänzlich daselbst niederliessen. Die Zahl der Menschen war so geringe, daß sie sich allezeit Glück wünschten und sich umarmten, wenn sie sich einander begegneten. Allein dies Vergnügen empfanden sie nicht oft, da es ihnen an Muth und an Mitteln fehlte, über die Thäler, Moräste und Gewässer zu setzen, wodurch sie von einander abgesondert wurden. Die Künste und Künstler waren verlohren gegangen und die Menschen waren zu geringe an der Zahl und zu sehr mit ihrem Elend und mit ihren drückenden Bedürfnissen beschäftigt, als daß sie diese Künste auf einmal hätten wieder erfinden und entdecken können. Dieser traurige Zustand hat viele Menschenalter hindurch gedauert. Von der andern Seite hatten sie wieder den Vortheil, daß sie weder Streit noch Krieg kannten. Die Ursach hiervon ist deutlich genug. Die Erde war nichts anders als eine Einöde. Das kleine Häufgen ihrer Bewohner hegte einer gegen den andern die zärtlichste Zuneigung. Ohne Reichthümer, ohne Gold und Silber waren sie nur Besitzer von einigen Thieren und irrdenen Gefässen und doch waren sie nicht arm. Da sie sich blos mit dem

Genuß der nothwendigsten Bedürfnisse begnügten, so fand kein Ehrgeiz bey ihnen Statt. Der Zustand, in den sie die Natur wieder versetzte, wurde die Quelle ihrer guten und ehrbaren Sitten, ihrer mässigen Lebensart, ihres sanften und friedfertigen Karakters — —

Die ersten Menschen waren sehr gelehrig; sie befolgten den Rath derer, die sie unterrichteten, sehr genau; in allen Stücken gehorchten und glaubten sie ihnen — So weit gieng ihre Gelehrigkeit! Da sie alles glaubten, was man ihnen von Gott und vom Menschen sagte, so richteten sie alle Handlungen ihres Lebens nach diesen Grundsätzen ein. Kurz, wenn sie nicht so viele Kenntnisse und Bequemlichkeiten als die Menschen vor der Ueberschwemmung hatten, so hatten sie doch den Vorzug vor ihnen, daß sie reiner in ihren Sitten, grössere Freunde des Guten und der Tugend, mässiger, weiser und rechtschaffener waren. Der Grund hiervon lag in ihrem Zustande — —

In diesem Zustande hatten sie weder Gesetzgeber noch geschriebene Gesetze. Sie folgten von einem Geschlecht zum andern ihrem Gewissen und dem Herkommen. Man bildete sich nach den Aeltesten. Jeder Vater oder ieder Greis war der König seiner Familie

milie — seine Frau und seine Kinder waren seine Unterthanen. Viel wilde Völker haben diese Gewonheit noch, und nach Homers Bericht haben die alten Bewohner Siciliens eben so gelebt. Diese Sicilianer halten keine öffentliche Versammlungen, um Gericht oder Berathschlagungen zu halten. Sie lebten einsam in Höhlen oder auf den Gebürgen — Jede Familie machte eine besondere Gesellschaft aus und an allgemeine Gesellschaften dachte man noch nicht. Diese Regierungsform war in der That die beste und natürlichste für Menschen, die durch grosse Revolutionen der Natur waren zerstreuet und auf einen kleinen Haufen eingeschränkt worden. Man konnte keine bessere Einrichtung machen, als daß man einem Greise oder seinem Vater oder seiner Mutter folgte, so wie die iungen Vögel zu thun pflegen. Wie sich hierauf viele von diesen Familien zu einer Gesellschaft und zur gemeinschaftlichen Hülfe beym Feldbau vereinigten, so wurde die erste Stadt an dem Fusse eines Berges angelegt, damit sie bey unglücklichen Vorfällen einen Zufluchtsort in der Nähe hatten. Sie wurde nur von Zäunen zusammengesetzt und zwar nicht so sehr, um gegen Menschen, als um gegen die wilden Thiere geschützt zu seyn. Die Eintracht herrschte unter ihnen noch so vollkommen, daß sie keine andere Gesetze

als die Gewonheit, keine andere Obere als die Aeltesten und solche Personen hatten, die noch wußten, wie man es ehedem gehalten, wie man die Gottheit verehrt und die Tugend geübt hatte. Erst nach langer Zeit, da die Menschen aufhörten, sich nach den Gesetzen ihrer eigenen Vernunft zu regieren, andere annahmen und die alten und neuen Gesetze waren zusammengefaßt und eingeführt worden — erst nach langer Zeit wählte man Obrigkeiten, um sie zu erhalten und zu schützen.

Plato ersteigt hierauf wieder die Gebürge und betrachtet von hieraus die Hütten und die Zufluchtsörter des menschlichen Geschlechts. Er erinnert sich hierbey der verschiedenen alten Nachrichten, nach welchen er das menschliche Geschlecht in drey verschiedenen Verfassungen erstlich auf den Gipfeln der Berge, zweitens an dem Fuß der Gebürge und drittens in den Thälern beobachtet. Nichts kommt ihm wahrscheinlicher, nichts der Natur gemässer vor, als diese sich fortgepflanzten mündlichen Nachrichten. Man muß gestehen, daß die Methode dieses grossen Mannes übrigens philosophisch ist. Er macht sich vorher einen Entwurf von dem, was die Menschen nach ihren natürlichen Begriffen hätten thun müssen, nachdem sie ihr Unglück überstanden hatten und ver-

vergleicht dann diesen Entwurf mit den alten Nachrichten. Auf diese Art hat er den einzigen Weg zur Wahrheit gefunden und zeigt ihn denen, die ihm folgen wollen.

§. 2.

Von den Würkungen der ersten Sonnenstralen auf die durch die Ueberschwemmung erweichte Erde.

Die Oberfläche der Erde troknete ohne Zweifel erst nach langer Zeit völlig ab, wenn gleich das Wasser in grosser Menge abgeflossen war. Die Nebel, die von den feuchten Oertern, welche sich noch häufig auf der Erde fanden, aufstiegen, unterhielten die Feuchtigkeiten und verhinderten die Sonne sich am Horizonte sichtbar zu zeigen. Allein endlich zerstreueten sich dies allgemeine Gewölk und diese trüben Dünste — Die Wolcken zertheilten sich — und diese dichte Scheidewand verstattete den Lichtstralen den Durchgang. Hierauf zeigte sich die Sonne der Erde und erwärmte sie wieder. Die ganze Natur schien wieder aufzuleben und neue Kraft zu bekommen. Wie groß mußte die Freude und die Verwunderung der Menschen seyn, die bisher nur einen schwachen Schimmer von Licht gehabt hatten — wie sie das glänzende Gestirn wieder erblickten, das gänzlich

lich für sie erloschen zu seyn schien? Durch die Heiterkeit, die der Himmel wieder erhalten hatte, schien des Nachts wieder das sanfte Licht, das der Mond auf uns herabwirft, und das leuchtende Heer der Gestirne schimmerte am Himmel.

Kaum waren die Wolken ganz oder zum Theil zerstreuet, so fühlten sich alle erstarrte Wesen, die das allgemeine Unglück überlebt hatten, von neuen belebt. Die Bewohner des Wassers hatten, ohne ihr Element zu verlassen, doch an dem allgemeinen Unglück Antheil gehabt. Ein Theil war durch die Gewalt und den Aufruhr der Wellen aufgerieben, und andere waren in dem Leim und Schlamm erstickt, oder in dem Sand und Koth begraben worden. Wie sie die sanfte Wärme der Sonne und die ihrem Element wiedergegebene Ruhe fühlten, so verspürten sie auch zuerst die Wohlthaten der erneuerten Natur. In den mit den Trümmern der Erde belasteten Wellen fanden die Fische ungesucht ihre Nahrung. Eine Wohlthat, die den ersten Geschlechten der übrigen Thiere lange Zeit versagt wurde! Die Bewohner der Luft zeigten nun ihre Gegenwart auch wieder. Nachdem die Luft reiner geworden, konnten sie ihre Nahrung wieder suchen und bey Erblickung des den

Tag erleuchtenden Sterns stimmten sie ihre Gesänge wieder an. Wasser und Luft wurde also am ersten wieder bevölkert. Jenes hatte Nahrung in Ueberfluß und diese einen leichten Durchgang.

Ganz anders verhielt es sich mit der Erde und den Thieren, die hier ihren Aufenthalt hatten. Denn sie war noch mit Sand, Koth und Schlamm bedeckt. Sie mußte gänzlich abtrocknen, damit sich die übrig gebliebenen Thiere ausbreiten konnten. Sie hielten sich anfangs auf Felsen und den Spitzen unfruchtbarer Berge auf, und mußten sich mit allerley Produkten der Erde, der Flüsse und des Meers nähren, die das Wasser ausgeworfen hatte. Sie lebten von abgerissenen Wurzeln und Pflanzen, von Fischen und Thieren, die oft schon in Fäulniß übergegangen waren. Die Gegenden waren ihnen vorzüglich angenehm, wo die Sonnenhitze sie wieder erwärmen und dadurch ihre geschwächten Kräfte wieder stärken konnte. Fast alle Thiere des Erdbodens, sie mogten gehen oder kriechen, hatten ihren Untergang gefunden. Indessen hatten viele Bäume und Pflanzen der Bewegung des Wassers widerstehen können. Die heftigen Ströme hatten alles mit leichter Mühe umgeworfen, was nicht am Boden

 fest

fest gewesen war. Es blieb wahrscheinlich nichts übrig, als das wenige, was das Ohngefähr auf einige Anhöhen geworfen hatte. Eben so muß man auch annehmen, daß die Erde eher mit Wäldern und grünen Gewächsen ausgeschmückt wurde als mit lebendigen Geschöpfen, welche iene ungeheuern Einöden unvermerkt wieder bevölkerten.

Man kan sich sehr leicht eine Abschilderung von den in dem Unglück, das die ganze Natur gleichsam vergrub, erhaltenen Menschen machen. Die Vernunft sagt uns, daß die Gebürge ihr erster Aufenthalt seyn mußten. Alle mündlich fortgepflanzte Nachrichten und Gebräuche, die nicht aus der heiligen Geschichte geschöpft sind, beweisen es. Bey allen Nationen hat sich das Andenken daran erhalten und viele haben sogar gegen die ersten Freystätte ihrer Väter eine besondere Erkenntlichkeit geheget, die noch bis auf den heutigen Tag fortdauert, die sich durch die Pilgrimschaften und durch eine gewisse Art der Verehrung offenbart, welche man in vielen Ländern bemerkt. Man müßte den dem Elend der Erde entronneuen Menschen nicht kennen, wenn man zweifeln wollte, daß er in dieser beiammernswürdigen Zeit und in den nächst darauf folgenden Menschenaltern gegen seines Gleichen sehr leutselig und gegen Gott

sehr

sehr religiös gewesen sey. Das Unglück macht die Herzen sanft und die Furcht würkt Gehorsam. Auf diese Weise vertraten Unglück und Furcht bey den ersten Familien die Stelle der Gesetzgeber und der Priester. Sie richteten ihre Augen gen Himmel und auf ihre Nebenmenschen. So waren die ersten, und man kann sagen, die glücklichen Würkungen des Elends der Erde auf das menschliche Herz beschaffen. Sie nöthigten die ersten Menschen, sich zu einer Gesellschaft zu vereinigen — von allen entblößt, durch das erlittene Unglück in Armuth gebracht — sahen sie sich gezwungen bey einander zu leben, und sich mit unverbrüchlicher Treue zusammen zu halten. Sie mußten alle ihre Kräfte aufbiethen, um sich einander zu unterstützen und zu trösten. Der eine fühlte, daß er des andern Hülfe nöthig hatte, und seine Sele nahm ein sanftes, liebreiches Wesen an, das allein eine Würkung des Unglücks seyn kann. Diese Empfindungen sind bey uns erstickt — Allein die Jahrhunderte, wo Unglück die Menschen niederdrückte, waren die Jahrhunderte, wo Menschlichkeit und Aufrichtigkeit herrschten. Die Menschen, die in den ersten Zeitaltern lebten, zeichneten sich überall durch das Sanfte ihrer Sitten aus. Man erblickt an ihnen nichts als brüderliche Eintracht, Güte, Wohlthätigkeit, Mit-

Mitleiden, Aufrichtigkeit, Folgsamkeit gegen Väter und Greise und Ehrfurcht gegen das höchste Wesen. Die unglückliche Erde war der Tempel der Tugend und erst nach langer Zeit wagte es das Laster, ihr Heiligthum zu entweihen.

Es wurde viel Zeit erfodert, ehe sich die Natur völlig wieder erholen und das schreckliche Schauspiel ihres Untergangs wieder in ihre gegenwärtige Gestalt umschaffen konnte. Daher ist das menschliche Geschlecht so lange in dem Stand der Wildheit, der uns heut zu Tage so befremdend ist, erhalten worden. Allein die Sitten und die Lebensart des goldenen Zeitalters sind nur den ersten Zeiten eigen gewesen, die unmittelbar auf die Verwüstung der Erde folgten. Sie konnten hernach in den grössern Gesellschaften, wie die gegenwärtigen sind, nicht bestehen, weil sie mit dem Luxus der reichen und ruhigen Natur eben so wenig als mit den Leidenschaften und dem Luxus der ruhigen und reichen Völker zusammenstimmen. So wie sich der Wohnsitz der Menschen verschönerte und Ueberfluß darreichte — so wie sich die Familien vermehrten und sich zu grössern Gesellschaften zusammen thaten — so mußte nothwendig das Reich der Sitten dem politischen Reiche Platz machen. Denn

zu der Zeit kam das Mein und Dein zum Vorschein, nicht zwischen einzelnen Menschen, sondern zwischen Familien und Gesellschaften. Die Unterscheidung des Eigenthums wurde unvermeidlich, und sie gehört mit zu der Harmonie, die unter den neu entstandenen Nationen wieder eingeführt werden mußte, so wie sie unvermerkt in der Natur wieder eingeführt worden ist, nachdem sich diese von der Erschütterung erholt hatte, welche sie durch die grosse Veränderung erlitten.

§. 3.

Ueber das goldene Zeitalter.

Das goldene Zeitalter ist ein Zustand, in dem sich die Menschen nothwendig einmal befinden mußten. Es ist würklich ein Zustand gewesen, in welchem Aufrichtigkeit, Güte und Heiligkeit geherrscht haben — kurz ein Leben, das uns übernatürlich vorkommt, und das in Ansehung der Sitten, aber nicht so sehr in Ansehung der natürlichen Verfassung, mit Recht die Lobeserhebungen und die Klagen des Alterthums verdient hat. Diese zwey Stücke hat man nicht gehörig unterschieden, und daher haben sich so viel Beobachter in Ansehung des goldenen

denen Zeitalters geirret und uns chimerische Schilderungen von demselben entworfen. Ich muß hier noch anmerken, daß sich, wie die Gesetzgeber die Sitten dieses ersten Zeitalters in andern Zeiträumen wieder haben allgemeiner machen wollen, das Gute in Böses und das goldene Zeitalter in ein bleiernes verwandelt hat. In der Natur hängt alles zusammen. Wenn man das goldene Zeitalter wieder erneuern wollte, so mußte die Erde noch in dem Zustande seyn, in dem sie sich zu ienem Zeitalter befand.

§. 4.

Ein Fragment aus dem Plutarch wider den Ersten, der Fleisch gegessen.

* Alle Wilde sind grausam und doch reitzen ihre Sitten sie nicht, es zu seyn. Diese Grausamkeit rührt von ihrer Nahrung her. Sie gehen in den Krieg, als ob sie auf die Jagd giengen und behandeln die Menschen wie Bäre. In England werden die Fleischer so wenig zu Zeugen angenommen als die Wundärzte.

Grosse

* J. J. Rousseau.

Grosse Bösewichter werden dadurch, daß sie Blut trinken, zum Morden abgehärtet. Homer beschreibt die Cyklopen, welche Fleisch assen, als abscheuliche Menschen, und dieienigen, die sich von Fischen nährten, als ein so liebenswürdiges Volk, daß man, sobald man mit ihnen Umgang gehabt, sein eigenes Vaterland vergessen habe, um bey ihnen zu leben.

„Du frägst mich, sagt Plutarch, warum Pythagoras kein Fleisch von Thieren aß. Allein, ich frage im Gegentheil, was mußte der erste für Muth haben, der Fleisch von getödteten Thieren seinem Munde näherte, der die Knochen eines sterbenden Thiers mit seinen Zähnen zermalmte, der todte Körper auf seinen Tisch setzen ließ, und die Glieder in seinem Magen vergrub, die kurz vorher bläckten, brüllten, herumliefen, und sich noch umsahen? Wie konnte seine Hand das Herz eines lebendigen Geschöpfes mit einem Messer durchbohren? Wie konnten seine Augen einen Mord mit ansehen? Wie konnte er das Blut eines armen wehrlosen Thiers vergiessen, ihm die Haut abziehen und seine Glieder aus einander nehmen? Wie konnte er den Anblick des Fleisches, in dem sich noch Leben zeigte, ertragen? Wie verursachte ihm der Geruch dessel-

desselben nicht Eckel? Wie konnte er ohne Widerwillen, Abneigung und Abscheu die Wunden reinigen und das schwarze geronnene Blut, das sie bedeckte, abwaschen?

Die abgezogenen Felle wanderten noch auf der Erde herum — Das Fleisch brüllte am Feuer — Der Mensch konnte es nicht ohne Zittern verzehren — und hörte es noch in seinem Schlunde seufzen.

Dies mußte er sich das erstemal vorstellen, dies mußte er empfinden, wie er sich überwand, eine so abscheuliche Mahlzeit zu halten — das erstemal, wie ihm nach einem lebendigen Geschöpf hungerte, wie er sich mit einem Thiere sättigen wollte, das noch weidete und bey sich selbst überlegte, wie er das Schaaf, das ihm die Hand leckte, erwürgen, zertheilen und brathen wollte. Ueber dieienigen, die dies grausame Mahl anfiengen, muß man sich billig wundern, aber nicht über dieienigen, die es abschaften. Jene konnten ihre Grausamkeit noch mit Entschuldigungen rechtfertigen. Allein, diese Entschuldigungen fehlen uns, und dies macht uns hundert mal grausamer als sie.

Ihr

Ihr Lieblinge der Götter, könnten jene Menschen zu uns sagen, vergleichet die Zeiten mit einander. Sehet, wie glücklich ihr seid, und wie elend wir waren! Die neu gebildete Erde und die mit Dünsten beschwerte Luft erfuhren die Ordnung der Jahreszeiten noch nicht. Der ungewisse Lauf der Flüsse riß ihre Ufer an allen Orten nieder. Teiche, Seen, tiefe Moräste überschwemmten drey Theile von der Oberfläche der Erde und der vierte Theil war mit Gehölz und unfruchtbaren Wäldern bedeckt. Die Erde brachte keine brauchbare Früchte hervor. Wir hatten keine Werkzeuge sie zu bearbeiten — verstanden die Kunst nicht, sie zu gebrauchen und Niemand konnte erndten; denn Niemand hatte gesäet. Daher quälte uns der Hunger ohne Aufhören. Die Produkte des Winters, Moos und Baumrinde waren unsere gewöhnlichen Gerichte — einige grüne Wurzeln von Gras und Heyde waren für uns ein köstliches Mahl — und wenn man einige Nüsse oder Eicheln gefunden hatte, so tanzte man vor Freude um eine Eiche oder Buche nach dem Gesang einiger ländlichen Lieder, und nannte die Erde seine Ernährerin und seine Mutter. Dies waren unsere einzigen Feste, unsere einzigen Ergötzungen. Das ganze übrige Leben war nichts als Schmerz, Sorge und Elend.

Wenn nun endlich die Erde von allem beraubt war, und uns nichts mehr darboth, so waren wir genöthigt die Natur mit Gewalt anzugreifen, um uns zu erhalten. Wir verzehrten also lieber die Mitgenossen unseres Elendes, als daß wir mit ihnen umkamen — Allein, wer zwingt euch, grausame Menschen, Blut zu vergiessen? Welch ein Ueberfluß von Gütern umringt euch! Welch eine Menge Früchte bringt die Erde für euch hervor! Welche Schätze liefern euch die Felder und Weinberge! Wie viel Thiere biethen euch ihre Milch zu eurem Unterhalt, ihre Wolle zu eurer Kleidung an! Was fodert ihr von ihnen mehr? und welche Wuth macht euch geschäftig, so viel Mordthaten zu begehen, da ihr Güter die Fülle und Lebensmittel in Ueberfluß habt? Warum belügt ihr unsere Mutter durch die Beschuldigung, daß sie euch nicht ernähren könne? Warum versündigt ihr euch gegen die Ceres, die Erfinderin der heiligen Gesetze und gegen den wohlthätigen Bacchus, den Erfreuer der Menschen, als ob ihre verschwendeten Gaben zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts nicht hinreichend wären? Wie könnt ihr es wagen, mit ihren weichen Früchten auf euren Tafeln harte Gebeine zu vermischen, und mit der Milch das Blut der Thiere, die euch die-

dieselbe reichen, zu essen? Die Löwen und Pantherthiere, die ihr wilde Thiere nennet, folgen ihrem natürlichen Trieb, weil sie müssen, und tödten die übrigen Thiere, um selbst leben zu können. Allein, ihr seid tausendmal wilder als sie — Ihr handelt eurem natürlichen Trieb ohne Noth zuwider, um eurem grausamen Geschmack zu schmeicheln. Die Thiere, die ihr esset, sind nicht solche, die von andern Thieren leben. Ihr esset sie nicht — iene fleischfressende Thiere — ihr ahmet sie nach. Ihr hungert nur nach unschuldigen und friedfertigen Thieren, die niemanden beleidigen, die sich zu euch gesellen, euch nützlich sind und die ihr zur Belohnung ihrer Dienste verzehret.

O widernatürlicher Mörder! Wenn du hartnäckig genug bist zu behaupten, daß dich die Natur bestimmt hat, deine Nebengeschöpfe, Wesen von Fleisch und Bein, empfindende, lebende Geschöpfe, wie du bist, zu verschlingen, so ersticke den Abscheu, den sie gegen diese schrecklichen Mahlzeiten in dir rege macht — so bringe die Thiere selbst um —, Mit deinen eigenen Händen bringe sie um. Ohne Werkzeug, ohne Messer zerreiß sie mit deinen Nägeln, wie die Löwen und Bäre thun. Falle über den Ochsen her und zerlege ihn in Stücken — Wühle

mit deinen Klauen in seine Haut — Verzehre ienes Lamm bey lebendigen Leibe — Verschlinge sein Fleisch noch warm — Trink seine Sele mit seinem Blute zugleich aus. Du zitterst — du scheuest dich für die Empfindung, die das Fleisch zwischen deinen Zähnen in dir erregen würde, wenn das Blut noch in demselben rauchte? Bejammernswürdiger Mensch! Du tödtest erst das Thier und dann issest du es, gleichsam als ob du es zweymal tödten wolltest. Aber dies ist noch nicht alles — das todte Fleisch ist dir noch zuwider. Deine Eingeweide können es nicht ertragen. Man muß es noch durchs Feuer umschaffen, es kochen, brathen, mit Gewürzen zurichten, die demselben ein fremdes Ansehen geben müssen. Du brauchst noch Köche und Leute, die dir den Abscheu gegen das Ermordete benehmen, und dir die todten Körper so zubereiten müssen, damit der Geschmack, durch diese Veränderung getäuscht, das nicht verwerfe, was ihm so fremd ist, und die todten Körper mit Vergnügen esse, dessen Anblick dem Auge sogar widrig seyn würde.

Siebentes Kapitel.
Ueber die Ungleichheit der Menschen.

§. 1.

Von dem Ursprung dieser Ungleichheit und den daher entstehenden Vortheilen.

*Die Natur hat unter den Menschen eben die Verschiedenheit eingeführt, die wir in ihren übrigen Werken herrschen sehen. Sie sind auf eine sehr hervorstechende Art, durch Kräfte des Körpers und der Sele, durch Leidenschaften oder Begriffe, die sie sich von der Glückseligkeit machen, und durch die Mittel, die sie zur Erlangung derselben anwenden, sehr von einander verschieden. Dies ist die Quelle von der Ungleichheit unter den Menschen. Anstatt daß diese Ungleichheit schädlich seyn sollte, trägt sie vielmehr viel zur Erwerbung ihres Unterhalts und zur ruhigen Fortdauer der Gesellschaft bey — Wenn sich alle Menschen vollkommen gleich wären, das heißt, gleiche Kräfte, gleiche Einsichten hätten — wenn ihre sinnlichen

* *Politique naturelle.*

lichen Werkzeuge, oder ihre Empfindungsweise dieselben wären — so würden alle einerley Leidenschaften haben. Immer übereinstimmend in ihren Gesprächen und in ihren Nachdenken (weil sie auf eine gleiche Art empfinden und sehen würden) würden sie sich in ihren Handlungen beständig entgegen seyn. Sie würden sich nur damit beschäftigen, sich einander aufzureiben, weil sie alle ihre Glückseligkeit in einerley Dingen setzen würden. Wenn die menschliche Gesellschaft aus lauter Kompetenten, Rivalen und Feinden bestünde, so würde sie sich zwar eine Zeitlang erhalten — aber sie würde doch bald zu Grunde gehen.

Wer sich von dieser Warheit überzeugen will, sehe nur auf das, was gewöhnlich erfolgt, wenn viel Personen nach einem Gegenstand eine sehr heftige Begierde haben. Bey ihren gleichen Absichten auf diesen Gegenstand entsteht in ihnen eine sehr starke Nacheiferung und um ihn zu besitzen würden sie sich sogar einer den andern aus dem Wege räumen. Wenn sich zwo rivalisirende Nationen einerley Zweck vorsetzen, so entzündet sich die Feindschaft unter ihnen und der Krieg entscheidet ihren Streit. Die vorhandene Ungleichheit und Verschiedenheit unter den Menschen sind Ursach, daß sie fast

in

in keinem Punkte einig sind, wenn sie gleich alle überhaupt eine gewisse Aehnlichkeit haben, und ieder trachtet auf seine ihm eigne Weise nach dem, was er zu seinem Wohl für zuträglich hält. Daher die Thätigkeit, mit der ieder sein geringeres Glück zu verbergen sucht und sich beeifert die Vorzüge zu erreichen, die er an andern zu sehen glaubt.

§. 2.

Unter den Menschen fand nie Gleichheit Statt.

Wenn man sich eingebildet hat, daß unter den Menschen ursprünglich eine Gleichheit Statt gefunden, so ist dies ein Irrthum, den wir ablegen wollen. Sie waren sich immer ungleich. Wir wollen unsere Stimme nicht wider die Ungleichheit erheben, die beständig nothwendig gewesen ist. Die Kräfte des Körpers, der geschickte Gebrauch derselben, die Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge haben einen grossen Unterschied, eine sehr merkliche Ungleichheit unter Menschen von einem Geschlecht, von einer Gesellschaft oder auch von dem ersten Stamme einführen müssen. Diese Ungleichheit war eben so auffallend bey den Kräften, die

man Kräfte der Sele nennt, nemlich bey der Stärke der Leidenschaften, bey der Beurtheilungskraft, dem Scharfsinn und dem Verstand — Der Schwache, er mogte nun schwach am Körper oder am Verstande seyn, mußte immer den Vorzug des Stärksten, des Geschäftigsten, des Geistvollst n anerkennen. Der Arbeitsame konnte einen grössern Erdstrich anbauen und fruchtbar machen als ein anderer, der von der Natur einen schwächern Körper bekommen hatte. Daher war von Anfang an Ungleichheit bey dem Eigenthum und den Besitzungen.

§. 3.
Ueber den Ursprung der Macht.

Wenn es gleich Menschen gab, die stärker waren, als einige andere, so gab es doch keine, die stärker waren als alle übrige. Der stärkste, der kühnste, der erfahrenste gewonn nothwendig ein gewisses Ansehen bey dem oder denen, die schwächer, furchtsamer und unwissender waren als er. Dies Ansehen war dem Grade angemessen, in dem man Stärke, Muth und Einsichten nöthig hatte. So entstand die Macht — Sie gründet sich auf sich selbst, auf das Vermögen, Gutes zu stiften, zu beschützen, zu leiten

leiten und Glückseligkeit zu würken. Die Autorität gründet sich also auf die Natur der Menschen, auf ihre Ungleichheit, auf ihre Bedürfnisse, auf den Wunsch, diese zu befriedigen, kurz auf die Liebe zu sich selbst. Ein heller Kopf findet zu seinem Unterhalt und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Mittel, die dem Starken, aber nicht so hell sehenden, fehlen. Kurz der Mensch, der einen aufgeklärten Verstand hat, weiß durch seine Einsichten und Anschläge das zu ersetzen, was ihm an Stärke des Körpers fehlt. Erfahrung, ein guter Kopf und noch öfter List, triumphiren über die Stärke selbst und verdrängen sie von ihrer Stelle.

Die Anwendung dieser Grundsätze ist hinreichend, uns über die Regeln unseres Verhaltens einige Aufschlüsse zu geben. Sie wird uns einsehen lehren, was wir bey der ersten von allen Gesellschaften der liebenswürdigen Hälfte des menschlichen Geschlechts zu verdanken haben, welche die Natur bestimmt hat, das Glück des Menschen zu befördern. Wenn das Frauenzimmer so gebildet ist, daß es gefallen soll, so ist es gewiß Pflicht des Mannes, es zu lieben. Wenn die Natur demselben Kräfte versagte, so gab sie demselben im Gegentheil Reitze, und wann es der körperlichen Stärke beraubt

wurde, so wurden demselben Reitze zu Theil, welche die Stärke unterjochen und die Belohnung der Zärtlichkeit und des Schutzes werden können, welche der Mann gegen dasselbe beweisen muß. Die Vereinigung beider Geschlechter bringt schwache und hülflose Kinder hervor, die ihren Aeltern für die gegen sie bewiesene zärtliche Fürsorge in ihrem Alter die Sorgfalt vergelten werden, welche sie in ihrer Jugend erfuhren.

§. 4.

Von der Pflicht der gegenseitigen Hülfleistung.

In der Gesellschaft herrscht ein beständiger Tausch. Die Ungleichheit, welche die Natur unter den einzelnen Menschen eingeführt hat, ist keine Quelle von Uebeln für sie, sondern würklich die Grundlage ihrer Glückseligkeit. Dadurch werden sie aufgefodert und genöthigt, einer zu dem andern seine Zuflucht zu nehmen, und sich einander zu Hülfe zu kommen. Jedes Glied der Gesellschaft hält sich für verpflichtet durch seine erhaltene Fähigkeiten das zu bezahlen, was ihm andere darreichen. Die Ungleichheit der Kräfte und der Einsichten verbindet also die Menschen, zum gemeinschaftlichen

chen Wohl anzuwenden, was die Natur iedem besonders gegeben hat. Der dem Körper nach Schwache, dessen Geist aber voll Kraft ist, wird den Starken führen und ihm Mittel anweisen, einen seinem Glücke zuträglichen Gebrauch von seinen Kräften zu machen.

Man siehet also hieraus, daß das Hauptgesetz der ganzen Gesellschaft darin besteht, daß es ihren Gliedern die Pflicht auflegt, sich einer dem andern fortzuhelfen. Es befiehlt ihnen, selbst Gutes zu geniessen — es schreibt ihnen vor, andern nützlich zu seyn — es verlangt, daß ihr besonderes Glück nichts anders als eine Belohnung ihrer Bemühungen für das Wohl ihrer Nebenmenschen sey. Es beweiset, daß Wesen einerley Bedürfnisse haben, wenn sie sich gleich an Kräften und Einsichten ungleich sind. Es macht ihnen begreiflich, daß sie alle gleiche Ansprüche auf ein angenehmes Leben haben. Kurz, alles zeigt uns, daß Glück der Gegenstand ihrer Wünsche und Unglück der Gegenstand ihres Hasses ist. Dies sind die Grundgesetze einer ieden Gesellschaft. Beurtheilung, Ueberlegung, Erfahrung, kurz Vernunft, wenden sie auf die besondern Umstände der verschiedenen Gesellschaften und ihrer Glieder an.

Wie

Wie auch immer die Irrthümer der Menschen, das Abgeschmackte in ihrem Unterricht, die Verschlimmerung in ihren Sitten, die Verblendung ihrer Vorurtheile beschaffen seyn mögen, so wird ihnen doch die Vernunft immer zeigen, daß sie Pflichten gegen einander haben, daß die Pflichten unter Geschöpfen von einerley Gattung, die Vortheil und Bedürfniß vereinigt hat, gegenseitig seyn müssen. Ein jeder wird daher nicht allein fühlen, daß sich sein Herz gegen schädliche Menschen empört, sondern ein jeder wird sich auch selbst Vorwürfe machen, wenn er dem Zweck der Gesellschaft entgegen gehandelt hat. So lange die Menschen Empfindung haben werden, so lange sie ihre Wohlfahrt lieben und den Schmerz scheuen werden, so wird auch Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit die Belohnung der Tugend seyn, so wird Haß, Verachtung, Schande und Strafe das Laster und Verbrechen verfolgen. Der Mächtige wird sich daher gedrungen fühlen, den Schwachen zu beschützen — der Reiche, den Armen zu unterstützen — der Aufgeklärte, den Einfältigen zurecht zu weisen — der Verständige, dem durch seine Einsichten zu Hülfe zu kommen, der durch seine Leidenschaften auf Abwege gerathen ist. Aus der rechten Ver-

thei-

theilung dieser Hülfe wird das Wohl der Gesellschaft entstehen.

Wenn die Menschen das Gute und Böse, das die Natur unter sie vertheilet, treulich zusammen mischten; wenn ieder seinen Nebenmenschen allen Beystand leistete, den er konnte; wenn er selbst seine Vorzüge nutzte und sie dann für andere nützlich machte, so würden sie so glücklich, sich so gleich seyn, als sie es seyn können. Allein nach einem natürlichen Hange ist ieder Mensch mehr mit seinem eigenen Glück beschäftigt, als mit dem Glück anderer. Alle Kräfte setzt er in Bewegung, sich selbst glücklich zu machen. Selbstliebe, Eigennutz und Leidenschaften sind die einzigen Triebfedern seiner Handlungen. Sein eigener Vortheil ist der einzige Mittelpunkt aller seiner Thätigkeit. Von der Beschaffenheit ist der erste Trieb, den uns die Natur giebt. Allein die Natur hat ihn in allen Geschöpfen von unserm Geschlecht auf gleiche Art gelegt. Es ist eine Folge dieses Triebes, daß wir in Gesellschaft leben. Ein ieder von uns siehet ein, daß er Unterstützung nöthig hat, zu dem Glück zu gelangen, das er wünscht. Er sucht es daher so einzurichten, daß andere zu dem Zweck, den er sich vorsetzt, etwas beytragen. Wenn ihn

ihn Leidenschaft beunruhigt, wenn ihn Enthusiasmus betäubt, wenn ihn die Einbildungskraft verführt — so vergißt er, daß seine Nebenmenschen gleiche Vorrechte, gleiche Wünsche mit ihm haben — er vergißt, daß er ihr Wohlwollen nicht verdient, sich vielmehr ihren gerechten Haß zuzieht, wenn er ihnen zu schaden sucht.

Blind in seinen Anschlägen wendet er Stärke oder List an, um zu seinem besondern Zweck zu gelangen. Mit Hitze und ohne Wahl ergreift er die Mittel, sich den Gegenstand seiner Wünsche zu verschaffen, der oft nur ein Schattenbild ist, das seine Vernunft entfernen würde, wenn sie in einem so ruhigen Zustand wäre, daß sie seinen Willen regieren könnte. Er siehet es auch nur ganz allein — und folgt bey seinem Irrthum nur seinen blinden Trieben. Daran ist ihm daher wenig gelegen, ob es auf Unkosten derer geschicht, deren Beistand ihm nöthig, deren Zuneigung ihm nützlich seyn könnte — und einsehen kann er nicht, daß ihre Feindschaft traurige Würkungen für ihn haben werde.

Der Tugendhafte und der Lasterhafte lassen sich auf gleiche Art durch die Selbstliebe regieren. Jener, durch die Vernunft erleuch-

erleuchtet, siehet ein, daß er an dem Glück anderer arbeiten und demselben keine Hindernisse in den Weg legen muß, wenn er würklich glücklich seyn will. Dieser ist unfähig vernünftig zu denken und schmeichelt sich daher: er könne durch seine eigne Kräfte ganz allein seine Wohlfahrt bewürken, und macht sich bey seinem Wahn Hofnung, glücklich zu seyn, wenn andere unglücklich sind.

Achtes Kapitel.

Ueber die Freiheit.

§. 1.

Ueber die Freiheit bey den Griechen und Römern.

*Ob die Alten gleich sehr für die Freiheit eiferten, so haben sie uns doch sehr unbestimmte Begriffe von derselben gegeben. Die Freiheit war bey ihnen so, wie bey den Neuern oft nichts als ein leeres Wort, eine unbekannte Gottheit, die sie verehrten, ohne richtige Begriffe von derselben zu haben.

* *Systeme sociale.*

ben. Bey den Athenienſern war die Freiheit nichts anders als eine ungebundene Zügelloſigkeit eines eitlen, leichtſinnigen, ungerechten, ſchadenfrohen Volks, das frei zu handeln glaubte, wenn es die ſchwärzeſten und ſeinem wahren Vortheil ganz entgegen ſtehende Verbrechen begieng. Worin konnte die Freiheit eines Volks beſtehen, das Verdienſt und Tugend mit Landesverweiſung und Giftbechern beſtrafte, oder das die Ariſtide, die Sokrate, die Phocions mit einer blinden Wuth verfolgte.

Die Römer hielten ſich für frei, ſobald ſie keine Tarquine mehr hatten. Durch ein Wort getäuſcht, waren ſie zu allen Zeiten der Republik unruhige und aufrühriſche Sklaven, und lieſſen ſich von ehrſüchtigen Tribunen lenken, welche ſie alle Augenblicke — und oft mit Recht — gegen die Rathsherren und Patricier, zur Empörung reitzten, die ſich wider Roms Geſetze zuſammen verſchworen hatten, um das Volk durch Auflagen zu drücken und die härteſte Tyranney an demſelben auszuüben — Ihres Jochs überdrüſſig, wurden ſie durch ein Gefolge von Uneinigkeiten, bürgerlichen Kriegen und blutdürſtigen Landesverweiſungen geſchwächt und — dieſe ſtolzen Römer ſanken unter das Joch eines

Dikta-

Diktators, der sie als sein Erbtheil verabscheuungswürdigen Kaisern überlieferte, unter welchen diese Feinde des königlichen Titels Sklaven wurden, die zufrieden waren, wenn sie nur Brod und Schauspiele hatten, und in deren Herzen keine Empfindung von Freiheit wieder geweckt werden konnte.

Man stellt uns die Pompeius, die Cato's, die Cicero's, die Brutus als Vertheidiger, als Märtyrer der römischen Freiheit auf. Wenn man aber die Umstände näher untersucht, so wird man finden, daß sie in der That nichts anders als Vertheidiger und Opfer der ungerechten Forderungen eines tyrannischen Senats waren, von welchen der ehrgeitzige Cäsar seine Mitbürger befreien wollte, und unter dem Vorwand das Joch einer unterdrückenden Aristocratie von seinem Vaterlande abzuwerfen, beschwerete er es hernach selbst mit seinen eigenen Fesseln. So wurde das freieste Volk freiwillig ein Sklave eines beherzten und listigen Mitbürgers, der sich, nachdem er es durch Freigebigkeit, Schauspiele und rühmliche Thaten gewonnen, des schönen Namens der Freiheit auf eine geschickte Art zu bedienen wußte, um es auf immer gefesselt zu halten.

§. 2.

Von dem Begriff der wahren Freiheit.

Die Freiheit bestehet nicht, wie sich einige einbilden, in einer vorgegebenen Gleichheit unter den Bürgern — dieser in allen demokratischen Staaten angebeteten, aber mit unserer Natur ganz unvereinbahren Chimere. Denn die Natur macht uns schon entweder durch Kräfte des Körpers oder der Sele ungleich. Diese Gleichheit würde überdem ungerecht und daher schon mit dem Glück der Gesellschaft unvereinbar seyn, welche fodert, daß die zu öffentlichen Angelegenheiten nützlichsten Bürger am meisten geehrt, am besten belohnt werden sollen, ohne daß sie deswegen von dem allgemeinen Gesetz ausgenommen werden dürfen, das allen einerley Vorschriften giebt — Die wahre Freiheit besteht darin, daß man den Gesetzen gemäs lebt, welche der natürlichen Ungleichheit der Menschen abhelfen, das heißt, welche den Reichen und Armen, die Hohen und Niedrigen auf gleiche Art beschützen. Hieraus ist sichtbar, daß die Freiheit allen Gliedern der Gesellschaft gleich vortheilhaft ist — die Regierungsform mag beschaffen seyn, wie sie will — man ist überall frei, wo es

Nie-

Niemanden erlaubt ist, ausgelassen zu seyn und gesetzlos zu leben. Das Gesetz hebt die Freiheit nicht auf — es befestigt sie vielmehr. Es ist bestimmt, um allen denen die Hände zu binden, welche in die Freiheit anderer Eingriffe thun, oder sie in ihrem Eigenthum stören wolten. Die Freiheit berechtigt Niemanden, sich der öffentlichen Macht zu widersetzen oder sich ihren Verordnungen zu entziehen. Sie giebt das Recht, das zu thun, worauf es den Willen lenkt, aber nicht das, was man selbst will — Kurz, frei seyn, heißt: sich den Gesetzen unterwerfen und unter ihrem heilsamen Schutz, von dem man sich nicht losmachen kann, ruhig leben.

Ein Bürger übt seine Freiheit nicht aus, wenn er sich der rechtmässigen Macht widersetzt. In diesem Falle ist er ein Unsinniger, der die Mauer einreißt, die ihn selbst schützen soll. Jeder Bürger, sagt Locke, der eine billige Regierungsform zerstört, macht sich des Bluts und des Unglücks seiner Mitbürger schuldig. Die Leidenschaften müssen entweder durch die Vernunft im Zaum gehalten, oder durch die Furcht unterdrückt werden. Ein Mensch, der für nichts in der Welt Furcht hat, oder der auf Weisheit nicht hört, wird

ein ungesellschaftliches und sehr gefährliches Geschöpf.

§. 3.
Die Freiheit bringt Vaterlandsliebe hervor.

* Man kann die Glückseligkeit eines Volks nicht nach seinen ausgebreiteten Gränzen, seinen zahlreichen Armeen, dem Glanz seiner Siege, dem Luxus seiner Städte, der Pracht seines Hofes oder den stolzen Denkmalen seiner Könige beurtheilen, sondern nach seiner Arbeitsamkeit und besonders nach seiner Aufklärung muß man es beurtheilen. Aber Sicherheit, Bequemlichkeit, Muth, Thätigkeit, aus welchen iene Vorzüge entstehen, findet man nur bey einem Volke, das in dem angezeigten Sinn frei zu nennen ist. Der Bürger, ruhig in dem Besitz seiner Güter, gehet mit Eifer an seine Arbeit, um das Feld fruchtbar zu machen, das ihm keine Ungerechtigkeit rauben kann. Vermehrt eine zahlreiche Familie seine Bedürfnisse, so wird er die Erde gleichsam zwingen, ihm eine reichere Erndte zu geben. Er wird nicht traurig, sondern viel-

* *Politique naturelle.*

vielmehr vergnügt darüber seyn, daß er sich in einer Nachkommenschaft vervielfältigt siehet, welche eine mässige, aber unter viel Hände vertheilte, Arbeit eben so glücklich machen wird als ihn. Mit Vergnügen bezahlt er die Abgaben, die er zur Einrichtung des Vaterlandes, das ihn beschützt, für nöthig hält. Er liebt sein Vaterland, weil er in demselben glücklich lebt. Er liebt seine Obern, weil er sie mit seinem Wohl beschäftigt siehet. Seine Liebe zu ihnen gründet sich auf die Selbstliebe und ist daher keine Neigung ohne Beweggrund. Er erkennet ein Vaterland an, weil er ein Land siehet, wo die Bürger Wohlstand und Ruhe geniessen — Ueberfallen es ungerechte Feinde, wird es durch ehrsüchtige Eroberer bedrohet, will man ihm die Vortheile rauben, die es besitzt — so belebt Enthusiasmus soglcich das Herz des Bürgers; er stärkt die Kräfte des Vaterlandes; er weiß, daß die Feinde desselben auch seine Feinde sind; ihm ist sehr wohl bekannt, daß er durch die Vertheidigung des Staats sich selbst vertheidigt, und daß er das Ungewitter von seinem eigenen Hause entfernt, wenn er alle Kräfte anwendet, es von den Gränzen des Staats zu entfernen.

Neuntes Kapitel.

Vom Ursprung und Fortgang der Obrigkeiten unter den Menschen.

§. 1.

Ueber die Würkung der Vollkommenheit und des Reichthums der ersten Gesellschaften.

Gesetzt, daß der Himmel viel Menschen auf einmal ins Leben riefe, so würde ihre erste Beschäftigung seyn, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Hierauf werden sie versuchen, die erhaltenen Eindrücke des Vergnügens und des Schmerzes durch Töne auszudrücken. Diese ersten Töne werden ihre erste Sprache seyn, die im Anfang sehr kurz seyn wird, wie dies die Armuth einiger wilden Sprachen lehrt. Wenn sich die Menschen nun vermehren, und sich auf der Oberfläche des Erdbodens auszubreiten anfangen werden, und sich viele Generationen, gleich den Wellen, womit das Meer entfernte Gestade überschwemmt, und die doch sogleich wieder in den Schoos desselben zurückkehren, auf dem Erdboden werden gezeigt und in den Abgrund zurückgekehrt seyn,

seyn, in den alle Geschöpfe wieder versinken — wenn sich die Familien einander näher kommen werden — alsdann wird die allgemeine Begierde nach dem Besitz einerley Dinge, z. E. der Früchte eines gewissen Baumes, — Zänkereien und Streitigkeiten unter ihnen erregen. Daraus werden denn Zorn und Rache entstehen.

Wenn sie nun mit Blut gesättigt und eines Lebens, das eine beständige Furcht begleitet, überdrüssig, darin einig seyn werden, daß sie lieber einen Theil der Freiheit verlieren wollen, die sie in dem Stande der Natur besitzen und ihnen schädlich ist — so werden sie Verträge mit einander errichten. Diese Verträge werden ihre ersten Gesetze seyn. Sind Gesetze vorhanden, so wird man einigen Menschen auftragen müssen, darauf zu halten, daß sie beobachtet werden, und so entstehen die ersten obrigkeitlichen Personen. Diese unwissenden obrigkeitlichen Personen wilder Völker werden anfangs in Wäldern wohnen. Haben nun die Menschen die Thiere zum Theil in denselben ausgerottet und können nicht mehr von der Jagd leben, so wird der Mangel an Lebensmitteln sie die Kunst lehren, selbst Heerden zu ziehen. Diese Heerden werden ihren Bedürfnissen abhelfen, und die Völker

ker werden aus Jägern in Hirten verwandelt werden.

Haben sich nach einer bestimmten Zahl Jahrhunderte diese zu sehr vermehrt, so daß die Erde in demselben Umkreis eine viel grössere Menge Bewohner nicht hinlänglich ernähren kann, wenn sie nicht durch menschliche Arbeit fruchtbar gemacht wird — so werden die Menschen nicht mehr Hirten seyn, sondern sie werden das Feld bauen. Lehrt sie das Bedürfniß des Hungers die Kunst, des Ackerbaues, so wird es sie auch bald die Kunst lehren, ihre Ländereien auszumessen und zu theilen. Diese Theilung bestimmt und versichert iedem sein Eigenthum, und daher — eine Menge von Wissenschaften und Gesetzen. Die Ländereien tragen nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit und Bearbeitung verschiedene Früchte. Die Menschen werden also unter einander tauschen, und es als vortheilhaft einsehen, wenn sie zu diesem Tausch etwas allgemein festsetzen, das den Werth aller Lebensmittel bestimmen könnte — und dazu werden sie dann einige Muscheln und Metalle auswählen.

Werden die Gesellschaften zu diesem Grade der Vollkommenheit gekommen seyn,

so

so wird alle Gleichheit unter den Menschen aufgehoben seyn. Man wird Hohe und Niedere unterscheiden. Die Wörter Gutes und Böses, die erfunden sind, die Empfindungen des physischen Vergnügens oder Schmerzes auszudrücken, die wir von den äussern Gegenständen erhalten, werden von allen Dingen gebraucht werden, welche eine oder die andere von diesen Empfindungen in uns würken, sie verstärken oder schwächen können. Zu diesen Dingen gehören Reichthum und Armuth. Reichthum und Ehre werden wegen der Vortheile, die damit verbunden seyn werden, alsdann der allgemeine Gegenstand der menschlichen Wünsche werden.

§. 2.

Es ist gefährlich, Neuerungen in der Regierungsform zu machen.

* Von der Erkenntniß zur Unwissenheit ist nur ein Schritt und der Uebergang von iener zu dieser ist bey ganzen Völkerschaften etwas gewöhnliches. Allein, man hat noch nie gesehen, daß ein Volk, daß ein-

* J. J. Rousseau.

einmal verderbt ist, zur Tugend zurückkehrt. Jedes gesittete Volk, das Achtung für die Gesetze hat, und daher über die alten Gebräuche nicht nachgrübeln will, muß sich sorgfältig für Wissenschaften und besonders für Gelehrte in Acht nehmen, deren sinnreiche und unterrichtende Maximen es bald lehren werden, die Gewonheiten und Gesetze zu verachten, und dies kann eine Nation nie thun, ohne sich zu verschlimmern. Die geringste Veränderung in den Gewonheiten — sollte sie auch im gewissen Betracht vortheilhaft seyn — gereicht immer zum Nachtheil der Sitten. Denn die Gewonheiten sind die Sittenlehre des Volks. Sobald es für dieselben keine Achtung mehr hat, so hat es keine andere Richtschnur, als seine Leidenschaften, keinen Zügel als seine eigene Gesetze, die zuweilen den Bösewicht in Schranken erhalten, aber ihn nie gut machen können.

Ueberhaupt bemerkt man mehr Stärke der Sele bey Menschen, deren frühere Jahre von einer zeitigen Verdorbenheit bewahrt worden sind, als bey solchen, deren Unordnung sich anfieng, so bald sie sich derselben überlassen konnten. Dies ist ohne Zweifel die Ursach, warum Völker, bey welchen gute Sitten herrschen, gewöhnlich dieieni-

ienigen, bey welchen sie nicht herrschen, an Verstand und Muth übertreffen. Diese glänzen blos durch, ich weiß selbst nicht was für, kleine leichte Eigenschaften, welche sie Witz, Spitzfindigkeit, Feinheit nennen. Allein die grossen und edlen Handlungen der Weisheit und der Vernunft, die den Menschen durch schöne Handlungen, durch Tugenden, durch würklich nützliche Bemühungen auszeichnen und ehrwürdig machen, findet man nur bey ienen.

Ganze Völker sind eben so wie einzelne Menschen nur in ihrer Jugend gelehrig. Bey Annäherung des Alters werden sie unverbesserlich. Sind Gewonheiten einmal bey ihnen eingeführt und Vorurtheile eingewurzelt, so ist es ein gefährliches und vergebliches Unternehmen, sie verbessern zu wollen. Das Volk kann es nicht leiden, wenn man es bey seinen Fehlern angreift und sie ausrotten will, gleich den einfältigen Kranken, die bey dem Anblick eines Arztes zittern.

Das einzige Mittel, die würklichen Sitten eines Volks kennen zu lernen, besteht darin, daß man ihr Privatleben in den bevölkertesten Staaten beobachtet. Denn sich blos auf Leute einschränken, die beständig

dig in ihren Staatskleidern erscheinen, hiesse so viel als Komödianten sehen. Alle Hauptstädte sind sich ähnlich. In denselben sammlen sich Menschen aus allen Weltgegenden und Sitten von aller Art vereinigen sich in ihnen. Hier muß man also die Nationen nicht studiren wollen. Paris und London sind in meinen Augen einerley Stadt. Ihre Einwohner haben einige verschiedene Vorurtheile. Allein sie haben beide eben so viel und ihre Handlungsarten sind gar nicht verschieden — Es ist bekannt, welche Art von Menschen sich an den Höfen versammlen muß. Es ist bekannt, welche Sitten die Vermehrung des Volks und die Ungleichheit des Glücks überall hervorbringen müssen. Sobald man mir eine Stadt nennt, die zwey mal hundert tausend Selen in sich schließt, so weiß ich schon, wie man in derselben lebt, und was ich von diesen Menschen noch mehr erfahren könnte, ist nicht von der Wichtigkeit, daß ich deswegen dahin reisen mögte — In entfernte Provinzen, wo weniger Geräusch, und nicht so starke Handlung ist, die von weniger Fremden besucht werden, deren Bewohner sich fast immer gleich bleiben, ihr Glück und ihren Zustand nicht so oft verändern — in diese Provinzen muß man sich begeben, um die eigene Denkungsart und die Sitten einer

Nation

Nation zu studiren. Man betrachte die Hauptstädte mit flüchtigen Blicken, aber das Land selbst beobachte man in der Nähe. Franzosen giebt es nicht in Paris, sondern in Touraine sind sie anzutreffen. Die Engländer sind mehr Engländer in Mercia, als in London und die Spanier sind mehr Spanier in Galicia als in Madrid — In diesen weiten Entfernungen karakterisirt sich ein Volk erst und zeigt sich so, wie es ohne Vermischung ist. Hier kann man die guten oder schlimmen Würkungen der Regierung besser erkennen.

Das gemeine Volk macht eigentlich das menschliche Geschlecht aus. Diejenigen, die nicht zu demselben gehören, sind an der Zahl so geringe, daß man sie kaum mit in Rechnung bringen kan. Der Mensch ist in allen Staaten derselbe. Ist dies gewis, so verdienen die zahlreichsten Staaten am meisten Achtung. Vor dem Denker verschwinden alle bürgerlichen Unterscheidungen. Er bemerkt dieselben Leidenschaften, dieselben Gesinnungen bey dem Stallknecht und bey dem Staatsmann. Nur die Sprache unterscheidet sie und ein mehr oder weniger gekünsteltes Aeussere. Ist ein wesentlicher Unterschied unter ihnen, so gereicht er gewis zum Nachtheil derer, die in der Verstellung am geübte-

übtesten sind. Das gemeine Volk zeigt sich so, wie es ist und ist nicht liebenswürdig. Allein, es ist sehr nöthig, daß sich die Weltleute verstellen. Zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt, so würde man sie verabscheuen müssen.

§. 3.

Vom Karakter der ersten Gesetzgeber und von dem Zustand, in dem sie das menschliche Geschlecht gefunden.

* Der Nutzen der Geisteskräfte ist zu allen Zeiten von den Sterblichen anerkannt worden. Das Uebergewicht der Einsichten hat die Welt unterjocht. Die Menschen, die andere an Kenntnissen übertrafen, haben zu allen Zeiten eine nothwendige Gewalt über diejenigen gewonnen, welche weder so viel Kenntnisse, noch so viel Einsichten besassen. Die ersten Gesetzgeber waren aufgeklärtere Männer als der gemeine Haufe. Sie breiteten Einsichten, Kenntnisse und geschäftigen Fleiß unter Wilden aus, die zerstreuet, hülflos, Hunger und Noth unterworfen,

* Versuch über die Vorurtheile.

worfen, unerfahren, ohne Klugheit, kurz, in dem Zustande der Kindheit waren. Diese Männer, die gewis unglücklichen Geschöpfen sehr willkommen seyn mußten, vereinigten sie in Gesellschaften, erleichterten ihnen ihre Arbeiten, lehrten sie die Mittel, ihre Kräfte zu gebrauchen, entwickelten ihre Fähigkeiten, entdeckten ihnen einige Geheimnisse der Natur, bestimmten ihr Verhalten durch Gesetze. Die Gesellschaften, die aus dem Stande der Wildheit gerissen, durch die Bemühungen ihrer Gesetzgeber glücklicher geworden waren, gehorchten so nützlichen Männern mit der größten Willigkeit, hatten zu ihnen ein völliges Zutrauen, nahmen ihre Unterweisungen lehrbegierig an, zeigten die größte Ehrerbietung gegen sie, kurz, liebten und schätzten sie, und verehrten sie nachher oft als Wesen, die grösser, weiser und mächtiger seyn müßten als gewöhnliche Menschen.

Hieraus siehet man, daß die nützlichsten Menschen die ersten Gesetzgeber, die ersten Regenten, die ersten Götter der Nationen gewesen sind. Ueberall werden wir nützliche Menschen vergöttert finden. Unwissende Völker, die im Elende einher schleichen, beständig der Härte der Witterung ausgesetzt waren, und keine Mittel

wuß-

wußten, sich dagegen zu sichern, mußten die-ienigen, welche sie lehrten von der Natur selbst ihre Bedürfnisse zu fodern, als Wesen von einer höhern Ordnung, als überirrdische Geister, als Gottheiten ansehen. Für den Unerfahrnen ist alles wundervoll, alles göttlich. Wir sehen daher ganze Völker in allen Ländern ihre Knie vor denen beugen, welche sie zuerst pflügen, säen und erndten lehrten. Osiris, Bacchus, Ceres waren nichts anders als erfahrne Menschen, welche unter den Wilden nützliche Kenntnisse verbreiteten. Herkules und Mars sind Krieger, welche die Nationen lehrten, sich zu vertheidigen und den Feind glücklich anzugreifen. Alle dieienigen, die sich durch Entdeckungen, Einsichten und ausserordentliche Eigenschaften hervorthaten, sind die Beherrscher, die Rathgeber, oft die Götter der Menschen geworden.

Hierauf gründete sich ohne Zweifel ursprünglich die Macht iener himmlischen Männer, deren Andenken und Verehrung sich bis auf uns fortgepflanzt haben. Orpheus und Numa gehörten in diese Klasse. Sie wurden, so lange sie lebten, die unumschränkten Beherrscher der Gesellschaften, welche sie gestiftet hatten. Ihre Nachfolger erbten ihre Macht. Die Völker, die entweder

weder aus Folgsamkeit gegen ihren Willen oder aus Dankbarkeit gegen ihr Andenken an ihr Joch gewöhnt waren, bewiesen gegen ihre Nachfolger oder Erben eben die Unterwerfung, welche sie gegen ihre Vorgänger oder Väter bewiesen hatten. Man gehorchte ihnen, ehrte und beschenkte sie. Man nahm fernerhin ihre Befehle an. Sie bekamen den Austrag, über die öffentliche Sicherheit zu wachen. Man überließ ihnen die unumschränkte Macht; das Glück der Gesellschaft zu befördern, welche ihren Händen alle Kräfte, Macht und Reichthümer anvertrauet hatte.

§. 4.

Es wird viel Zeit erfodert, ehe eine wilde Nation gesittet wird und sich völlig ausbildet.

* Ehe sich eine Nation zu einem ganzen Volke vereinigt, ehe sie mächtig, kriegerisch und gelehrt wird — muß nothwendig eine sehr lange Zeit hingehen. Man sehe Amerika an — es hatte nur zwey Königreiche, wie es entdeckt wurde und in diesen bei-

* Philosophie der Geschichte.

beiden Königreichen hatte man die Kunst, zu schreiben, noch nicht erfunden. Der ganze übrige Theil dieses ungeheuren Landes war und ist noch in kleine Staaten vertheilt, welchen die Künste etwas unbekanntes sind. Alle diese kleinen Völker wohnen in Hütten, kleiden sich in kalten Gegenden mit Thierhäuten und gehen in den gemässigten Gegenden fast ganz nackend. Einige nähren sich durch die Jagd, andere leben von Wurzeln, welche sie weich schlagen. Sie haben sich nach keiner andern Lebensart gesehnt. Denn man wünscht sich das nicht, was man nicht kennt. Ihre Geschäftigkeit hat nicht weiter gehen können, als ihre dringenden Bedürfnisse. Die Samojeten, die Lappen, die Bewohner des nördlichen Sibiriens und die Kanschadalen sind in Kenntnissen noch weiter zurück als die Amerikaner. Die meisten Negern, alle Kaffern leben in derselben Dumheit.

Es müssen viel günstige Umstände viele Jahrhunderte hindurch zusammentreffen, wenn sich eine grosse Gesellschaft von Menschen bilden soll, die unter einerley Gesetzen leben. Eben dies gehört dazu, wenn sich eine Sprache bilden soll. Die Menschen würden keine deutliche Töne hervorbringen, wenn man sie nicht die Worte aussprechen

lehr-

lehrte. Sie würden blos ein verwirrtes Geschrey von sich hören lassen, und sich nur durch Zeichen einander verstehen können. Ein Kind redet nach einigen Jahren nur aus Nachahmung, und es würde mit den größten Schwürigkeiten einige Worte von sich geben können, wenn man die ersten Jahre hingehen liesse, ohne seine Zunge zu lösen. Vielleicht ist mehr Zeit nöthig gewesen, ehe Menschen, die ein besonderes Talent hatten, andern die ersten Anfangsgründe einer unvollkommenen, barbarischen Sprache haben beibringen können, als nachher nöthig gewesen ist, eine Gesellschaft zu errichten. Es giebt sogar ganze Nationen, welchen es nicht hat gelingen wollen, eine regelmässige Sprache zu bilden und die Worte deutlich auszusprechen. Dergleichen sind nach des Plinius Bericht, die Troglodyten gewesen, und itzt kann man die Einwohner vom Vorgebürge der guten Hofnung dahin rechnen. Allein, wie entfernt ist diese barbarische Sprache noch von der Kunst, seine Gedanken zu mahlen! Dieser Abstand ist nicht auszumessen.

Dieser thierische Zustand, in dem das menschliche Geschlecht lange gewesen ist, mußte dasselbe in allen Himmelsgegenden sehr zerstreuet halten. Die Menschen konn-

ten ihre Bedürfnisse nicht hinlänglich befriedigen, und da sie sich ihre Gedanken nicht gehörig mittheilen konnten, so konnten sie sich einander nicht helfen. Die fleischfressenden Thiere hatten mehr Instinkt als sie, mußten daher häufiger werden und einen Theil der Menschen verzehren. Die Menschen konnten sich gegen die wilden Thiere nur dadurch vertheidigen, daß sie Steine auf sie warfen und sich mit grossen Zacken von Bäumen bewafneten, und daher kommt vielleicht die dunkle Vorstellung des Alterthums, daß die ersten Helden wider Löwen und wilde Schweine mit Keulen fochten.

Die bevölkertesten Länder waren ohne Zweifel die warmen Himmelsstriche, unter welchen der Mensch an den Kokusnüssen, Datteln, Ananas und dem Reiß, der von selbst wächst, seine Nahrung leicht und im Ueberfluß fand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Indien, China, die Ufer des Euphrats und Tigerflusses sehr bevölkert waren, wie die übrigen Gegenden fast noch ganz Einöden waren. In unsern mitternächtlichen Gegenden war es im Gegentheil gewönlicher eine Heerde Wölfe als eine Gesellschaft von Menschen anzutreffen.

Zehntes Kapitel.

Von der obersten Gewalt.

§. 1.

Ueber das Charakteristische der höchsten Gewalt.

*Die höchste Gewalt verschaft dem, der sie besitzt, nur in so ferne würkliche Vortheile, weil sie seinen Händen die mächtigsten Triebräder übergiebt, die am meisten vermögend sind, alle Glieder einer Gesellschaft anzureitzen, in Bewegung zu setzen und zu verpflichten, daß sie in seine Absichten einstimmen, seine Anschläge unterstützen und zu ihrem eigenen Wohl mitwürken — daß sie Zuneigung, Hochachtung, Ehrerbietung, Unterwerfung und solche Gesinnungen gegen ihn zeigen, die man der höchsten Gewalt schuldig ist. Ist wohl ein Mensch grösser, ehrwürdiger, mächtiger und liebenswürdiger als ein Regent, der auf einem Thron sitzt, wo die Blicke seines ganzen Volks auf ihn gerichtet sind, auf demselben die Liebe aller Herzen genießt und

* *Systeme social.*

und jeden Bürger besonders an dem glücklichen Fortgang, der Zufriedenheit, der Erhaltung und Befestigung der Herrschaft eines Oberherrn Antheil nehmen siehet, der ihn beschützt, liebt, sich mit seinen Bedürfnissen beschäftigt und über seine Sicherheit wacht? Ein guter Regent ist ein Freund aller seiner Unterthanen und findet an jedem von ihnen einen wahren Freund.

Was fehlt einem unumschränkten Regenten, um so groß, so mächtig, so berühmt, so glücklich zu seyn, als es die menschliche Natur werden kann? Im Besitz aller der Güter, die sich der Mensch nur wünschen kann, mit Männern umgeben, die sich beeifern, seine Wünsche zu errathen, als der Gegenstand der Blicke einer ganzen Nation, deren Verehrung zu erfahren nur auf ihn ankommt, da sich Gunst, Ehrenstellen, Reichthümer, Vorzüge, die doch das Ziel aller Wünsche sind, in seinen Händen befinden — unter diesen Umständen ist er gleichsam der Gott seiner Unterthanen und wird von ihnen angebethet.

§. 2.

Ueber die Beschäftigungen und Vergnügungen der königlichen Würde.

Sollte wohl ein Monarch Langeweile haben können? Ist diese dem Müssiggang verordnete

nete Strafe auch bestimmt, einen Regenten zu quälen, der sich ieden Augenblick auf eine angenehme Art beschäftigen kann? Wie können die vervielfältigten Geschäfte der Oberherrschaft, die sowohl merkwürdigen als mannigfaltigen besondern Umstände der Regierung, die immer abwechselnden politischen Auftritte, der Langeweile Raum geben und Ueberdruß hervorbringen? Was ist erhabener und rührender als die Verwaltung der Oberherrschaft? Der Sterbliche, der sie verwaltet, kann in iedem Augenblick seines Lebens das größte, reinste, mannigfaltigste, dauerhafteste Glück geniessen, das man in dieser Welt geniessen kann, weil er alle Tage Glückliche machen kann. Er empfindet durch sich selbst ein so sanftes Vergnügen, da er die Thränen der Traurigkeit abtrocknen, die Thränen der Dankbarkeit fliessen sehen und das Elend lindern kann. Beschäftigt er sich mit den Angelegenheiten seines Volks, so hört er beständig den frolockenden Beifall und die Segenswünsche seiner Unterthanen in seinen Ohren wiederschallen und siehet sich mit wahren Ruhm gekrönt. Mit Freuden gehet er in sich selbst zurück, fühlt ununterbrochen das Vergnügen, mit sich selbst zufrieden zu seyn — eine Empfindung, die er aufrichtig gebilligt sehen wird, nicht durch

die verdächtigen Schmeicheleien einiger Höflinge, sondern durch den Zuruf und die Wünsche eines ganzen Volks. Er genießt zum Voraus die Achtung der Nachwelt, welcher die Geschichte seine Handlungen erzählen wird, deren merkwürdige und rührende Würkungen der Wohlstand und das Glück ihrer Väter seyn werden.

Dies werden die unerschöpflichen Quellen der Freude seyn, welche die Tugend dem Regenten aufbehält, der ihre Reitze wird kennen gelernt haben. Die lebhaftesten Vergnügungen verlieren nach und nach ihre Kraft; sie verursachen zuletzt Eckel und verwandeln sich in Schmerz. Die verführerischsten Gegenstände ermüden durch die Länge der Zeit die Augen — Schönheit selbst wird gleichgültig. Nur die Tugend verschaft ein unveränderliches Vergnügen. Kann der Mensch iemals durch solche Dinge ermüdet werden, die ihn beständig auf eine angenehme Art auf ihn selbst zurückführen? Ein guter König genießt alles das Glück selbst, das er über seine Unterthanen verbreitet. Er vereinigt und empfindet in seinem Herzen alle die Freuden seiner Unterthanen. An iedem Tage kann er zu sich selbst sagen: „Dieser Tag ist nicht verlohren. Eine tröstliche Verordnung,
„ein

„ein gerechtes, nützliches und wohlthätiges „Gesetz werden mir die Segenswünsche ei„nes ganzen gerührten Volks erwerben. „Meine entlegensten Provinzen werden mei„nen Namen mit Regungen der Freude „aussprechen. In iedem meiner Untertha„nen habe ich Freude hervorgebracht. Ich „bin der Vater einer unzählbaren Familie „und alle meine Kinder sind mit meiner „Fürsorge zufrieden. Meine Nachbarn wer„den mich hochachten müssen. Ihre Unter„thanen werden die meinigen beneiden und „unter meinen Gesetzen zu leben wünschen. „Meine eifersüchtigen Feinde werden sogar „meine Macht fürchten müssen. Sie wer„den sehen, daß sie auf die Stärke eines „treuen Volks gestützt ist, das den letzten „Blutstropfen für das Wohl des Va„terlandes, und zur Vertheidigung und „zur Ehre seines Königs zu vergiessen be„reit ist.„

§. 3.

Die höchste Gewalt ist das erste von allen Triebrädern der Gesellschaft.

Hofnung und Furcht — dies sind die beyden Triebfedern der menschlichen Handlungen und befinden sich in den Händen de-

rer, welche die Menschen regieren. Die Belohnungen und Strafen machen es der höchsten Gewalt möglich, die Leidenschaften zu mässigen, den Willen zum Guten oder zum Bösen zu lenken. Die stärkste Würksamkeit geben die Regenten immer der politischen Maschine, in der sich eine Menge von Triebrädern befinden, welche die Regierung so in Bewegung setzen muß, daß sie das allgemeine Beste bewürken. Allein, dies allgemeine Beste kann nur durch die Mitwürkung aller zu Stande gebracht werden, und damit alle etwas dazu beitragen, so muß der Regent oder die bewegende Kraft sie zu einem Zweck lenken.

Jedes Glied der Gesellschaft strebt nach seiner Art darnach, glücklich zu werden. Oft ist es mit sich selbst uneinig und seine Bewegungen sind der Abwechselung sehr unterworfen. Die grosse Kunst der Politik müßte darin bestehen, es so zu veranstalten, daß in der verwickelten Maschiene der Gesellschaft keine überflüssigen, unnützen, dem allgemeinen Zweck entgegen würkende Triebfedern wären, sondern daß alle unverändert zu demselben Zweck in Thätigkeit wären. Diese Aufgabe wird völlig aufgelößt seyn, wenn in einem Staate Verdienste und Tugend auf Belohnungen Ansprüche machen kön-

können und wann Unbrauchbarkeit, Laster und Verbrechen Strafe oder Verachtung zu befürchten haben werden.

Beherrscher der Erde! wollt ihr von einem Volke, über welches euch der Himmel gesetzt hat, geliebt und verehrt seyn — so zeiget eine genau abgewogene Gerechtigkeit gegen alle eure Unterthanen. Seid getreu, die Tugend zu belohnen, die Nutzbarkeit zu ehren und die wahren Verdienste hervorzuziehen — Seid genau in Bestrafung des Verbrechens — Zeiget gegen den Unbrauchbaren und Unnützen Verachtung — Entziehet dem Laster eure Wohlthaten — Weiset den Grossen selbst von euch, wenn er seine Pflichten verkennt — Gebt nur solchen Bürgern Bedienungen, die sich durch ihre Frömmigkeit, Tugenden und Geschicklichkeit auszeichnen und — eure Unterthanen werden sogleich Tugend besitzen, sich die nöthigen Eigenschaften erwerben, um euch zu gefallen und wetteifern, sich der Gesellschaft nützlich zu machen. Ein Regent, der fest an die Regeln der Billigkeit hielte, seine Gnade und Gunst nur gegen Rechtschaffene bewiese, und dem Schlechtdenkenden einen finstern Blick zuwürfe, würde die Moral und Sittenverbesserung viel=

vielleicht viel würksamer predigen als alle Moralisten zusammen genommen.

Eilftes Kapitel.

Von der Politik.

§. 1.

Erklärung und Gegenstand der Politik.

*Die Politik ist die Kunst, die Menschen zu regieren, oder sie zur Erhaltung und zur Wohlfahrt der Gesellschaft in Würksamkeit zu setzen. Die Kunst, ganze Völker glücklich zu machen, ist ohne Zweifel die edelste, nützlichste und am meisten würdig, eine tugendhafte Sele zu beschäftigen. Sie war von ie her der Gegenstand des Nachdenkens des Weltweisen, des vernünftigen Bürgers und der Regenten, die ihre Pflichten kannten. Wir wollen sie die, auf die Regierung und die Bedürfnisse des Staats angewendete, Erfahrung nennen. Wenn der Bürger im Privatleben seine Pflichten erfüllen und an seinem eigenen Glück arbeiten will, so darf er nur über

* Natürliche Politik.

über sich selbst wachen und sein Verhalten ordentlich einrichten. Allein dieienigen, welche das Schicksal an der Spitze ganzer Reiche setzt, müssen nicht allein über sich selbst wachen, sondern auch die verschiedenen Angelegenheiten, die uneinigen Leidenschaften einer sehr oft unerfahrnen und unvernünftigen Menge regieren und in Schranken erhalten. Endlich müssen sie das Interesse der Nationen und der Regenten, auf die sie keinen anderen Einfluß als den der Ueberredung, oder in Ermangelung desselben, die Gewalt haben, vereinigen und mit sich zu verbinden suchen.

Nichts scheint schwerer zu seyn, als die Glieder einer Gesellschaft in ihren Handlungen übereinstimmend zu machen. Nichts scheint mehr Scharfsinn, Wachsamkeit und Kraft zu erfodern als die Kunst, die verschiedenen Leidenschaften einer Menge Menschen zu einem Zweck zu lenken und sie zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurück zu führen, von dem sie sich beständig entfernen. Das Meisterstück der durch Erfahrung und Nachdenken aufgeklärten Weisheit — besteht darinn — es dahin zu bringen, daß der Wille eines ieden einzelnen zur Ausführung eines allgemeinen Plans etwas beitragen muß, der oft ihren

Nei-

Neigungen, ihren persönlichen Vortheilen und ihren Vorurtheilen entgegen ist — und sie dem öffentlichen Willen zu unterwerfen, den die Gesetze anzeigen. Nur die geübteste Weisheit kann den verschiedenen Triebrädern des Staats den Grad der Kraft geben, dessen sie fähig sind. Kurz nur die geübteste Vernunft kann neue Triebfedern entdecken, die man von Zeit zu Zeit an die Stelle der alten setzen muß, wenn die Umstände ihre Würksamkeit zerstöhrt haben.

Dergleichen Gegenstände umfaßt die Politik — und dies ist noch nicht genug. Nicht zufrieden, über das Innere der Gesellschaft zu wachen, muß sie ihre Blicke noch ausser derselben richten, ein aufmerksames Auge auf die Bewegungen und das Interesse ihrer Nachbarn haben, die Unternehmungen derselben aufhalten, den Würkungen ihrer Leidenschaften, ihres Ehrgeizes, ihrer Gewinnsucht zuvorkommen, muß verhindern, daß sie die Vortheile nicht allein an sich reissen, welche die Natur und der arbeitsame Fleis verschaffen — Kurz sie muß die unabhänhigen Gesellschaften dahin lenken, daß sie ihre Anschläge begünstigen.

§. 2.

§. 2.

Von den verschiedenen Gestalten, welche die Politik in Ansehung der Sitten und der Lage der verschiedenen Völker annehmen muß.

Ein Volk regieren — heißt: die Leidenschaften desselben in Ordnung halten, heißt: diejenigen einschränken, deren Würkungen gefährlich werden können und diejenigen zum Vortheil des Staats anwenden, die demselben vortheilhaft seyn können. Allein, die Leidenschaften der Völker sind so, wie die Leidenschaften einzelner Menschen, sehr abwechselnd. Sie werden durch Gesetze, Gewonheiten und besonders durch Vorurtheile, die mächtiger als die Natur, mächtiger als Vernunft und Gesetze sind und die zuweilen der weisesten Politik unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, in Thätigkeit gesetzt, unterhalten und gemässigt. Diese Leidenschaften und Neigungen, welche in den Seelen der meisten einzelnen Menschen durch die Gewonheit eingewurzelt sind, machen gleichsam das Temperament einer Nation aus. Dies kann nicht in allen Gesellschaften von einerley Beschaffenheit seyn. Es wird

durch

durch ihre Bedürfnisse, ihren Zustand, Klima und Boden, durch ihre Produkte und Nahrungsmittel gebildet und unterhalten. Alle diese Umstände bringen in der Lebens- und Denkungsart der Nationen sehr verschiedene Schattirungen und Abwechselungen hervor. Es würde daher lächerlich und ungereimt seyn, wenn man alle menschliche Gesellschaften nach einerley Gesetzen regieren wollte. Es wäre Thorheit, wenn man der Politik mehr als allgemeine Regeln vorschriebe. Besondere Regeln würden in der Anwendung oft falsch und schädlich werden, und unvorhergesehene Umstände würden sie auf immer unnütz machen. Es wäre eben so unvernünftig, alle Völker nach einerley Grundsätzen zu regieren, als alle Krankheiten nach einerley Methode zu behandeln, oder allen Menschen einerley Lebensart vorzuschreiben.

Es giebt Staaten, die durch ihre Einrichtung und Lage nothwendig kriegerisch werden müssen. Andere haben mehr Ruhe und Frieden nöthig. Einige haben ungerechte und mächtige Nachbarn und müssen daher immer bereit seyn, diejenigen zurück zu schlagen, welche ihre Glückseligkeit stören wollten. Andere werden durch die Unfruchtbarkeit ihres Bodens genöthigt, in

in einem ruhigen Handel die Nahrungsquellen aufzusuchen, die ihnen die Natur versagt hat und die benachbarten Staaten liefern ihnen die Produkte eines ergiebigern Erdstrichs. Die Nationen sind auch durch den Umfang ihrer Reiche verschieden. Einige besitzen ein weit ausgebreitetes Land, andere sind in engen Grenzen eingeschlossen. Einige liegen an den Küsten des Meers. Andere sind ganz mit Land umgeben. Einige sind schon durch ihre natürliche Lage, wie durch Festungswerke geschützt. Andere haben keinen Schutz als den sie durch ihre eigne Stärke erhalten. Einige müssen unter einem strengen Klima beständig arbeiten, werden dadurch gegen die Rauhigkeit der Witterung abgehärtet, und sind stärker am Körper, arbeitsamer und unternehmender. Andere befriedigen unter einem glücklichen Klima ihre Bedürfnisse viel leichter und werden dadurch weichlich und träge. Einige arbeiten an der Verbesserung ihres Zustandes. Andere schlummern im Genuß ein und verlieren alle Kraft. Einige Völker sind beherzt, stolz und Liebhaber der Freiheit, andere sind furchtsam und schwach.

Einerley Gesetzgebung kann also nicht bey Völkern Statt finden, welche Natur und Umstände so ungleich gemacht, deren

Bedürfnisse so verschieden, deren Begriffe so sehr von einander entfernt sind. Die Politik muß die Menschen nach ihrer würklichen Beschaffenheit regieren; die Gesetze müssen auf ihre gegenwärtigen Umstände Beziehung haben. Die aufgeklärteste Weisheit gehet nicht weiter als daß sie die Völker wieder zur Natur zurückführt, wenn die Verschlimmerung ihrer Sitten, ihrer Meinungen und Gewonheiten sie von derselben entfernt hat. Ganze Nationen, diese Theile der grossen Gesellschaft der Welt, sind Irrthümern und Verirrungen unterworfen, so wie einzelne Menschen, aus welchen die besondern Gesellschaften bestehen. Sie erfahren so wie die physischen Körper harte Anfälle, Verwirrungen, Erschütterungen, Revolutionen und Veränderungen der Regierungsformen. Sie haben gleichsam ihre Geburt, ihren Wachsthum und ihren Tod. Sie gehen nach und nach von der Gesundheit zur Krankheit und von der Krankheit zur Gesundheit über. Kurz, ganze Völkerschaften haben so wie einzelne Menschen eine Kindheit, ein jugendliches, männliches und hohes Alter, einen Tod, ein Ziel, das von dem Urheber der Natur allen Werken seiner Hände bestimmt ist.

Es ist also leicht einzusehen, daß die Politik die Völker in diesen verschiedenen Staaten und in ihren verschiedenen Perioden nicht auf eine festgesetzte und einförmige Art regiern, noch ihnen Gesetze geben kann, die ihnen zu einer ieden Zeit gewiß nützlich seyn werden. Wenn die Völker in demselben Zustand blieben, wenn ihre Bedürfnisse keinen Abwechselungen unterworfen wären, wenn der scharfsichtige Verstand die Veränderungen voraussehen könnte, denen sie ausgesetzt sind, wenn ihre Leidenschaften nicht sehr verschieden handelten, so wäre es möglich, ihnen bestimmte Gesetze vorzuschreiben, die ihnen zu allen Zeiten heilsam seyn würden. Der Gesetzgeber kann immer nur den gegenwärtigen Zustand seines Volks vor Augen haben. Ein armes, kleines, keine Handlung treibendes Volk kann die Gesetze eines reichen und grossen Volks nicht annehmen. Bey dem Ursprung der politischen Gesellschaften waren die Völker gewöhnlich nichts anders, als ein Zusammenfluß von wilden Kriegern, von Armen, die weder Kenntniß des Ackerbaues, noch einen festen Wohnsitz, noch geschäftigen Fleiß besassen, noch Handlung trieben, die sich nicht in einer Gegend aufhielten, sondern beständig herum irrten, und ihren Aufenthalt immer veränderten. Nach und

nach haben sich diese herumziehenden Völker einen Ort zum beständigen Aufenthalt erwählt und die Reitze des Friedens und eines weniger unruhigen Lebens empfunden. Hierauf haben sie sich auf den Ackerbau, auf Manufakturen und Handlung gelegt. Natürlicher Weise mußten sich ihre Gesetze verändern, so wie sich iene vervollkommneten. Dieienigen, die im Anfange sehr nützlich waren, wurden sehr schädlich. Gesetze für Soldaten konnten nicht mehr Gesetze für Handels- und Landleute seyn. Die ersten Gesetze der Völker mußten sehr ungekünstelt und wenig an der Zahl seyn. So wie sich die Bedürfnisse vermehrten, so mußten die Gesetze zusammengesetzter und vermehrt werden. Kurz, nachdem die Reichthümer die Sitten verdorben hatten, so mußte die Gesetzgebung, welche auf den Zustand der Nationen in ihren verschiedenen Perioden Rücksicht nehmen muß, nothwendig den sich verfeinerten und vervielfältigten Leidenschaften der Menschen einen stärkern Damm vorsetzen.

§. 3.

Die Politik muß sich mit den öffentlichen Sitten, mit der Erziehung der Jugend und mit der Bevölkerung beschäftigen.

Die Pflicht der Politik ist es, die äussern Sitten einer Nation zu bilden. Sie muß derselben die Gesinnungen einflössen, welche zur Erhaltung, Sicherheit und Wohlfahrt derselben nöthig sind. Wenn die Bevölkerung ein wesentlicher Punkt in einem Staate ist, so wird die Gesetzgebung die Bande der Ehe gewiß angenehm und heilig machen. Sie wird es tugendhaften Vätern zu einer angelegentlichen Sorge machen, dem Staate treue Unterthanen zu erziehen. Sie wird die Kinder zum Gehorsam anhalten, der nöthig ist, wenn sie den Unterricht annehmen sollen, den man ihnen zu geben wünscht. Sie muß die Dankbarkeit zu erwecken suchen und die Undankbarkeit bestrafen, weil diese die Wohlthätigkeit, dies sanfte Band der Gesellschaft, in den Herzen ersticken würde. Sie wird zur Erlernung der Wissenschaften, Künste und aller Kenntnisse aufmuntern, aus welchen wahre Vortheile entspringen. Sie wird die Liebe zur Gerechtigkeit allgemein ma-

machen, welche Betrug, Falschheit, Lügen und Laster, wodurch die Menschen so mistrauisch gegen einander werden müssen, von den Unterthanen verbannet. Es ist dem Staate viel daran gelegen, daß er über tugendhafte Bürger befehlen kann. Nichts ist schwerer, als eine Gesellschaft zu regieren, deren Glieder verdorben sind.

Wenn die grosse Kunst der Politik darin besteht, daß sie auf die Bedürfnisse des Staats aufmerksam ist — so wird die Erziehung allein demselben eine Pflanzschule von Bürgern darstellen, die man sich nicht besser wünschen kann. Mit Rücksicht auf den Zustand des Vaterlandes wird sie die Neigungen der iungen Bürger bald auf den Ackerbau, bald auf den Handel, bald auf die Kriegskunst richten können. Oefnet den Bürgern verschiedene Laufbahnen, damit ieder von seiner Jugend an die antreten kann, welche man ihm bestimmt, oder die ihm vorzüglich gefällt! Derienige, der sich durch Kenntnisse und Sitten darin hervorthut, muß versichert seyn, einmal den Zweck zu erlangen, zu dem ihn seine Bemühungen zu führen versprechen. Die Gesinnungen, durch welche man den Krieger zu beselen sucht, müssen nicht die Gesinnungen der Obrigkeiten werden. Die Unterweisung

sung des Handelsmannes unterscheide sich von dem Unterricht des Künstlers. Die Erziehung des Weltmannes sey anders eingerichtet, als die Erziehung desienigen, der ein einsames Leben führet. Jeder müsse lernen, seinem Vaterlande dienen; aber ieder lerne demselben auf eine andere Art dienen.

Wenn die Macht eines Staats von dem Geist abhängt, von dem die Völker beselet sind, wenn man die Stärke desselben nur der Vereinigung ihres Willens zuschreiben muß, so kann man den Unterthanen die Gesinnungen nicht zu früh einflössen, welche das Interesse und die Bedürfnisse der Natur fodern. In der Jugend kann man die Selen veredlen, ihnen Geschmack am Grossen, Liebe zum allgemeinen Wohl beibringen. Alsdann kann man sie lehren, Verachtung mehr als Armuth, Schimpf mehr als Gefahr, Schande mehr als den Tod zu scheuen. Alsdann kann man sie lehren, Verdienste dem Reichthum, Geschicklichkeit der Gebuhrt, Tugend den Ehrenstellen vorzuziehen. Eine so gebildete Jugend wird in reifern Jahren den Feinden des Vaterlandes eine unersteigliche Mauer entgegen stellen.

Die Bevölkerung muß nach dem Geständniß aller Staatskundigen der Hauptgegenstand ihrer Regierung seyn. Wenn man die Jahrbücher des menschlichen Geschlechts lieset, so siehet man mit Erstaunen, wie sehr sich die Zahl der Menschen in den meisten Staaten verringert hat. Kaum unterstehen wir uns, den Berechnungen zu den Zeiten unserer Vorfahren zu glauben. Wenigstens ist es gewiß, daß Klein-Asien und Egypten, die ehedem so bevölkert waren, Griechenland, Italien, Gallien, Spanien, Norden, das ehedem eine Werkstätte der Völker genannt wurde, uns heut zu Tage nichts als wüste Gegenden und daher nachlässig angebauete Felder darstellen. Bey der Erblickung dieses schmerzhaften Schauplatzes sollte man fast in Versuchung kommen zu glauben, daß das menschliche Geschlecht einmal ganz zu Grunde gehen müsse. Die langen und blutigen Kriege, welche die friedfertigsten und billig denkendesten Regenten oft anfangen müssen, die zahlreichen Truppen, welche die Macht ihrer ehrgeitzigen Nachbarn zu halten sie nöthigt, können als Ursachen angesehen werden, welche die Bevölkerung hindern. Dazu kommt noch der Handel jenseit des Meers.

Der Handel, der ursprünglich zur Befriedigung der würklichen Bedürfnisse der Nationen errichtet wurde, entzündete nach und nach in ihnen eine unersättliche Begierde nach Reichthümern und veranlaßte künstliche Bedürfnisse, die sie nur auf Unkosten der Bevölkerung befriedigen konnten. Schiffahrt und Handlung, welche die herrschenden Leidenschaften der europäischen Völker wurden, opferten in iedem Jahre dem Gott des Reichthums viel tausend Matrosen auf und entzogen dem Vaterlande durch lange Reisen in ungesunde Gegenden eine Menge Unterthanen, deren Tod weiter keinen Vortheil hatte, als daß er ihren Mitbürgern Waaren verschafte, die sie hätten entbehren können. Sind nicht arbeitsame Menschen dem Staate köstlicher als die herrlichsten Waaren aus beiden Indien?

§. 4.

Von Kolonien.

Die Errichtung der Kolonien war bey den Europäern die Folge einer ausschweifenden Begierde nach Reichthümern, die so oft blühende Reiche entvölkert hat. Nichts ist unüberlegter, als Kolonien zu einer Zeit anlegen, da es der Hauptstadt selbst an Unter-

terthanen fehlt. Das schon durch Kriege entvölkerte Spanien mußte Schwachheit und Unthätigkeit erfahren, weil es Eroberungen und Besitzungen in einer neuen Welt erzwungen hatte, deren Einwohner es anfänglich ermordete und dadurch hernach selbst seiner alten Bewohner beraubt wurde. China verboth allen seinen Unterthanen, aus dem Lande zu gehen und daher entstand der entgegen gesetzte Abweg. Ohngeachtet der fast unglaublichen Arbeitsamkeit der Chineser richtet doch der Hunger unter dieser zu volkreichen Nation unerhörte Verwüstungen an. Blindlings folgt es den Einrichtungen der Vorfahren und ist daher genöthigt, eine Bevölkerung, deren Grösse oft so traurige Folgen hat, durch barbarische Gewonheiten abzuhelfen. Die Schweitzer müssen unter einer gemässigtern Regierung das Blut ihrer Mitbürger an verschiedene europäische Mächte verkaufen, um sich von Unterthanen zu befreien, deren Ueberfluß über ihr bergichtes und unfruchtbares Land Hunger verbreiten würde. Ihre Politik gleichet der Politik der Kommendanten einer Festung, welche einige ihrer Truppen herausschicken, um die Anzahl der Aufzehrer zu verringern *.

Kolo=

* Die Absichten dieser weisen Republik, warum sie ihre Unterthanen in fremde Dienste schickt, mögen

Kolonien sind nützlich, wenn die Hauptstadt eine grosse Menge Bürger in sich schließt, welche sie nicht ernähren und glücklich machen kann. Wenn Nationen Kolonien errichten, so muß ihr Zweck seyn, ein neues Volk zu errichten, das sie als Bundesgenossen und Mitbürger ansehen können. Allein um diesen Zweck zu erreichen, muß ihr gemeinschaftliches Wohl sehr genau verbunden seyn. Die Kolonie muß mit der Hauptstadt gleiche Vorrechte geniessen. Diese muß nie vergessen, daß die Menschen zu ihrem eigenen Besten arbeiten und daß sie nicht für dieselbe arbeiten werden, wenn sie von ihrer Seite ihnen nicht würkliche Vortheile verschaft. Die Erhaltung dieser Harmonie einer Hauptstadt mit ihren Kolonien erfodert die größte Klugheit.

Die europäischen Völker scheinen sich bis iezt noch keine genaue Begriffe von der

mögen nun seyn, welche sie wollen, so kann man doch behaupten, daß die edelmüthigen Schweitzer ihren vaterländischen Boden mit der Begierde verlassen, sich Ruhm zu erwerben und daß sie sehr oft viel zur Ehre der französischen Waffen beigetragen haben.

Anmerk. d. Herausg.

der Beschaffenheit und den Rechten ihrer Kolonien gemacht zu haben. Sie haben ihre Kolonisten bisher nicht anders als verlohrne Kinder angesehen, welche ihre Fürsorge und Unterstützung nicht verdienten — und sobald sie bemerkten, daß ihre Kolonien anfiengen, durch ihren eigenen Fleiß glücklich zu werden, oder mit ihren eigenen Flügeln zu fliegen, so forderten die Hauptstädte, durch ihre Habsucht geleitet, allgemein, ihre Kolonien den verhaßten Monopolien und solchen Einschränkungen zu unterwerfen, welche vermögend sind sie muthlos zu machen und ihre Thätigkeit zu ersticken. Die freiesten Nationen, die ihren eigenen Vortheil am besten kennen sollten, sind nicht von diesem politischen Vorwurf ausgenommen. Sie haben geglaubt, daß sie als die Mutternation das Recht hätten, ihre groß gewordenen Kinder, wenn sie sich auch selbst leiten könnten, an einem beschwerlichen Leitbande zu führen. So lange eine Kolonie schwach und nicht volkreich ist, so bleibt sie leicht von der Hauptstadt abhängig. Allein so bald sie grösser wird und ihre Stärke zu fühlen anfängt, so erkennet sie den Werth der Freiheit, die zu ihrem Glück nöthig ist. Diese Trennung geschiehet noch viel schneller, wenn die Hauptstadt dem Handel und dem Fleiß der Kolonie Hindernisse in

den Weg legt, besonders wenn diese sehr weit entfernt, sehr weitläuftig ist und keines fremden Beistandes bedarf.

§. 5.

Von den durch den Krieg erworbenen Reichthümern.

Die Gesellschaften leiden so wie Privatpersonen ungern Armuth. Gleich diesen finden sie dieselbe noch schrecklicher, wenn sie ihre eigene Dürftigkeit mit den Reichthümern, Bequemlichkeiten und dem Glanz der umliegenden Völker vergleichen. Alsdann werden sie von Neid, Eifersucht und der Begierde, ihnen gleich zu seyn, eingenommen. Die Leidenschaften werden ihrer Natur nach immer stärker, und zuletzt kennen sie weder Ziel noch Grenzen. Es sind nur zwey Mittel für Völker, sich zu bereichern, Eroberungen und Handel. Reiche Völker waren immer genöthigt, armen und kriegerischen Völkern unterthan zu seyn. Asien wurde eine Beute der Macedonier. Rom, das durch die Eroberung Griechenlands reich geworden war, wurde wieder von armen und wilden Kriegern geplündert, welche Norden aus seinen Eisländern hervor gebracht hatte. Der Chinese und Indianer

sind

sind dem herumstreifenden Tartarn ins Schwerd gefallen. Die Eroberung hatte immer für die Menschen mächtige Reitze. Sie begünstigte ihre Faulheit und lieferte plötzlich die Reichthümer in ihre Hände, welche durch die Sorgfalt und durch die Arbeiten anderer in ganzen Jahrhunderten waren gesammlet worden. Der Beweggrund des Eroberers ist gewöhnlich Ehrgeitz und Ruhmsucht. Der Beweggrund des Soldaten ist der Reitz der Beute. Der Gott des Reichthums hat wenigstens eben so viel Gewalt über den Krieger, als der Gott des Krieges.

§. 6.

Ueber die Unbeständigkeit der handelnden Nationen.

Eine arme Nation hält sich für unglücklich, wenn sie von andern abhängig leben muß. Um sich von dieser Abhänhigkeit loszumachen, ist sie genöthigt, entweder zur Gewalt oder zum Fleiß ihre Zuflucht zu nehmen. Sie sucht daher zu erobern und zu rauben, oder sich durch den Handel die Zeichen des Reichthums zu erwerben, welche ihr nach der Verabredung der Völker die Gegenstände oder Lebensmittel verschaffen, deren sie die Natur beraubt hat. Dieser

ser anhaltende Fleiß setzt oft eine an sich arme, aber durch den Handel reiche Nation in den Stand, eine Zeitlang eine wichtige Rolle unter den größten Mächten zu spielen. Die Tyrier, Sidonier und Carthaginenser unter den Alten — die Venetianer und Holländer unter den Neuern sind auffallende Beispiele von dem was Handel und Fleiß bey Nationen ausrichten kann, die von der Natur nicht begünstigt worden sind. Allein eben diese Nationen haben auch durch ihren Verfall und Untergang bewiesen, daß eine blos auf Reichthümern gegründete Macht nur durch die Schonung anderer bestehen kann. Sie wird der Gegenstand des Neides der übrigen Völker *. Eine sich bereicherte Nation wird gewöhnlich von einem habsüchtigen Eroberer überfallen, der sie mit seiner Räuberbande überschwemmt. Ein reiches Land wird auf zweierley Weise zu Grunde gerichtet. Die Bundesgenossen desselben saugen es aus, weil es ihnen Subsidien geben muß, und die Feinde desselben plündern es mit Gewalt oder mit List aus.

§. 7.

* Diese Bemerkung kann in dem politischen System des würklichen Europa nicht richtig seyn.

Anm. des Herausg.

§. 7.

Von Subsidien.

Die Reichthümer lieben so, wie das Wasser, die Gleichheit in der Oberfläche. Oekonomie kann sie wohl eine Zeitlang bey einer Nation zurück halten und alsdann sind sie unnütz. Allein früh oder spät werden doch würkliche oder eingebildete Bedürfnisse sie hervorziehen. Man wird sich schwerlich irren, wenn man die politischen Gesellschaften so wie einzelne Menschen beurtheilt. Ihre Lebensart und ihre Leidenschaften sind dieselben. Ein geitziger Vater sammelt durch eine lange Sparsamkeit Schätze, welche verschwenderische Kinder früh oder spät der Gesellschaft zurück geben werden. Wenn der Mensch reich ist, so wird er stolz, scheuet Arbeit und Mühe, beschäftigt die Dürftigen, welche die Noth um ihn versammelt, zur Befriedigung seiner Leidenschaften und zu seinem Vergnügen. Sind diese durch ihn reich geworden, so verlassen sie ihn wieder und ergeben sich der Eitelkeit, der Faulheit, der Verschwendung und dem Luxus?

Eben die Bewandtniß hat es mit ganzen Völkern. Ihre Reichthümer machen

sie

sie träge, sie verschaffen ihnen die Hülfe und die Achtung anderer, sie bringen dieselben oft dahin, daß sie verwegene Unternehmungen wagen, und gehen dann zuletzt zu Grunde. Ihr exclusiver Handel wird ihnen nichts helfen. Denn sie werden die Reichthümer an den Enden der Erde immer für andere aufsuchen. Nach und nach werden die Armen die Früchte ihres arbeitsamen Geitzes mit ihnen theilen. Die Subsidien, welche reiche Nationen den armen bezahlen müssen, die in Sold genommenen fremden Truppen, welche sie an ihrer Stelle fechten lassen, die Kriege, welche sie in entfernten Gegenden führen müssen, erschöpfen zuletzt die Schätze, die sie durch den ausgebreitetsten Handel gewonnen hatten. Auf diese Art wird man finden, daß eine reiche Nation immer für andere gearbeitet hat.

§. 8.

Vom kriegerischen Geist.

Da unglückliche Umstände und die Lage eines Staats ihn nöthigen, seine Absichten oft auf Krieg zu richten, so würde es wichtig seyn, wenn seine Unterweisungen, Gesetze und öffentliche Erziehung in seinen Unterthanen Ehre, Enthusiasmus für Ruhm,

Hochschätzung der Tapferkeit und Liebe zum Vaterlande unterhielten. Eine martialische Erziehung sollte daher diejenigen Bürger, welche das Schicksal bestimmt den Arm des Soldaten, der nichts weiter als Muth hat, zu führen, von Jugend auf in der Kriegskunst unterrichten. Sie sollte Generale bilden, die einer Nation nöthiger sind, als die zahlreichsten Armeen. Die Erfahrung aller Jahrhunderte beweist, daß nicht die Armeen, sondern erfahrne Befehlshaber die Siege erfechten. Die einfältigen Böotier hatten nur einen Epaminondas nöthig, um sich aus der Dunkelheit heraus zu heben, und die Spartaner selbst zu überwinden. Ein General ist die Sele seiner Armee. Diese, so stark sie auch immer seyn mag, ist nur eine träge Masse, wenn ihr Befehlshaber derselben nicht Leben und Bewegung giebt.

Damit die Befehlshaber der Armeen ihre Plane ausführen können, wird ein strenger Gehorsam von den Soldaten und von denen erfodert, welche die Befehle des Generals an dieselben überbringen müssen. Nichts ist nothwendiger als eine strenge Mannszucht. Allein bey einer Armee kann nur die äusserste Strenge zuweilen nützlich seyn. Sie ist viel weniger zu fürchten als jene gesetzlose Freiheit, die gleichsam jeden

Soldaten berechtigt, die Befehle seiner Obern zu untersuchen. Die Römer wurden sogar bey glücklichen Unternehmungen gestraft, sobald sie nicht Befehl dazu gehabt hatten. Ohne Subordination wird eine Armee eine Democratie, deren Bewegungen für die Republik immer gefährlich sind. Selbst Herzhaftigkeit muß oft der Disciplin nachgeben. Wenn Tapferkeit nicht ihre gehörige Richtung erhält, so richtet sie nichts als Unordnungen an. Heftige Angriffe können zuweilen glückliche Folgen haben; aber sobald sie Widerstand finden, so entsteht Verwirrung. Die Herzhaftigkeit verschwindet und Muthlosigkeit nimmt ihre Stelle ein. Die Disciplin kann den Soldat allein lehren, standhaft zu bleiben, sich nach der Zerstreuung wieder zu sammlen und die Gefahr mit kaltem Blute anzusehen. Der Soldat, der blos Tapferkeit besitzt, stirbt ohne Nutzen. Der disciplinirte Krieger verliert sein Leben nicht ohne Vortheil fürs Vaterland. Die Disciplin hat die Römer allein zu Herren der ganzen Welt gemacht.

§. 3.

Vom Militairstande.

Die Soldaten machen eine Klasse von Bürgern aus, welche bestimmt sind, ihre Mit-

Mitbürger gegen die Angriffe auswärtiger Feinde zu beschützen. Dagegen giebt ihnen die Gesellschaft Unterhalt, ehrt und belohnt sie nach ihren Verdiensten. Wenn sich die Nationen mit den Vortheilen begnügten, welche ihnen die Natur darreicht — wenn sie die Güter, die ihnen zu Theil geworden sind, gemeinschaftlich genössen — so wäre nichts unnützer, als zum Nachtheil ihrer Bevölkerung zahlreiche Armeen von Bürgern zu erhalten, welche durch Kriege aufgerieben werden, oder deren Hände einen grossen Theil ihres Lebens müssig bleiben. Wenn auf der andern Seite unglückliche Umstände eine Nation verbinden, Krieg zu führen, so hat sie Menschen nöthig, welche sie vertheidigen müssen. Das Vaterland muß in dieser Rücksicht den Eifer derer von seinen Kindern nähren, die sich für dasselbe aufopfern wollen. Es muß durch allerley Vorzüge den edlen Enthusiasmus aufwecken, der sie anfeuert dem Tode Troß zu biethen, um demselben dadurch Ehre und Ruhe zu verschaffen.

Wenn das Vaterland die Dienste, die es erhält, würklich auf eine angemessene Art belohnen muß, so muß es gewiß die Männer vorzüglich belohnen, die ihr Leben für dasselbe in Gefahr setzen, die so edel den-

denken, daß sie ihre eigene Erhaltung hintan setzen, so bald es auf die Errettung des Vaterlandes ankommt. Daher sind Muth, Tapferkeit und Kriegswissenschaft die Eigenschaften, welche in allen Gesellschaften am besten belohnt werden. Ruhm, Achtung und Ehre sind die Triebfedern des Kriegers, der gewiß nicht mehr Enthusiast seyn wird, wenn man aufhört, ihn zu schätzen. Allein der Glanz kriegerischer Tugenden verschwindet in den Augen der Vernunft und der Billigkeit, wenn sie dem Vaterlande schädlich werden.

Können Menschen, die zur Vertheidigung des Staats bestimmt sind, berechtigt seyn, denselben zu beunruhigen, ihre Mitbürger zu verachten und die Gesetze zu übertreten, welche allen Gehorsam auferlegen? Bey einem Volke, dessen Umstände es häufigen Kriegen aussetzen, muß die Politik ohne Zweifel den Geist des Krieges unterhalten und die Grösse der Sele, die der Gefahr trotzt, hervorziehen. Aber sie muß auch die Unordnungen derselben nicht ungestraft lassen. Die Gesetze sind für alle Bürger ohne Ausnahme Befehle. Staatsverbrechen müssen nicht ein Vorrecht des Militairstandes seyn. Die Soldaten dürfen die Gerechtigkeit der Armeen nicht in den Städ-

ten einführen. Der Soldat muß den Landmann, den Künstler, den Staatsbedienten beschützen. Nie hat er das Recht, sie seine Macht oder seine ungerechte Verachtung fühlen zu lassen.

§. 10.
Von öffentlichen Belohnungen.

Die Belohnungen sind entweder physische Güter, oder es sind Vorzüge, die man als Vorzüge angenommen hat. Sie gereichen entweder zum sinnlichen und materiellen Wohlseyn, oder sie zeugen ein inneres und idealisches Vergnügen, das aus Hochachtung, Ehre und Ansehen entspringt – Triebfedern, welche für Geschöpfe Reitze haben sollen, die gern mit einander wetteifern! Dadurch werden die Selbstliebe und die Leidenschaften der Bürger, wenn sie eine gute Richtung bekommen haben, dem Staate vortheilhaft. Dies ist der Ursprung des verschiedenen Ranges, den Tugenden, Geschicklichkeit, Bedienungen, Geburth und Reichthümer unter den Bürgern einführen. Diese Unterscheidungen gründen sich darauf, daß die in Gesellschaft getretenen Mitglieder ihre Gleichheit und selbst die Vorzüge aufgeopfert haben, die ieder für sich wegen der Vortheile zu besitzen wünscht, die er

schon

schon dadurch erhalten hat, oder noch von ihnen erwartet.

Allein dies ist keine willkührliche Aufopferung; die Menschen sind nicht blind. Sie schenken ihre Zärtlichkeit, ihre Achtung und ihre Erkenntlichkeit einigen von ihnen nur dann, lassen sich das Wohl derselben nur dann angelegen seyn und opfern ihnen ihren besondern Stolz nur dann auf, wann sie sehen, daß sie Vortheile von ihnen zurück erhalten, oder doch von ihnen hoffen zu können glauben. Die Achtung, die man angesehenen Personen bezeugt, ist nichts anders als der Ausdruck der Empfindung, nach der man die Verdienste, die Geschicklichkeit, den höhern Rang und die Brauchbarkeit derer anerkennt, die uns vorgezogen werden. Der reiche Bürger wird von den Armen nur deswegen geschätzt, weil dieser an ihm einen Mann siehet, der ihm und andern nützlich ist. Der ganz im Stillen lebende Bürger siehet den Grossen als seinen Beschützer und als seine Stütze an. Der Geitzige ist ein Gegenstand der Verachtung, weil seine Schätze unnütz sind.

§. 11.

Von den Kriegsrechten.

Man wird vielleicht die Frage aufwerfen, was der Krieg für Rechte ertheilt, und

wie weit sich die Wuth desselben erstrecken darf. Den Unordnungen Gesetze vorschreiben, dem Zorn eines Eroberers oder zügellosen Soldaten Grenzen setzen — das heißt ohne Zweifel nichts anders, als der Vernunft den Wahnsinn, der Ueberlegung die Leidenschaft unterwerfen wollen. Es giebt indessen Grenzen, welche die Natur dem Ungestüm der Menschen setzt. Die Vernunft ziehet sie nach der Erfahrung, und die Hitze selbst kann sie mitten in ihrem Ausbruch erkennen. Die Menschen empfinden, ohne daß sie ihren Thorheiten entsagen, das Unanständige derselben, und halten es für rathsam, ihren Würkungen Einhalt zu thun. Dies ist der Ursprung des Völkerrechts, das sich auf gegenseitige Verträge gründet, wodurch Völker zu ihrem eigenen Vortheil darin übereinkommen, daß sie sich der Macht mit Mässigung bedienen. Die Stimme der Menschheit, des Interesse der Menschen wird doch zuweilen mitten unter dem Geräusch der Waffen gehört. Sie lehret die wildesten Sieger, daß ihre Feinde Menschen sind; daß, wenn es gerecht ist, sie zurück zu treiben, es doch ungerecht ist, sie zu Boden zu schlagen, sobald sie nicht mehr furchtbar sind. Sie zeigt den Eroberern, daß ihre Eroberungen für sie selbst unfruchtbar sind, wann sie durch ein

unnü-

unnützes Blutbad dieienigen ausrotten, die sie zu Unterthanen machen wollten. Kurz, alles verkündigt ihnen, daß das Glück der Waffen täglich abwechselt, daß der heute sieghafte Soldat morgen das Opfer der Grausamkeit werden kann, die er selbst ausgeübt hat. Auf diese Art weisen Vortheil und Bedürfniß die Unbedachtsamsten immer auf die Pflichten der Sittenlehre und der Billigkeit hin.

Die wahre Politik ist weder zerstöhrend, noch grausam. Zufrieden, wenn sie ihre Feinde gedemüthigt und geschwächt, die Verschwörungen derselben rückgängig gemacht, den Ausschweifungen derselben entgegen gearbeitet hat, will sie dieselben nicht mit dem Triumpfwagen zerschmettern. Sie denkt immer daran, daß man Gefahr läuft alles zu verlieren, wenn man seine Feinde bis zur Verzweifelung bringt. Wenn ihr Glück ihrer Erwartung und ihren weisen Anschlägen nicht entsprochen hat, so schickt sie sich in die Zeit und will lieber über ein kleineres Volk, über Staaten von kleineren Umfang befehlen, als ihre Nation durch eine vergebliche Hartnäckigkeit dem gänzlichen Untergang aussetzen.

Für eine weise Regierung ist der Krieg nie etwas anders, als der Weg zum Frieden.

den. Eine Regierung, die ihren wahren Vortheil kennt, ziehet einen Krieg, der nicht sehr vortheilhaft ist, dem glücklichsten vor, der dem Staate immer seine Schätze, seine Unterthanen, und seine köstlichsten Güter kostet. Die Waffen sind nur bestimmt, den Völkern das zu erhalten, was Ruhe und Gerechtigkeit ihnen hat zu Theil werden lassen. Die Länder sind immer groß genug, sobald man darauf denkt, sie glücklich zu machen.

Zwölftes Kapitel.

Von der Obrigkeit.

§. 1.

Ueber die Geschäfte der Obrigkeiten.

*Jeder Landesherr ist seinen Unterthanen Gerechtigkeit schuldig. Entweder er muß sie selbst verwalten, oder durch andere verwalten lassen. In allen Gesellschaften machen die obrigkeitlichen Personen einen gewissen Stand aus, der wegen der Vortheile, die ihre Verrichtungen haben, Achtung verdient.

* Natürliche Politik.

dient. Man nennt dieienigen obrigkeitliche Personen, deren Geschäft es in iedem Staate ist, ihre Mitbürger zu richten, über die Beobachtung der Gesetze zu wachen, kurz, Ordnung und Ruhe zu erhalten. Da die Landesherren, besonders in grossen Reichen nicht vermögend sind, ihren Unterthanen selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sind sie genöthigt, einen Theil ihrer Gewalt einigen aufgeklärtern und gelehrten Bürgern anzuvertrauen, welche als die Werkzeuge der Gesetze die Streitigkeiten ihrer Mitbürger entscheiden, ihnen für ihre Person und Güter Sicherheit verschaffen, der Gewalt Einhalt thun, den öffentlichen Willen vollziehen und die Uebertreter der Gesetze mit den Strafen belegen müssen, die sie verdienen. Das Ansehen der Obrigkeit ist daher in iedem Staate ein Ausfluß der höchsten Gewalt, doch so, daß die Obrigkeiten blos Ausleger der Gesetze sind, daß sie dieselben auf besondere Umstände anwenden müssen, und daß sie gar nicht das Recht haben, sie auf eine willkührliche Art auszulegen. Sie haben nicht das Recht, Gesetze zu geben; sie üben nicht die gesetzgebende Gewalt aus; sie haben nur einen Theil der vollziehenden Macht, die entweder durch die Gewonheit, oder durch ausdrückliche Regeln,

geln, oder durch die gesunde Vernunft und das Staatsinteresse bestimmt ist.

§. 2.

Von den einem Richter nöthigen Eigenschaften.

So edle Geschäfte erfordern von Seiten derer, die sie verrichten, tiefe Einsichten, eine von Leidenschaften freie Vernunft und eine unpartheiische Gerechtigkeitsliebe. Eine grosse Gesellschaft schliesst eine grosse Menge einzelner Personen in sich. Ihre Bewegungen werden komplizirter und die Umstände der Bürger müssen auf eine unendliche Art abwechseln. Diese Mannigfaltigkeit würde fast für ieden besondern Umstand ein neues Gesetz erfodern. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, erhalten die obrigkeitlichen Personen von der höchsten Gewalt die Vollmacht, die Gesetze auszulegen und sie nach vernünftigen Regeln, die mit dem allgemeinen Wohl übereinstimmen, anzuwenden.

Ueberlegung, ein richtig denkender Verstand und besonders Rechtschaffenheit des Herzens müssen nothwendig bey einem Diener der Gesetze gefunden werden. Ein schlechtdenkender oder lasterhafter Mensch

wird nie eine rechtschaffene Gerichtsperson seyn. Es wird ein forschender Blick und Scharfsinn erfodert, um durch die Schleier zu dringen, in welchen sich die Leidenschaften der Menschen zu verhüllen suchen. Die Kenntniß des menschlichen Herzens und des Naturrechts ist für einen Richter unumgänglich nothwendig. Ein weitläuftiges Studium, das sehr oft von solchen vernachlässigt wird, welche Richter der Menschen sind!

Nur die durch Erfahrung erleuchtete Rechtschaffenheit kann bestimmen, wie die Regeln richtig anzuwenden sind, die unter den weisesten Regierungen in vieler Rücksicht nur allgemein und unbestimmt seyn können. Wenn die Gesetzgebung nur erfunden ist, um eine Anwendung von den Naturgesetzen zu machen, so ist es sehr wichtig, die ersten Gesetze, die aus der Natur des Menschen fliessen, zu kennen.

In ieder Regierung muß die Obrigkeit einen hohen und angesehenen Rang einnehmen. Sie muß von ihren Mitbürgern, die den Nutzen derselben erfahren, geachtet werden. Sie verdient die Achtung des Landesherrn, der in der Person der Obrigkeiten, die in seinem Namen sprechen, sich selbst achtet. Allein dieses Ansehen kommt nicht

der

der Stelle selbst zu. Achtung und Belohnungen können nur solchen zu Theil werden, die ihr Amt mit eben so viel Rechtschaffenheit als Verstand verwalten. Eine unverbrüchliche Liebe zur Gerechtigkeit, eine tiefe Kenntniß der Gesetze, eine anhaltende Wachsamkeit, eine unveränderliche Liebe zum allgemeinen Wohl — dies sind die Eigenschaften, wogegen die Völker einmüthig ihre Achtung und Zärtlichkeit denen beweisen, welche ihre Ehrenstellen über sie erheben. Es würde eine kindische Eitelkeit seyn, wenn man auf Ehrenämter Ansprüche machen wollte, sobald man derselben unwürdig ist, oder wenn man die Pflichten derselben nachlässig beobachtet. Die Obrigkeit muß sich selbst in Ehren halten, wenn sie ehrwürdig seyn will. Wie kann sie die öffentlichen Sitten gut erhalten, wenn die ihrigen ausgeartet sind? Mit welcher Stirne wird sie, im Namen der Gerechtigkeit, die Ausschweifungen strafen, deren sie sich selbst schuldig weiß? Wird sie Muth haben, über das Leben, die Güter und die Glückseligkeit ihrer Mitbürger zu entscheiden, wenn sie die Zeit in Zerstreuungen zugebracht hat, die sie auf das Studium und auf die ernsthafte Untersuchung ihrer Rechte hätte verwenden sollen.

Dreizehntes Kapitel.

Von den verschiedenen Regierungsformen.

§. 1.

Von der Demokratie.

Ein ieder wird leicht die Unbequemlichkeiten einsehen, die daraus entstehen, wenn das Volk die Regierung verwaltet. Diese wird man für die schlechteste von allen Regierungsformen halten müssen, wenn man auch mit der Geschichte der alten und neuen Demokratien sehr wenig bekannt ist. Unsinn und Hitze haben gewöhnlich bey den Berathschlagungen des Volks die Oberhand. Die unvernünftigste und unwissendeste Parthey schreibt derienigen Gesetze vor, welche Erfahrung und Einsichten berechtigten zu befehlen und diese macht sich oft durch Hochmuth und Stolz dem Volke verdächtig. Der Unvernünftige ist immer neidisch. Eine eifersüchtige und argwöhnische Menge glaubt Recht zu haben, sich an allen Bürgern zu rächen, welche Verdienste, Geschicklichkeit und Reichthümer ihr verhaßt machen. Neid, aber nicht Tugend, ist die mächtigste

tigste Triebfeder der Republiken. Die hervorstechendesten Dienste werden von einem Haufen Undankbarer bestraft und verkannt, die bey ihrer grossen Menge und Gesetzlosigkeit nicht einmal wegen ihrer Verbrechen errôthen. Ein Volk wird so wie ein Privatmann übermüthig und schlechtdenkend, wann es ohne Einsichten und Tugend Macht besitzt. Dieser wird bey dem Anblick seiner Stärke, die er nie mit Klugheit und Richtigkeit anzuwenden weiß, ganz von Hochmuth eingenommen. Er verkennet alsdann seine wahren Freunde und ergiebt sich Treulosen, die seinen Leidenschaften schmeicheln. Jene so gerühmten Athenienser zeigen uns in ihrer Geschichte nichts anders als eine Schilderung von Thorheiten, Ungerechtigkeiten, Undankbarkeit und Unterdrückungen. Man erblickt in derselben die edelmüthigsten Vertheidiger dieser unwürdigen Republik, die sich rechtfertigen müssen, weil sie treu gedient haben, oder die gezwungen sind, ihr Vaterland zu verlassen, um der Wuth des Pöbels auszuweichen, dessen Zügellosigkeit sie mehr befestigt hatten, als die Freiheit desselben.

Auf diese Art wird die Tugend unter der Demokratie oft so gar zum Verbrechen. Ein blindes Volk wird in iedem Augenblick von Schmeichlern betrogen, welche sich der

Wuth

Wuth desselben zu ihren Absichten bedienen; die Hitze seiner Einbildungskraft überläßt es Aufrührern, die es gegen das empören, was ihren eigenen Leidenschaften im Wege steht. Seine Raserey macht es zu einer Beute der Ehrgeizigen, die es mit ihren eigenen Händen erwürgen und die es zuletzt, damit es nur sein Unglück geendigt siehet, nöthigen, seine Zuflucht unter dem Schutz der Tyranney zu nehmen. Diese verwüstet endlich alles, was Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit noch geschont hatten.

Kurz überall, wo das Volk im Besitz der Macht ist, nähret ein Land in seinem Innern die Ursach seiner Zerstöhrung. Die Freiheit artet in Zügellosigkeit aus und darauf folgt gewöhnlich Anarchie. Ein grosser Haufen, der stoltz auf seine Macht und mit Schmeichlern umgeben ist, ist gemeiniglich wütend im Unglück, übermüthig im Glück und kennet keine Mässigung. Er nimmt die Eindrücke aller derer leicht an, die ihn hintergehen wollen. Die Bande des Wohlstandes halten ihn nicht zurück, sondern er überläßt sich ohne Ueberlegung und ohne Gewissensbisse den schimpflichsten Verbrechen, den himmelschreiendesten Ausschweifungen. Wenn viel Bürger, deren Interesse sich begegnet, mit einander um die Oberherrschaft streiten, so theilet sich das Volk alsdann in Partheien,

der bürgerliche Krieg zündet seine Fackel an, einige folgen dem Marius, andere dem Sylla — eine ansteckende Schwärmerey bemächtigt sich aller Gemüther und unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls wird das Vaterland von Rasenden verheeret, die es zu retten vorgeben. Auf diese Art entstehen bürgerliche Kriege, die grausamsten von denen, welche die Erde verwüsten. Man siehet in denselben den Vater wider den Sohn, einen Bruder wider den andern in den Waffen. Ein Bürger wird ein persönlicher Feind des andern.

§. 2.

Ueber die Aristokratie.

Unter der Aristokratie lassen einige wenige mächtige Bürger ihr Ansehen ein Volk fühlen, das sie verachten und dessen Unterdrücker sie nach und nach werden. In einem aristokratischen Staate hält sich iedes Glied der Regierung für einen König. In einigen Aristokratien erblickt man dieselbe Politik, dasselbe Mistrauen, dieselben blutdürstigen Gesetze, eben so wenig Freiheit als unter der argwöhnischsten Tyranney — und das Schlimmste ist die geringe Hoffnung der Veränderung. Ein ganzes Kollegium verändert seine Verhaltungsregeln und seine Handlungsart nicht. Unter einer uneingeschränk-

ten Aristokratie wird das Volk ganze Jahrhunderte hindurch von Oberherren gedrückt, die nie von ihrem Plan abgehen. Wenn einige von den Oberhäuptern listiger oder unternehmender sind als ihre Kollegen, so streiten sie mit einander um die Gewalt — und das Volk theilet sich in Partheien und bezahlet den Ehrgeiz seiner Unterdrücker mit seinem Blute.

§. 3.

Ueber die Monarchie.

Das, was wir von den beiden vorigen Regierungsarten gesagt haben, könnte uns schon lehren, was wir von der dritten denken müssen, wenn es uns auch die blosse Vernunft nicht sagte. Eine Regierungsform, bey welcher der Thron des Monarchen die Gesetze und die Liebe zu der Gesellschaft, welche er beherrscht, zur Grundstütze hat, ist ohne Zweifel die weiseste und glücklichste von allen. Alle Gründe einer solchen Regierungsform sind von der Natur des Menschen und des Planeten, den er bewohnt, hergenommen. Sie ist für die Erde gemacht, so wie die Republik und Theokratie für den Himmel und der Despotismus für die Hölle gemacht sind. Ehre und Vernunft, welche ihr das Daseyn gegeben haben und sie in Ordnung erhalten, sind die wahren Triebfedern des

Menschen, so wie die erhabene Tugend, von welcher uns die Republiken nur einen schwachen Schimmer gezeigt haben, die Bewohner des Himmels beständig in Bewegung setzt und so wie die Furcht der despotischen Staaten die einzige Triebfeder der Verworfenen ist.

Die monarchische Regierungsform hat allein die wahren Mittel gefunden, die Menschen alles mögliche Glück, alle mögliche Freiheit, und alle die Vortheile geniessen zu lassen, die man auf Erden geniessen kan. Die monarchische Regierungsform muß als das Meisterstück der menschlichen Vernunft angesehen werden, als der Hafen, in den sich das menschliche Geschlecht von dem Ungewitter umhergetrieben ein eingebildetes Glück suchend, hat begeben müssen, um ein Glück zu finden, welches für dasselbe bestimmt war. Daher hat es Könige gefunden, welche nicht mehr so wie die abgöttischen Regenten der Gottheit gleich seyn wollen. Daher kann es sie lieben, ehren, hochschätzen, ohne sie als Götter oder Abgötter anzubeten und zu fürchten. Daher unterwerfen sich die Völker ohne Mühe und ohne Murren Gesetzen, welche ihnen weise Monarchen gegeben und welche ihnen alle die Vortheile verschaft haben, die den Menschen von dem Sclaven in Asien und dem Wilden in America unterscheiden.

So

So wie unsere Vorfahren, die einen sehr gesunden Verstand hatten und blos von menschlichen Empfindungen lebhaft durchdrungen waren, sich Könige wählten und zwar nicht zwischen einem Gott und einem Teufel wählten, so wie sie einen Sterblichen nahmen, der ihnen gleich war, den die Gerechtigkeit durch bestimmte Gesetze erhielt — so fordert auch diese gemässigte Regierungsform von ihren Regenten nicht, daß sie sich als Götter verhalten sollen; sie fordert von den Völkern keine strenge Tugend, wozu wenige fähig sind; sie fordert nicht die zitternde Unterwürfigkeit eines Sclaven, welche sie empören oder erniedrigen würde. Die Menschen werden in derselben so genommen, wie sie sind. Man läßt sie in derselben das empfinden, was aus dem Bewustseyn entspringt, daß sie Bürger und Menschen sind und man nährt sogar in iedem die Empfindung von der Würde seiner Natur, die man Ehre nennet. Haben sie Leidenschaften, weil sie Menschen sind und Leidenschaften haben müssen, so weiß der Staat sie im Zaum zu halten und sie zum allgemeinen Besten anzuwenden. Eine liebenswürdige Einrichtung, die unsere ganze Achtung und Liebe verdient! Jede Gesellschaft muß bey derselben eine desto dauerhaftere und glücklichere Verfassung haben, da diese Verfassung nicht auf falsche Grundsätze,

nicht auf chimerische Mittel oder Triebfedern, sondern auf die Natur und auf die Beschaffenheit der irrdischen Dinge gegründet ist.

Unsere itzigen Monarchien können noch einige Unbequemlichkeiten haben. Allein es kommt mir nicht zu, sie hier anzuführen. Ich bin blos Bürger und das Glück, das mich die Gesetze und mein Landesherr geniessen lassen, fordert von mir, daß ich weiter nichts sey. Der Fortschritt in den Wissenschaften wird auf die Könige und auf die Denkungsart des Landes Einfluß haben und sie völlig in den Dingen unterrichten, die zum wahren Wohl der Gesellschaft noch fehlen. Dieser Fortschritt allein regiert auf eine unmerkliche und sieghafte Art alles, was in der Natur denkt. Er soll in der Zukunft der Gesetzgeber aller Menschen seyn und in der politischen Welt unvermerkt und mit leichter Mühe neue Einsichten ausbreiten, so wie er sie täglich in der gelehrten Welt ausbreitet.

Vierzehntes Kapitel.

Ueber die Regierungsform in Großbrittannien.

§. 1.

Schilderung dieser Regierungsform.

Zum Glücklichseyn ist Reichthum nicht allein hinlänglich. Man muß auch seine

Reich-

Reichthümer so zu gebrauchen wissen, daß sie unser Glück bewürken. Zum Glücklichseyn ist Freiheit nicht genug, sondern man muß auch seine Freiheit nicht misbrauchen, sie nicht in Zügellosigkeit ausarten lassen und keinen schädlichen Gebrauch von derselben machen. Es ist nicht genug, frei zu seyn, um seine Freiheit zu erhalten, sondern man muß auch ihren Werth kennen, sie nicht einem unedlen Eigennutz aufopfern oder der sclavischen Geldsucht, welche mehr als alle übrige Leidenschaften die Sele erniedrigen und das Herz unedel machen kan.

Das engländische Volk, das in der Geschichte wegen seiner Liebe zur Freiheit berühmt ist, wird von einem Monarchen beherrscht, dessen Macht seine Grenzen hat und von zwey Kollegiis in einem genauen Gleichgewigt erhalten wird, welche in Verbindung mit ihm Gesetze geben und die öffentlichen Angelegenheiten verwalten müssen. Eins von diesen Kollegiis besteht aus dem Adel, den Grossen und den Pairs, das andere aus den Repräsentanten des Volks, die von dem Volke selbst gewählt werden und das Unterhaus ausmachen. Nach dem Urtheil vieler Männer wird diese Konstitution für die größte Erfindung des menschlichen Geistes gehalten. Man glaubt durch dieselbe die Vortheile der Monarchie, der Aristo-

kratie und der demokratischen Freiheit zu geniessen. Allein wenn man richtig von einer so zusammengesetzten Maschine urtheilen will, so muß man die Würkungen ihrer verschiedenen Triebfedern betrachten.

§. 2.

Einige Blicke auf diese Regierungsform.

Eine aus den Grossen bestehende Aristokratie, die ihre Grösse immer dem Throne zu verdanken haben, muß ihrer Natur nach die Macht des Volks fürchten und die Macht des Regenten begünstigen, weil Titel, bürgerliche und militärische Ehrenstellen, Besoldungen und Gnadenbezeugungen von ihm herrühren. Das Interesse der aristokratischen Parthey vermischt sich also augenscheinlich mit dem Interesse des Monarchen und kan fast nie davon getrennt werden. Der König kan sich daher immer auf die Mehrheit der Stimmen in dem Oberhause verlassen. Ueberdem findet er natürlicher Weise an den geistlichen Herren oder Bischöfen, die er ernannt hat und die ihm alles zu verdanken haben, eine Parthey, die sich gern nach seinem Willen richtet.

Das Unterhaus, das den demokratischen Theil der engländischen Regierung ausmacht, ist eine zahlreiche, folglich aufrührerische und uneinige Versammlung der Repräsen-

sentanten, die einmal dazu erwählt sind und nun glauben, daß sie denen, welche sie zu Repräsentanten bestellt haben, keine weitere Rechenschaft geben dürfen und des Rechts nicht mehr beraubt werden können, sie vorzustellen und in ihrem Namen zu sprechen. Daher können diese Repräsentanten, ohne Gefahr zu laufen, das Interesse des Volks aufopfern und dem Hof verkaufen. Der Monarch ist vermöge seiner Vorrechte der einzige Gebiether über die Schätze einer Nation, welche ihm dadurch die Mittel verschaft, die Stimmen derer zu erkaufen, die bestimmt sind, in ihrem Namen zu sprechen. Hieraus siehet man, daß der Regent und seine Ministers im Stande sind, die Repräsentanten des Volks zu regieren.

Diese Repräsentanten werden von dem Pöbel erwählt, der größtentheils aus armen Bürgern besteht, welche ihr Unglück geneigt macht, ihre Stimmen den Kandidaten zu geben, die dafür bezahlen wollen. Unter lauter Zank, Kabalen und oft blutigen Streitigkeiten eines solchen Haufens und in den gemeinsten Bierschenken werden die Männer erwählet, welche die Rechte der Nation gegen die Unternehmungen eines Hofes behaupten sollen, der seine Gegenparthey durch tausend Mittel bestechen kan. Es ist ein grosser Fehler des engländischen Volks, daß es nicht

die Klugheit gehabt und sich die Gewalt vorbehalten hat, seine unrecht handlenden Repräsentanten zu bestrafen. Es ist genöthigt, alle ihre Thorheiten mit Stillschweigen zu erdulden und zu unterschreiben.

§. 3.

Worin besteht der Patriotismus der Engländer?

Eine sehr lange Erfahrung beweiset, daß in Großbrittannien der Patriotismus derer, welche sich dem Hofe und der Parthey des Ministeriums widersetzen, keinen andern Zweck hat, als den Regenten zu beunruhigen, den Handlungen seiner Minister entgegen zu arbeiten, die vernünftigsten Proiekte über den Haufen zu werfen und selbst Antheil an dem Ministerium zu haben. Der engländische Patriot ist oft blos ein Ehrsüchtiger, der sich bemühet, sich selbst in den Platz der Minister zu setzen, die er in ein übeles Geschrey bringt oder er ist ein geldsüchtiger Mann, der Geld nöthig hat, oder ein Aufrührer, der mitten unter Unruhen seine in Verfall gerathenen Glücksumstände wieder herzustellen sucht. Sind Patrioten von dieser Art wohl im Stande, das Interesse ihrer Länder aufrichtig zu Herzen zu nehmen? Sobald sie den Gegenstand ihrer Wünsche besitzen, folgen sie den Fußtapfen ihrer Wider-

dersacher und werden selbst der Vorwurf des Neides und des Klaggeschreyes dererienigen, welche sie verdrängt haben. Diese scheinen denn wieder wahre Patrioten in den Augen eines unruhigen Volks zu seyn, das immer glaubt, seine wahren Freunde wären die Feinde derer, die würklich die Macht in Händen haben. Hieraus ist offenbar, daß ein auf diese Art beherrschtes Volk nothwendig in ewigen Uneinigkeiten, in beständigem Mistrauen und Aufruhr leben muß. Es muß die Macht, das Ansehen und die Politik eines klugen Monarchen und eines unternehmenden Ministers fürchten. Es muß die Gefälligkeit der Grossen gegen den Monarchen fürchten, welcher der Grund ihrer eigenen Grösse ist. Es muß die Freiheit seiner Repräsentanten fürchten, denen es sein eigen Interesse zu besorgen aufträgt und welche so mancherley Umstände verführen können — Kurz es muß seine eigene Thorheit fürchten.

§. 4.

Von den Nationallastern, welche der Liebe zur Freiheit entgegen stehen.

Kan eine Nation, die durch Kabalen, Partheyen und Empörungen des Pöbels in Uneinigkeit lebt, iemals ruhig und zufrieden seyn? Alle Bürger eines Staats haben nur ein Interesse, nemlich — in Frieden zu leben,

ben, gut regiert zu werden, gute Gesetze zu haben und die Vortheile ruhig zu geniessen, welche Natur und Industrie verschaffen. Allein was kan für ein Glück und Sicherheit für ein Volk entstehen, welches Parthey geist, Verwirrung und der niedrige Eigennutz einiger geldgierigen Kaufleute zu Kriegen fortreissen können, die für die rechtschaffenen Bürger unnütz sind, welches daher ungeheuere Geldsummen aufwenden muß, woraus unermeßliche Schulden entstehen, womit der Staat eine lange Reihe von Jahren beschweret wird, ohne sich iemals retten zu können?

Wenn man ein wahrer Patriot seyn will, so muß man eine grosse Sele haben, man muß Einsichten, ein rechtschaffenes Herz und Tugend haben. Der Patriotismus ist eine edle, erhabene und großmüthige Leidenschaft. Er kan mit Geiz, der immer eine unedle, niedrige und mit dem gesellschaftlichen Leben unvereinbare Leidenschaft ist, nicht bestehen. Ein der Geldsucht ergebenes Volk hält nichts für schätzbarer als Geld. Es fürchtet Armuth oder einen mittelmässigen Vermögensstand als das größte Unglück und wird der Begierde, reich zu werden, alles aufopfern. Ein handlendes Volk findet nichts, was mit dem Reichthum in Vergleichung zu setzen wäre — ieder strebt darnach. Wenn diese ansteckende Seuche in allen Stän-

den des Reichs herrscht, so wird der Repräsentant des Volks nicht davon ausgenommen seyn. Er wird die öffentliche Freiheit dem Regenten und seinem Minister verhandlen, welche die Taxe von der Rechtschaffenheit ihres Landes bald wissen werden. Ein Ausspruch des berühmten Robert Walpole, ersten Ministers von England, unter der Regierung Georg *II.*

Kan eine solche Nation ihre Freiheit lange erhalten, sobald sie dieselbe nur schätzt, um sich dadurch zu bereichern? Wenn die Freiheit genossen und erhalten werden soll, so fodert sie beherzte und edle Selen. Sonsten artet sie in Zügellosigkeit aus und wird zulezt eine Beute eines ieden, der sie kaufen kan — — Was fehlt also an der Glückseligkeit eines Volks, das sich rühmt, die glücklichste Regierungsverfassung und die gröste Freiheit zu besitzen? Was bleibt einer Nation zu wünschen übrig, in deren Hafen die Reichthümer der ganzen Welt einlaufen? Ihren Kindern fehlen eine bessere und edlere Erziehung, richtige Begriffe von der Freiheit und dem Gebrauch, den man davon machen muß und besonders Neigungen, die von dem unlöschbaren Durst nach Reichthümern abführen, deren Ueberfluß die solidesten und der Gesellschaft nützlichsten Tugenden in der Sele nur ersticken muß.

Britten!

Britten! woher entstehen iene beständigen Unruhen, iene Empörungen, die eure Kräfte schwächen — iener finstere Kummer, der euch verzehrt und sogar an eurer Stirne abgedruckt ist? Woher kommt es, daß die Schätze, die sich in euren Händen häufen, euer Glück nicht dauerhaft machen, sondern es vielmehr zerstören? Warum erblickt man euch in dem Schoosse des Ueberflusses und der Freiheit tiefsinnig, unruhig und unzufriedner mit eurem Schicksal als andere Völker, die ihr nicht so hoch schätzet als euch selbst? Lernet die wahre Ursach eurer Sorgen und eures Kummers kennen. Die Begierde nach Gold bildete nie gute Bürger. Die vernünftige Freiheit kann keinen festern Grund haben, als wenn sie auf Billigkeit beruhet und mit Muth durch eine Tugend unterstützt wird, mit der niedrige Leidenschaften unvereinbar sind. Ueberlaßt den verwegenen und unruhigen Köpfen den thörichten und Verwüstung anrichtenden Ruhm, Eroberungen zu machen — die Erde und zuweilen selbst euer Vaterland mit Blut zu bedecken. Zufrieden genießt die Wohlthaten der Natur in Ruhe. Vertilget sie nicht durch unvernünftige Kriege, die blos einer handvoll unersättlicher Kaufleute nützlich und für eure wahren Bürger verderblich seyn würden. Strebt daher nach Weisheit und Vernunft o Brittannier! Beschäf-

schäftigt euch mit der Vervollkommnung eurer Regierung und eurer Gesetze. Haßt den Luxus, der für die Sitten und für die Freiheit gleich traurige Folgen hat. Wachet für die Sicherheit von Europa und dann wird eure Insel den Frieden, die Ruhe und das Glück geniessen, wornach ihr seit so langer Zeit vergebens seufzet. *

Funfzehntes Kapitel.

Ueber Holland.

** Welch Gefühl des Patriotismus sollte man nicht von einem Volke erwarten, das zu sich selbst sagen kan: Das Land, das ich bewohne, habe ich fruchtbar gemacht — ich habe es verschönert und von neuen erschaffen. Das drohende Meer, das unsere Felder bedeckte, weicht vor den mächtigen Dämmen zurück, die ich seiner Wuth entgegengesetzt habe. Ich

* Man wird es nicht misbilligen, daß ich hier ein Fragment einrücke, worin der Verfasser als Philosoph die Triebfedern der Regierung eines philosophischen Volks mit der Freiheit untersucht, welche die Grenzen der Achtung und Mässigung nicht überschreitet, die bey allen Gelegenheiten die Feder eines Weisen regieren müssen. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß, wenn er einige Fehler der brittischen Regierungsverfassung aufdeckt, er nicht so sehr von dem spricht, was geschiehet als von dem, was nothwendig geschehen muß. D. Herausg.

** Philosophische und politische Geschichte der Besitzungen und des Handels in Indien.

Ich habe die Luft gereinigt, welche faule Wasser mit tödtenden Dünsten anfüllten. Durch mich belasten prächtige Städte den Schlamm und den Koth, welche den Ocean trugen. Die Hafen, die ich gebauet habe, die Kanäle, die ich angelegt, führen alle Produkte der Welt herbey, worüber ich nach Willkühr befehlen kan. Die Erbtheile der übrigen Völker sind blos Besitzungen, die ein Mensch dem andern streitig macht. Das Erbtheil, das ich meinen Kindern hinterlassen werde, habe ich den Elementen entrissen, die sich wider meine Wohnung verschworen hatten und bin Herr über sie geworden. Ich habe hier eine neue physische, eine neue moralische Ordnung eingeführt. Ich habe alles zu Stande gebracht, wo vorher nichts war. Die Luft, die Erde, die Regierung — alles ist mein Werk. Ich geniesse die Ehre der vergangenen Zeit und wenn ich meine Blicke in die Zukunft richte, so sehe ich mit Vergnügen, daß meine Gebeine ruhig an eben den Orten liegen werden, wo sich vor den Augen meiner Väter Ungewitter erzeugten. Wie viel Gründe, sein Vaterland zu verehren! Indessen ist in Holland keine Liebe zum allgemeinen Wohl mehr. Es ist ein Ganzes, dessen Theile durch nichts mit einander verbunden sind als durch den Ort, den sie einnehmen. Gelddurst und Gewinnsucht scheinen heut zu Tage fast alle Ueberwinder des Philippus zu beseelen — diejenigen, welche durch ihre Arbeiten und Tugenden die Welt in Erstaunen gesetzt haben — — *

* Dieser beredte Aufsatz über Holland enthält Züge, welche sicher die politischen Laster desselben vergrössern. Wir wollen uns nicht in die Entscheidung so wichtiger Streitfragen mischen. Staatsmänner und Gelehrte mögen urtheilen, ob das Bild, das der Verfasser darstellt und das wir nicht ganz liefern, würklich zu einer Abschilderung von Europa gehört.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunn, Leopold Ludwig Wilhelm

Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften

Bd.: 1

Wittenberg [u.a.] (1778)

Ph.u. 187-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045783-8
VD18 8012593X-001